Der Dornenweg

Adolf Wilbrandt.

Der Dornenweg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Ebner-Eschenbach, M. v., Erzählungen.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Bozena. Erzählung.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Margarete. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Fulda, L., Die Sklavin. Schauspiel. 2. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Das verlorene Paradies. Schauspiel.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Der Talisman. Dramat. Märchen. 10. Aufl.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Lebensfragmente. Zwei Novellen.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 2. Auflage.	Geh. M. 2.50.	Geb. M. 3.50.
Junghans, S., Schwertlilie. Roman. 2. Aufl.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Kirchbach, W., Miniaturen. Fünf Novellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	Geh. M. 5.—	Geb. M. 6.—
Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus d. Ungar. übers. v. L. Dóczi. Dram. Gedicht. 3. Aufl.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Pohl, Emil, Vasantasena. Drama. 3. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Sudermann, H., Frau Sorge. Roman. 24. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Geschwister. 2 Novellen. 12. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Der Katzensteg. Roman. 18. Auflage.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Im Zwielicht. 14. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Sodoms Ende. Drama. 13. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Die Ehre. Schauspiel. 13. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
—„— Heimat. Schauspiel. 14. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Jenseits von Gut und Böse. Schauspiel. 2. Auflage.	Geh. M. 2.—	Geb. M. 3.—
Wilbrandt, A., Der Dornenweg. Roman 3. Aufl.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Novellen aus der Heimat.	Geh. M. 3.50.	Geb. M. 4.50.
—„— Hermann Ifinger. 3. Auflage.	Geh. M. 4.—	Geb. M. 5.—
—„— Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung. 3. Auflage.	Geh. M. 3.—	Geb. M. 4.—

→ Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. ←

G
665d

Der Dornenweg.

Roman

von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

385-58
21/1 97

Stuttgart 1894.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Den teuren Freunden

Sigismund und Rosa Nicolai

zugeeignet.

Erstes Buch.

I.

Der Bankier Adams gab einen seiner „kleinen Scherze"; so nannte er gern die Feste, mit denen er seine Nebenbuhler im Berliner Westen zu überbieten suchte. Er hatte seine Säle diesmal schon am Anfang des November eröffnet, weil er eine „ganz besondere Schnurre" vorzusetzen hatte: statt der vorjährigen Primadonna einen Komiker allerersten Ranges, aus Wien, zur Zeit Gast an einem Berliner Theater, diesen Abend Gast des Bankiers Adams, dem er aus „Freundschaft" (sie hatten sich vor fünf Tagen kennen gelernt), und für ein gewiß fürstliches Geschenk, die Wunder seiner Kunst zur Verfügung stellte. Die Gesellschaft war im Konzertsaal versammelt, einem auffallend einfach und edel durchgeführten Raum, nur in Weiß und Gold, noch an die Schinkel'schen Traditionen erinnernd, obwohl man schon 1879 schrieb und das Haus neu war. Die Thüren waren geschlossen; die breite Erhöhung, auf der sonst Musik gemacht wurde, diente dem Schauspieler als Bühne, ihm ganz allein, denn er führte eine Reihe seiner „Soloscherze" auf, in denen ihn noch kein Berliner Publikum bewundert hatte. Es waren bekannte und unbekannte, feinere und gröbere, einfache und figurenreiche Vorträge, alle aber mit wirklich vollendeter Fertigkeit und auch geistreich „gespielt"; nur ein gewisses herzliches Behagen fehlte, sonst nichts. Die nie übertreibende Sicherheit, die unerschöpfliche Mimik, die verblüffende Stimmbeweglichkeit fuhren der ziemlich blasierten Gesellschaft, die in langen Reihen vor der Bühne saß, allmählich in die Glieder; der Beifall, der anfangs so gemäßigt und herab-

lassend begonnen hatte, wie es „schick“ ist, ward herzhaft und beinahe heftig; das Lachen begann auszuarten. Adams, der seitwärts stand, strahlte; er lachte am lautesten. Endlich kam als Schlußstück das Brillantfeuerwerk, der vielen schon bekannte „Einlaß ins Burgtheater“: wo durch die einzelne Stimme des Erzählers nach und nach die ganze Menge der vor dem Burgtheater Wartenden, sich Unterhaltenden, dann sich Drängenden, zuletzt in Todesnot Hineindringenden dargestellt wird. Aus dem Bariton des Komikers schienen hundert Stimmen zu werden, hohe, mittlere, tiefe; immer kam seine eigene, erzählende wieder, um immer von neuem in eine ganz andre plötzlich umzuschlagen. Die Geschwindigkeit des Wechsels wuchs; die Silben überpurzelten sich; sie blieben doch verständlich. Es schien endlich nicht mehr möglich, daß eine menschliche Stimme rascher sprechen und umbiegen könnte; — es war doch noch möglich. Als das tolle Durcheinander seine sinnverwirrende Höhe erreicht hatte und dann rasch zum Schluß ging, klatschten sie aus reinem Vergnügen, die Damen wie die Herren; einige fingen an zu rufen, als wären sie im Theater. Adams drehte und zerrte seinen schwarzen Bart, so sehr gefiel ihm die „Schnurre“, und daß man bei ihm war. Der Schauspieler verneigte sich, den Mund ein wenig verziehend; dann trat er leichtfüßig mit drei Schritten hinter einen Vorhang zurück, um sich ein paar Minuten von der wilden Jagd zu erholen, und die Gesellschaft geriet in die gewöhnliche, bienenkorbähnliche Bewegung.

„Na, wie finden Sie das, Doktor Dittmar?“ fragte Adams einen vor ihm stehenden Gast, indem er ihm am Rückgrat entlang strich. „Das hat er nicht schlecht gemacht; was? Ein ganz fixer Kerl; wie?“

Reinhard Dittmar, eine feine, etwas magere Gestalt mit blassem Gesicht, wandte den Kopf über die Schulter: „Verblüffend!“ antwortete er mit etwas müdem Lächeln. „Gradezu verblüffend. Er imponierte mir heute noch mehr, als neulich im Theater. Wie haben Sie's eigentlich angefangen —“

„Ihn hierherzulotsen?“ fiel ihm der Bankier ins Wort. Er lächelte sehr vergnüglich, und hatte die Hand wieder am Bart. „Na, Sie wissen ja doch: damals, nach der Vorstellung, nahm Karlchen uns ins Schlepptau (so nannte Adams einen Berliner Theaterkritiker, mit dem er bekannt war), und wir besuchten den

Mimen in seiner Garderobe. Ich dachte mir gleich, Doktor: der wird eingefangen! Eine halbe Stunde später waren Karlchen und ich mit ihm bei Dressel; beim Sekt. Kurz — wir befreundeten uns. Er hat mir geschworen, so 'ne ‚Extravorstellung' gibt er nirgends als bei mir. Kurz, wir *lieben* uns. Nicht wahr, diesen ‚Einlaß ins Burgtheater' spielt ihm keiner nach?"

„Wer denn?" fragte Dittmar zurück.

„Das sag' ich auch: wer denn? — Doktor, mich freute besonders, daß Ihre Freundin hier war, die Schöne, die Juliane Haber: die war doch nichts als Auge und Ohr — sehn Sie, da sitzt sie noch. Sitzt noch ebenso da wie vorhin, den Kopf vorgestreckt; als sollt' er gleich wieder anfangen. Ich versichere Sie, das Mädel *störte* mich förmlich: wenn der Mime am interessantesten war und seine genialsten Gesichter schnitt, dann mußt' ich, hol' mich der Teufel, hinsehen, was denn *sie* dabei thut. Ihre tollen schwarzen Augen wurden immer größer; und wenn sie dann plötzlich auflachte ... Die gehört ja eigentlich auch aufs Theater. Ganz der Teig dazu. Dieser komische, furchtbare Ernst, mit dem sie ihn studierte; und dann das plötzliche Auflachen ... Haben Sie's nicht gehört?"

„O ja, ich hab's gehört," murmelte Dittmar. Er wunderte sich über sich selbst: es mißfiel ihm, daß Adams so von Juliane sprach; und doch, warum sollt' es ihm mißfallen? Daß sie eigentlich aufs Theater gehöre, sagte sie ja selbst; und wer sagte es nicht? Daß Adams sie bewunderte, von ihr entzückt, fast in sie verliebt war, gestand er ja vor jedermann; und wer war es nicht? — Dennoch hatte Dittmar ein Mißgefühl; — ein krankhaftes, dachte er, wie es in der dicken, dummen Luft so eines „Rout" sich so leicht entwickelt! *Er* wenigstens neigte dazu. Auf seine etwas überreizten Nerven legte sich ein wunderlicher Nebel, eine schwüle, süßliche Wolke, gemischt aus all den tausend Wohlgerüchen dieser feinen Damen, den Blumen- und Blätterdüften, dem Kleider- und Menschenduft, der sich im unruhigen Glanz so vieler Lichter hin und her bewegte. Solange der Schauspieler agierte, hatte er's nicht empfunden; jetzt kam sie wieder über ihn, diese Gesellschaftsatmosphärenkrankheit, die ihn seit dem letzten Winter schon so manches Mal überfallen, zuweilen vertrieben hatte. Er wußte nicht, war es mehr seelisch oder körperlich ... Juliane saß noch immer auf ihrem Platz, ganz allein. Es zog

ihn zu ihr. Um den Bankier Adams staute sich eben eine langsam vordrängende Menschenwelle; dies war für Dittmar ein erwünschter Anlaß, um sich zu entfernen. Er ging an den Stuhlreihen entlang bis zur vordersten, in der die wunderbare Gestalt Julianens mit den schönsten, wie griechischer Marmor leuchtenden Schultern saß. Im schwarzen Haar trug sie Kamelien, um den Hals eine Perlenkette; sonst war sie nicht geschmückt. Sie hatte die Augen geschlossen, sie schien zu träumen.

„Juliane!“ sagte er, sich hinter sie setzend, mit gedämpfter Stimme. „So versonnen. Wovon träumst du in diesem Augenblick? Aufs Theater zu gehn?“

Sie hob den Kopf, öffnete die Augen. Langsam bog sie den kleinen Kopf (den „griechischen“, wie Dittmar ihn nannte) über die nackte Schulter und sah den jungen Mann eine Weile an, als besänne sie sich in die Welt zurück. „Sagten Sie nicht eben du zu mir?“ murmelte sie dann.

Er nickte.

„Wie können Sie das hier thun. Wollen Sie wohl artig sein. Sehn Sie denn nicht, daß da Leute sind?“

„Uns hört ja niemand,“ flüsterte er.

Sie fiel ihm aber ins Wort: „Das ist einerlei. Man sieht es den Menschen an, wenn sie du zu einander sagen ... Und überhaupt! Wenn es einmal in einer guten Stunde so plötzlich über uns kommt, dann meinetwegen; so gleichsam am Sonntag, auf du und du — aber nicht für täglich. Brautleute sind wir ja doch noch nicht; wir ‚entwickeln‘ uns noch ... Sagen Sie jetzt nichts, Reinhard; und sehn Sie mich nicht so dumäßig an. Was fragten Sie mich vorhin?“

„Wovon du — — wovon Sie träumten. Ob aufs Theater zu gehn.“

Juliane hatte sich allmählich zu ihm gewendet und sah ihm nun grade in die Augen, Gesicht gegen Gesicht; aber er bemerkte wohl, daß ihre dunklen, am Rand leise glimmenden Sterne durch ihn hindurchsahen, wie in weite Ferne, daß sie in diesem Augenblick an ihn nicht dachte ... Er kannte das an ihr, es war öfter so. Sie kam dann plötzlich zurück, so auch dieses Mal; man konnte es förmlich erkennen; etwa wie eine heimkehrende Brieftaube plötzlich im Luftmeer auftaucht und auf ihr Dach zufliegt. „Wie der Herr mich anstarrt,“ sagte sie nun ein wenig lächelnd; „mit dem

tiefen Blau, mit der edlen Bläſſe. Sind Sie denn auf alles eiferſüchtig, Reinhard? — Aufs Theater zu gehn ... O ja, wenn ich ſo was ſehe und höre, wie den Meiſter da, ſo wird mir ſchnurrig zu Mut; ich verſichere Sie, ich hab' manchmal keinen Herzſchlag und keinen Atem mehr, alles außer Sehen und Hören hört auf. Und er entmutigt mich gar nicht; glauben Sie das nicht! Ich fühle ganz gut, daß ich auch was könnte; ich guck' ihm hinter die Karten, ich weiß, wie er's macht, mit dem Fallenlaſſen und dem langſamen Anwachſen und den kleinen niedlichen Pauſen — bis auf einmal die Wirkung aus der Piſtole fliegt, ſo ganz wie von ſelbſt! — Und dann iſt er nicht ſo hübſch wie ich; meinen Sie nicht? — O, die Leute ſollten ſich ſchon ein bißchen wundern, wenn ich einmal wirklich — —"

Sie brach ab, die rechte Hand zuſammendrückend, und ſtieß einen Seufzer aus.

„Was wollen Sie mit dem Seufzer ſagen, Juliane?" fragte er etwas beklommen.

„Daß ihr alle mich ärgert; daß ihr immer beſſer wißt, was ich will, als ich — und daß ich auf dieſe Weiſe nie zum Theater gehe. Seit ſechs Jahren ſpiel' ich damit — oder es mit mir. Dann kommt ihr Männer und liebt mich; wollt mich heiraten, ſprecht von der Vereinigung der Seelen und den höhern Pflichten; — vor allen Sie — mit der edlen Bläſſe. Und darüber ergraue ich nächſtens ... Ich bin wütend auf Sie, Reinhard. Sie haben nicht geruht, bis ich Ihnen gut geworden bin; und weil ich das bin, komm' ich nicht zur Bühne. Ich gehör' aber dahin; ſie braucht mich ... Ja, ja, ja; wie löſen Sie dieſen Knoten — — Da! Der große Künſtler erſcheint. Jetzt geht er Bewunderung abſammeln. Glücklicher Menſch. Ich werd' ihm doch auch was Schönes ſagen; aber ordentlich: er verdient's!"

Sie ſtand auf und ging an den Stühlen entlang auf den Schauſpieler zu; es war wieder das merkwürdige, ſelbſtverſtändlich vornehme Schweben, das Reinhard ſchon ſo oft an ihrer vollendet harmoniſchen Geſtalt bewundert hatte. Eine junge Fürſtin, dachte er und ſah ihr mit unſicherem, fragendem Herzen nach. Aber jetzt will ſie wieder zur Bühne und ſeufzt ... Wie weit war er denn nun mit ihr? Neulich lag ſie doch, in ihrer jungfräulichen Herbigkeit ſchmelzend, an ſeiner Bruſt und in ſeinen Armen; und ſagte: „Ich kann nicht ohne dich leben, nimm mich nur von mir weg,

schütz mich vor mir selbst!" — Heut wieder mit diesem verhaltenen Lächeln und den unergründlichen Augen: „Brautleute sind wir ja doch noch nicht!" Und strebt zum Theater, will spielen ... Sie hatte den Schauspieler erreicht, um den sich schnell ein Haufe von alten und jungen Damen gedrängt hatte; sowie er aber Juliane sah, trat er auf sie zu, und mit dem offenherzigsten Vergnügen staunte er an ihrer Schönheit herum, während sie ihm — offenbar wirklich „ordentlich" — ihre Meinung sagte. Er schien aber wenig davon zu hören; sie war viel zu schön. Besonders ihre Schultern schienen ihn zu fesseln. Reinhard, dessen Augen nicht von ihm und Julianen abließen, ertappte sich endlich über einem unbewußten, komischen Fluch, der hörbar über die Lippen trat. Er ärgerte sich über sich selbst und lächelte. Was ging ihn dieser Mime an. Hatte er nicht Sorgen genug? — Mit einem raschen Entschluß wandte er sich ab, und zwischen den Stühlen durch ging er nach der andern Seite, um auf irgend eine Weise irgendwohin zu entrinnen.

Die Thüren zu den Nebensälen waren wieder geöffnet; ein Teil des Menschenstroms, der sich in Bewegung gesetzt hatte, ergoß sich in diese andern Räume. Manche standen dort schon und plauderten; durch die nächste Thür, im „Ahnensaal" — wie Adams selber im Spaß seine junge Bildergalerie nannte — sah Reinhard Julianens Schwester Ulrike, im Gespräch mit einem Herrn, der den Rücken zeigte. Ulrike war eigentlich in nichts ihrer Schwester gleich; wohl auch fein gebaut, aber kleiner, zierlich, ein wenig schmächtig, mit kastanienbraunem Haar um das blasse, kluge Gesicht. Sie schlürfte langsam Limonade, während sie über das Glas hinweg mit den lächelnden Augen zu dem Herrn emporsah, der offenbar zu ihr sprach. Reinhard schaute eine Weile zu; es sah recht anmutig aus, es stand ihr gut, und er hatte sie gern; es war ihm wieder, wie schon oft, ein eigentümliches Wohlgefühl, ein Wesen zu sehn, das zu Juliane gehörte, aber in seiner vielgequälten Brust keine Schmerzen machte ... Endlich trat er näher, da er sie in das Glas hinein leise lachen hörte. Nun erkannte er auch den andern mit dem breiten Rücken, seinen besten Freund, Martin Olearius. „Ah, du bist's!" sagte er. „Also doch gekommen. Hatte dich noch gar nicht gesehn!"

„Bin auch noch nicht lange hier!" erwiderte der andre. Er wandte sich langsam und zeigte sein merkwürdiges, großes, fast

viereckiges Gesicht; oben ein wenig breiter, denn die mächtige Stirn brauchte Platz, aber auch die Kinnbacken luden energisch, gleichsam rücksichtslos aus, und man war versucht, um den schwachbehaarten, fast kurz geschorenen Kopf die regelmäßigen Linien eines Quadrats zu ziehn. Von der rötlichen Farbe des Gesichts hob sich der dunkelblonde, starke Schnurrbart ab; über der kräftigen Nase lagen ein Paar absonderliche Augen, nicht groß, aber von schwer zu beschreibendem, geistig durchleuchtetem Glanz, grünlichgrau, beobachtend, wachsam, gut, in ihren Höhlen wie ein Paar treue, angekettete Haushunde, die sich ruhig sonnen, aber alles sehn. Er schaute etwas auf Reinhard herab, den er überragte; schien auf dem bleichen Gesicht dies und das zu lesen, hob und senkte einmal die Brauen, bewegte leise die Oberlippe mit dem kriegerischen Schnurrbart, sagte dann aber nichts.

„Stehn Sie mir bei, Reinhard," fing dagegen Ulrike an, nachdem sie ihr halb geleertes Glas an einen der vorbeischwirrenden Diener abgegeben hatte. „Der Doktor Olearius lästert ganz entsetzlich über das hier versammelte ‚Gomorrha', wie er sagt. Er sehnt sich schon wieder nach seinem Tirol zurück. Denken Sie, selbst dieser entzückende Schauspieler — oder ‚Puppenspieler', wie er ihn nennt — der ist ihm auch nicht recht!"

„‚Puppenspieler' ist kein Schimpfwort," erwiderte Olearius ruhig; „man sagt so beim Theater. Uebrigens ‚nach meinem Tirol' — — ich bin so gut ein Märker, ein Brandenburger wie Sie; wenn auch kein Berliner. Krieg' nur leicht das Fortweh . . . Dieser Puppenspieler? Alle Hochachtung! Er kann ungefähr alles, was man können kann. Und daß er so wurstig dasteht — das ist vielleicht sein Metier. Aber mir gefallen seine Mundwinkel nicht. Warum nicht? Das will ich Ihnen sagen. Das sind die Mundwinkel eines Harpagon; raffige, geizige. Wenn der in die Jahre kommt, so sitzt er beim Frühstück auf seinen Geldsäckeln und schläft nachts darauf, einen Revolver in jeder Hand. Nennen Sie das ein Künstlergesicht? Heraus mit der Wahrheit, Fräulein Ulrike. Nennen Sie das ein Künstlergesicht?"

„Gewiß," sagte Ulrike mit einem allerliebst trotzigen Lächeln, „und ich finde das auch nicht in seinen Mundwinkeln. Er hat ganz hübsche, natürliche, jugendliche Mundwinkel —"

„Dann sehn Sie also noch nicht, was da hineingesäet ist, und was aufgehn wird!"

„Noch nicht! Wie herablassend. Wie viel älter sind Sie denn als ich? Als Sie hier studierten, war ich schon ein Backfisch; jetzt bin ich vierundzwanzig alt — also Sie höchstens dreißig. — Wissen Sie, Reinhard, was er von der schönen Konstanze, von der Hausfrau sagt? Sie hat ‚einen linden Zug von Stupidität' . . . Oder sagten Sie nicht so?"

Olearius nickte herzlich: „Ja, so sagte ich. — Wie können Sie überhaupt die Schönheit dieser Frau und Ihrer Schwester Juliane vergleichen; das ist wie ein Vergleich zwischen einem Stück Marmor und einer Bachstelze. Ihre Schwester hat gefährliche Augen, gefährliche Grazie, gefährlichen Verstand, an der ist alles gefährlich; Frau Konstanze könnte mit mir ganz allein auf Sankt Helena leben, ich würde Käfer sammeln und auf Möwen schießen. Die säß' unterdessen drei, vier Stunden lang auf einem bequemen Felsen am Meer, grade so wie vorhin beim Zuhören: den Arm so über die Lehne gelegt und die Hand stilvoll in die Luft gestreckt, damit man diese wunderschöne, Tag und Nacht gepflegte, stilvoll berauschende, langweilige Hand bewundert —"

„Jetzt werden Sie doch ziemlich unwahrscheinlich!" fiel das junge Mädchen ein. „‚Ueber die Lehne' kann sie doch auf dem Felsen ihren Arm nicht legen; und wenn ihn da niemand sieht — denn Sie sammeln ja Käfer —"

„Es könnte doch einmal ein Schiff vorbeifahren; ein Kriegsschiff mit eleganten Leutnants. Und eine Lehne — die baut sie sich; denn was thut die auf einer Welt, wo sie ihren Arm nicht auflehnen kann. Zum ‚Diner' hüpft sie dann von Fels zu Fels wie ein Vogel — denn gehn kann sie ja nicht. Dazu ist sie zu fest zusammengebunden; nach der heutigen Mode, die diese tüchtige, gründliche Frau natürlich am schwersten nimmt. Einige behaupten, ihre Kniee würden dabei thatsächlich zusammenwachsen; aber das glaub' ich nicht. O was für ein herrliches Geschöpf ist die Modedame — wenn sie vollkommen ist!"

„Einen hat sie doch sehr: ihren Mann!" sagte Reinhard, der von Zeit zu Zeit, halbverstohlen, in den Konzertsaal zurücksah.

„Freilich; die Natur kann alles! Dieser gute Adams — der nicht einmal dumm ist — er trippelt viertelstundenlang in seinem Thorweg um seine Equipage herum: die schöne Frau will mit ihm ausfahren, ist auch lange fertig — sie steht nur noch

vor dem Spiegel und richtet an ihrem Hut. ‚Hut!‘ Es ist eigentlich gar kein Hut; nur noch die Idee eines Huts; aber sie braucht eine volle Viertelstunde, ohne Uebertreibung, um diese Idee einen halben Centimeter von Südwest nach Nordost zu rücken. Dann kommt sie endlich gehüpft — oder ‚schiebt sich langsam vom Ort‘, ‚scheint mit geschlossenen Füßen zu gehn‘, wie Gretchen auf dem Blocksberg — und Ludwig Adams ist selig. Na, er sollte sich auch unterstehn und nicht selig sein: dann steckt sie ihn in seine Badewanne und gibt ihm nichts als Coupons zu essen. Ist denn das ein Mann? Und dabei ist er noch einer von den Besten hier, ein anständiger, guter Kerl ... Ich will nach Tirol!“

Ulrikens etwas schmale Lippen lächelten fein und klug. „Warum sind Sie denn überhaupt hierhergekommen, wenn ich fragen darf?“

„Weil dieser blasse Doktor da es durchaus verlangte,“ antwortete Olearius. „Von selbst wär' ich nicht hier. Den Mimen kannte ich schon. Und das arithmetische Verhältnis, in dem sich hier Couponkratie und Intelligenzpöbel mischen, interessiert mich nicht.“

„‚Intelligenzpöbel!‘ Sie haben Ausdrücke, wirklich ...“ Das Fräulein ward rot, sie schien sich ein wenig zu ärgern; mußte aber doch wieder lächeln. — „In dieses Haus kommen auch wirkliche Künstler, wirkliche Gelehrte! Zum Beispiel der berühmte Aesthetiker, der Professor Wolf, den Sie vorhin grüßten. Den werden Sie doch nicht auch —“

„Der gehört hierher!“ rief Olearius aus; so laut, daß einige vorübergehende Gäste aufhorchten und einige Augenblicke stehen blieben. Er legte sich eine Hand auf den Mund; dann fuhr er fast flüsternd fort: „Der gehört hierher! Er verbreitet höhere Kultur unter diesen Damen und riecht dafür Weihrauch und andere süße Wohlgerüche. Die richtige Karyatide für einen weiblichen Litteratursalon; auch die äußere Erscheinung ist richtig: schwammig, weiberschmierig. Nur halt' ich ihn für geistig abgefahnt; er wird jetzt langsam fett werden und kurz von Atem. Alles ganz in Ordnung: in so einem Hause muß es keine Männer geben; nur enggebundene Damen, Börsenzettel, Brillanten, Odeurs und weißkrawattige, bärtige Karyatiden, die den Modetempel, tragen!“

„Sie sind unausstehlich,“ sagte Ulrike leise, diesmal doch nicht mehr lächelnd. „Sie könnten einem das bißchen Spaß am

Leben auch noch ganz verderben; wenn man ohnehin schon — —" Sie sprach's nicht zu Ende. „Da!" sagte sie dann und deutete in den Konzertsaal hinaus: „da geht doch zum Beispiel einer, den Sie gewiß nicht als ‚Karyatide' anstellen können; ein echter, schneidiger Mann, und einer von furchtbar altem Adel, und sehr stolz darauf: der Graf Erwin Wildhagen. Da, der Lange, Schlanke. Sehn Sie, der kommt auch hierher, ohne sich zu schämen. Wohin geht er? Zu meiner Schwester ... Ach, da fällt mir ein: ich muß ihr was sagen. Uebrigens sieht auch Doktor Dittmar so aus, als wollt' er mit Ihnen sprechen, als stört' ich ihn schon lange. Ich bin ganz artig und gehe. Werden Sie auch ein klein bißchen artiger, Herr Tiroler; — oder vielmehr, verstellen Sie sich nicht so: diese Stacheln haben Sie sich doch nur angeklebt. Sie sehen eigentlich ganz anders aus. Sie wollen's nur nicht zeigen. Wie schade. Sollten wir uns nicht mehr sehen, dann gute Nacht und Adieu!"

Sie grüßte mit einer merkwürdig schlichten, einfachen Herzlichkeit zum Abschied, und die zarte Gestalt — nicht so schwebend wie die ihrer Schwester, aber leicht und flink — verschwand in den Konzertsaal.

II.

„Die ist gut," sagte Martin Olearius ruhig, aber mit Ueberzeugung, während er ihr nachsah. „Die könnte man vom Fleck weg heiraten und wär' nicht verkauft. — Glücklich ist sie vorläufig nicht. Aber es steht ihr eigentlich gut, daß sie nicht glücklich ist. — Hatte sie übrigens recht? willst du mir was sagen?"

Reinhard antwortete nicht; er schien gar nicht gehört zu haben, daß Martin ihn fragte. Mit den etwas geröteten, brennenden Augen starrte er in den Konzertsaal hinaus, wo der Graf Wildhagen, eine echt norddeutsch aristokratische Erscheinung, nun mit Julianen sprach, die neben ihm klein aussah. Ulrike ging langsam zu ihnen, mochte dann aber vergessen, daß sie mit der Schwester hatte sprechen wollen, denn sie schwenkte links ab und trat zu einer Gruppe, die sich mit dem jetzt noch gefeierten Mimen gegen den Spielsaal bewegte.

Um die beiden Freunde ward's leer. Martin trat dem

andern näher, nachdem er ihn eine Weile mit den „wachsamen" Augen beobachtet hatte, nahm einen Stuhl, setzte sich, und murmelte: „Ueberhaupt — warum hast du mich eigentlich mit hierhergeschleppt?"

Reinhard war noch still, bis der Graf und Juliane verschwanden: sie entfernten sich langsam, im Gespräch, durch die gegenüberliegende Thür, die in ein Billardzimmer und von da in den Wintergarten führte. Erst jetzt schien er zu erwachen; er sah hin und her und zeigte sein auffallend verändertes, ja entstelltes Gesicht. Eine unruhige Röte flackerte an den Backenknochen, der Mund war verzogen, zuweilen hob sich die Oberlippe. „Du!" sagte er mit Anstrengung, sich über das Gesicht streichend, dessen Hitze ihn offenbar belästigte. „Wie komisch du dasitzest — wie auf dem ‚Verwunderungsstuhl'. Ich muß dich endlich was fragen, Alter. Die — die Beiden da draußen, hast du die gesehn?"

Martin nickte nur.

„Du, mit dem bloßen Nicken ist's nicht abgemacht. Ich muß dich was sehr Ernstes fragen; wahrhaftig. Da du endlich einmal hier bist — — hab' dich so oft vermißt, wenn mein verrücktes Schicksal — — du bist der einzige Mensch, mit dem ich davon reden kann. Ich brauch' auch nichts Vorbereitendes zu sagen; du errätst ja alles ... Du hast nun Juliane gesehn; hast uns zusammen gesehn. Was denkst du von — — von ihr und von mir?"

Martin blieb noch auf seinem Stuhl. „Nu," sagte er, die Hände auf den Knieen, — „daß ich sie gründlich gesehn hätte — und gar euch zusammen — das kann ich nicht sagen. Aber ich kenn' sie ja schon lange, die Juliane Haber. Ich weiß noch ganz gut den Tag und die Stunde, wo ich sie zum erstenmal sah; in der Leipzigerstraße, bei Werners. Sie war damals fünfzehn alt — ist ja ein Jahr älter als Ulrike — und ich saß in meiner Fensternische und dachte: das wird deutsche Jünglinge kosten! Denn dieses Kind der Börse — falls ihr Vater ihr Vater ist — mit dem unwahrscheinlichen griechischen Kopf und den tollen Einfällen — damals noch mager, aber nach dem ‚goldenen Schnitt' gebaut — die wußte mit uns Mannsbildern schon zu spielen, daß es eine Lust war. Dabei kam sie mir gutmütig vor; trotz meiner Unerfahrenheit hatt' ich so 'ne Ahnung: das erhöht die

Gefährlichkeit! — Du nimmst mir ja nicht übel, daß ich das alles sage. Es ist rein historisch. Na, wer kann das wissen: ich hätt' mich vielleicht trotz alledem *auch* in sie verliebt; aber als sie ‚reif' war, ging ich als junger Doktor der Philosophie in die Welt hinaus — und kam ich noch zuweilen wieder, so war's auf ein paar Wochen. *Das* kann ich dir sagen: ich hab' seitdem in der Welt manches Weib gesehn, ein so gefährliches nicht!"

„Du meinst," fragte Reinhard mit ungelenker, fast zitternder Stimme, „sie ist keine Frau fürs Haus?"

„Fürs Haus? Ja, wer kann das sagen. Ulrike erzählte mir vorhin, ihre Schwester sei ein Kochgenie, und wunderbar ordentlich; und Ulrike lügt nicht. Da es so merkwürdig vieles gibt, wird es wohl auch Männer geben, die sie glücklich machen könnte. Man weiß nur nicht, *wen*!"

Reinhard trat noch näher. Er war wieder blaß geworden; es kam eine fast unheimliche Ruhe über sein geistreiches Gesicht. „Was für eine Wohlthat es ist," murmelte er, „mit einem Menschen wie du über sie zu sprechen; so rein sachlich, so objektiv — so *wissenschaftlich*, möcht' ich sagen. — Glaubst du — du hast sie ja studiert — — glaubst du, daß sie lieben kann?"

„Ja, was heißt ‚lieben', Reinhard. Der eine bleibt ewig für sich, der andre kann sich anschmiegen, der dritte kann sich aufgeben. Vielleicht behaupten die Engel: nur dieser dritte kann lieben. Die Menschen nehmen es nicht so schwer. Vom menschlichen Standpunkt aus läßt sich wahrscheinlich behaupten: auch Juliane Haber kann lieben!"

„Glaubst du, daß — — daß sie *mich* liebt?"

Diese Frage hatte Martin offenbar erwartet; er hob den gesenkten Kopf, streifte seinen blassen Freund mit einem schrägen Blick, und ein mitleidiges Lächeln flog über das „Viereck", wie er sein Gesicht selber nannte. „Immer wissenschaftlich," sagte er dann mit äußerer Ruhe. „Angenommen, daß sie lieben kann — oder wenn wir den Zustand, in dem sie sich befindet, Liebefähigkeit nennen — so bilde ich mir entschieden ein, sie liebt niemand als dich. Das heißt — versteh mich recht —: heute Mittwoch abend um elf. So was ändert sich. Dir fehlt allerlei, mein Junge: zum Beispiel 'ne Million; auch ein großer Titel; — auch 'ne Grafenkrone. Mußt bescheiden sein. Laß dich lieben,

solang es geht — und dann 'ne dankbare Kußhand, und aus dem Käfig ins Freie!"

„Das kann ich nicht," murmelte Reinhard, mehr als einmal den Kopf schüttelnd, mit einem verzweifelten Lächeln. „Ja, wenn ich das könnte ..." Er drückte seinen linken Arm gegen Martins rechten (denn dieser war aufgestanden), wie um sich noch einmal, und körperlich, an ihn anzulehnen, und sagte beinahe flüsternd: „Du! Noch 'ne letzte Frage. Nimm an, ich könnte nicht ohne sie leben — nein, nimm an, du wärst ich und könntest nicht ohne sie leben — was würdst du dann thun?"

„Mit ihr leben; natürlich. Weil ich jedenfalls leben will. Wenn ich das nicht wollte, dann würd' ich's nicht thun: weil ich überzeugt wäre, daß es nicht gut ausgeht. Aber weil ich finde, daß das Leben allerlei Werte hat, so würde ich mir sagen: ich kann's nicht lassen — also hinein ins Unglück. Hoffentlich bleibt mir doch noch ein Ueberschuß von Glück!"

„Martin! Du bist überzeugt, ich werde mit ihr unglücklich?"

„Nun — vielleicht auch nicht. Wer kennt denn den andern Menschen so gut; kennt er doch sich selbst kaum. Und vielleicht, während ich an dir herumdenke und mir sage: ‚dieser Reinhard Dittmar ist so und so', wächst aus deinen dreißig Jahren noch ganz was Neues heraus, eine alte Erbschaft oder eine neue Mischung, die sich Zeit gelassen hat — und für diesen neuesten Reinhard ist Juliane Haber grade die Rechte. Ich kann's zwar nicht denken ... Mensch!" rief er plötzlich aus. Er packte den Arm, der sich an ihn gelehnt hatte, drückte und schüttelte ihn. „Mensch, ich fühl' dir's ja an — — ich fühl' dir's ja an," wiederholte er leiser, da er seinen kräftigen Bariton zu sehr losgelassen hatte: „dein Schicksal ist fertig. Wozu reden wir noch; es hat dich. Komisch, daß du mich noch fragst, noch parlamentierst; wirst ja die weiße Fahne doch aufziehn. Sie haben dich hübsch lange herumgezogen, das Schicksal und die Dame — ich glaub' gar, fünf Jahre — nicht? nur vier? — Na, auch 'ne hübsche Zeit. Dafür sitzt du nun gründlich fest. Ich bild' mir ja auch nicht ein, dich noch loszumachen. Willst du aber noch einen guten Rat?"

„O ja, ich bitte drum," sagte Reinhard mit einem verzerrten Lächeln.

„Komm zum Ende, Bruder! Vier Jahre ist lang genug.

Man sagt zwar: Jakob diente um Rahel volle sieben Jahre; das waren aber andere Zeiten. Jedes Stück Gegenwart schneidest du ja doch von deiner Zukunft ab. Du hast heut was angenehm Wildes in deinen Augen, was Unheimliches, Verzweifeltes; laß das nicht vorübergehn. Streif die Aermel auf, fordere das Schicksal heraus, mit dir zu boxen. Diesen Abend noch. Mach von deiner Muskulatur Gebrauch; sie war einmal nicht schlecht. Geh zu Juliane und sag ihr: So und so! — Lieber noch: So oder so!"

„Hm!" murmelte der andre. Es war ein schmerzlicher Klang in dem „Hm"; aber doch auch Kraft und Wille. Er nickte vor sich hin. Sprechen that er nicht. Kaum daß er auf den Freund, der mit so verhaltener Stimme und scheinbar scherzhaft so eindringlich gesprochen hatte, einen flüchtigen Blick warf. Er ergriff aber dessen Arm über dem Handgelenk und drückte ihn. Darauf nahm er ihm das Glas Wein aus der Hand, das diese eben von dem Präsentierbrett eines Dieners nahm, und trank es aus. Er schmeckte ihn einen Augenblick auf der Zunge, nickte billigend, gab das leere Glas in Martins Finger zurück und ging aus der Thür.

Martin sah ihm nach, mit den ruhigen Haushundsaugen; er verzog keine Miene. Der Diener stand noch da; von dessen Platte nahm er ein volles Glas und entließ ihn dann. „Das ist einmal wieder echter Reinhard Dittmar!" sagte er zufrieden vor sich hin und ließ sich den Wein über die Zunge laufen.

III.

Reinhard durchschritt den nun öden Konzertsaal und das Billardzimmer; endlich kam er in den Wintergarten, und sein Glaube, daß er Juliane hier finden würde, täuschte ihn auch nicht. Ihr weißes Kleid leuchtete durch eine Gruppe dunkelgrüner Blattgewächse hindurch; ihr Gesicht konnte er nicht sehn, aber irgend etwas im Umriß der sitzenden Gestalt ließ ihn sie erkennen. Neben ihr saß etwas Langes, Schwarzes mit weißem Brustfleck; offenbar der Graf; ja es schien sogar, ihre Hände lagen ineinander. Es gab ihm einen Stoß in die Brust. Er verlor aber seine Haltung nicht; eine wohlthuende, beruhigende Entschlossenheit war

über ihn gekommen; dazu durchfuhr ihn ein sonderbares Gefühl, als sei noch etwas andres in ihm, ein Stück Martin Olearius, etwas Warmes, Festes, das er von ihrem Gespräch da draußen mitgenommen, das ihm aus den Augen blicke. Mit einer gewissen Unaufhaltsamkeit ging er ruhig auf dem Sandweg vorwärts. Als er an jener Pflanzengruppe vorbeigekommen war, sah er, daß er sich wohl getäuscht hatte: die beiden saßen nicht Hand in Hand. Sie schienen ruhig zu sprechen; mit gedämpfter Stimme. Sie waren ganz allein, der Wintergarten war leer; schwache Blumendüfte zogen durch die grüne Stille. Eine leichte Röte glühte auf Julianens Wangen, durch den „griechischen Marmor"; ihre Augen waren aber still und kalt. Der Graf lächelte; dann schien er den Kommenden zu erkennen, nickte verbindlich mit dem Kopf und stand auf, um ihn zu begrüßen.

Ein schöner Herr! dachte Reinhard. Ihn überraschte wieder das wirklich vornehme Ebenmaß dieser schlanken, jugendlichen Gestalt; die gewölbte Breite der Brust stimmte zu der Höhe, dazu war der Knochenbau feiner, als bei unsern nordischen großen Menschen üblich ist, Hände und Füße konnten fast für zierlich gelten. An dem länglichen Kopf mißfielen ihm die etwas abstehenden Ohren; das Gesicht war außerordentlich regelrecht gebildet, der reinste nordgermanische Typus; das Blau der Augen nicht warm, eher kalt, aber ihre Form und Stellung schön. Langweilig war nur, über der unbedeutenden Stirn, das schlichte Blondhaar in dem kurzen, modernen Schnitt ... Ein schönes Paar! mußte Reinhard jetzt denken, da er auf die noch sitzende Juliane blickte. Ihm standen plötzlich Faust und Helena aus dem zweiten Teil des „Faust" vor Augen; die Griechin und der Germane ...

Unterdessen fielen einige höfliche Worte zwischen den beiden Männern; sie kannten sich ein wenig, in dieser und jener Gesellschaft hatten sie sich gesehn. Reinhard antwortete zerstreut, er hörte kaum, was der andre sagte; er wünschte nur mit Juliane zu sprechen. Der tiefe Ernst überraschte ihn, mit dem das junge Mädchen ihn betrachtete; dagegen glaubte er mehrmals über des Grafen Lippen ein sonderbares Lächeln fliegen zu sehn, ein ganz verwünschtes, herausforderndes, übermütiges. Was sollte neben dessen verbindlichen Worten dieses schnöde Lächeln? Oder kam es nur seinen gereizten Sinnen so vor? — — Endlich erlöste der Graf ihn aus dieser Unruhe: er erinnerte sich, daß er mit der

Hausfrau noch gar nicht gesprochen hatte — sie war vorhin „eingeknäuelt“ gewesen — und entschloß sich, es gutzumachen. Er wandte sich zu Juliane: „Also wir sehn uns noch,“ sagte er leichthin, als handle es sich um Alltägliches. „Ich reise nicht ab, ohne Sie noch zu sehn. Heute abend noch!“ — Damit verneigte er sich und ging in das Billardzimmer hinaus.

„Wie kommt Graf Wildhagen hierher?“ fragte Reinhard, als er die leichten Schritte des Grafen nicht mehr hörte. „In diesem Haus, denk' ich, verkehrt er nicht. Ueberhaupt mit der ‚Börse‘ nicht —“

„Wenn's ihm grade gefällt, dann doch!“ antwortete Juliane, so eigentümlich aristokratisch mit dem Fächer spielend, als fühle sie in diesem Augenblick wie der Graf, nicht wie ein „Kind der Börse“. „Er wollte mich noch sehn — um es kurz zu sagen. Sie haben ja gehört: er reist ab.“

„Wohin reist er denn?“

„Nach Aegypten, und weiter hinunter; sie sind ihrer drei: sie wollen vielleicht auch auf Löwen jagen. Morgen will er schon fort.“

„Ah! Morgen schon?“

„Ja. Und darum wollte er heute — —“

Sie sprach nicht aus; es kam plötzlich wieder ein wunderlicher, scharfer, nachdenklicher Ernst über ihr so leicht bewegliches Gesicht. Es war, wie wenn ihn das anstecke (wann steckte ihn denn auch ihre Stimmung nicht an); nur ward bei ihm eine plötzliche, tiefe Bangigkeit daraus. Er fühlte aber doch noch etwas von dem „Warmen, Festen“, das sich in seine Brust eingenistet hatte; und Martins letzte Worte fielen ihm ein: „so oder so!“ Er setzte sich auf den Stuhl, auf dem Wildhagen gesessen hatte, und sah Julianen forschend ins Gesicht.

„Was sehn Sie an mir?“ fragte das Mädchen, das zu lächeln suchte.

„Ich hab' darüber nachgedacht,“ fing er scheinbar gelassen an. „Da wir vorhin vom Theater sprachen — liebe Juliane! Soll ich Ihnen einen Vorschlag machen? Die reine Vernunft? Sie möchten zur Bühne gehn; die Ihrigen halten Sie ab. Ich möchte Sie heiraten; ich bin nur noch nicht so weit, um Sie ‚standesgemäß‘ zu ernähren. Wenn wir das vereinigten: wenn Sie — — nein, wenn Du — — ich kann jetzt nicht Sie

sagen: zwing mich nicht dazu. Wenn du mich nun heiratetest, liebste Juliane; und dann dein Mann dir sagte: ‚Ich halte dich nicht ab, ich opfre mich deiner Sehnsucht, deinem Talent, geh du zum Theater, werde etwas Großes; ich folge dir, deinem Stern — wenn mir dein Herz nur bleibt!‘ — So käm' ich zu dir, und du kämst zur Kunst. Entsetzlich vernünftig, nicht wahr: die Kunst hülfe mir dich ernähren. Der ist pfiffig, denkst du ... Aber eigentlich weißt du ja: so sehr pfiffig bin ich nicht. Hast mich oft einen ‚dummen Kerl‘ gescholten ... Mir scheint an diesem Vorschlag nur besonders weise, daß niemand etwas verliert — und daß wir beide glücklich werden könnten — endlich! endlich!“

Juliane war eine Weile still. Sie schlug mit ihrem Fächer sacht gegen die dicken Blätter des Gummibaums, der zunächst vor ihr stand. „Ach ja, Sie meinen es gut,“ sagte sie dann mit einer Art von Seufzer. „Es ist rührend, Reinhard; ganz echt Sie; so gescheit und selbstlos. Ihnen hat auch förmlich die Stimme gezittert; — ich dachte noch: so fein und zart kann's ein Schauspieler doch gar nicht machen ... O ja, rührend sind Sie! Wenn ich nur egoistisch und kokett wäre, wie Sie manchmal glauben, so würde mir diese Hingebung, dieser fanatische Opfermut nur schmeicheln, mich angenehm glücklich machen. Aber so ist die Sache nicht: mir wird statt dessen schauderhaft weh ums Herz. Ach, darin hast du ja recht: dich noch lange so hinzuhalten wäre schlecht von mir; wäre unnatürlich. Nun sag' ich schon selber du ...“ Sie schlug sich mit dem Fächer auf den Mund, und stand langsam auf. Ebenso langsam, in schwerer, schmachtender Bewegung entfernte sie sich von ihm, tiefer ins Grüne hinein. „Ich werde sentimental,“ murmelte sie, von ihm abgewandt; „daher kommt das. O wie ist das dumm. Gehn Sie lieber fort!“

„Nein,“ antwortete er kurz. Er folgte ihr; sie hatte sich bald in eine Palme so hineingedrängt, daß sie nicht weiter entweichen konnte. Er nahm ihre niederhängende Hand; sie zog sie aber fort. „Rühren Sie mich nicht an,“ sagte sie leise; „vergessen Sie, wo wir sind?“

„Dann gieb mir wenigstens Antwort,“ murmelte er ungeduldig. „Ich hab' dir etwas vorgeschlagen. Leuchtet dir das ein?“

Juliane wandte ihm ihr Gesicht zu; es war bleich geworden und die Augen feucht. „Wie so ein Mann spricht,“ sagte sie,

die etwas entfärbten Lippen verziehend; „als spräch' er mit einem andern Doktor der Rechte über etwas Juristisches: ‚Leuchtet dir das ein?' — Ich finde Ihren Gedanken rührend, hab' ich schon gesagt; aber das nützt ja nichts! Können wir ihn ausführen? — Ich nicht. Das ist mir jetzt klar; ich hab' nicht die Kraft; das Rückgrat, wie Sie sagen. Mich muß man den Lebensweg in einer Sänfte hinauftragen; selber gehn kann ich nicht. Hätten Sie doch die Sänfte, Reinhard!"

„Zum Theater gehn willst du also nicht?"

„Immer ‚willst du', ‚willst du'. Erst muß man doch können! — Ich möchte ja, aber ich kann's nicht. Das alles systematisch lernen; zu Agenten, zu Direktoren laufen; hundert Rollen studieren; Verträge schließen — und halten! Und immer bei der Hand sein, wenn ein andrer kommandiert! — Das führ' ich ja doch nicht durch, Reinhard. Wir reden so akademisch wie über das Nordlicht, oder über die Frage: Könnte Bismarck auch Kaiser sein?"

Er ergriff ihren Fächer, als wollte er sie an irgend etwas halten, da sie ihm so entschlüpfte. „Merkwürdig, Juliane: vorhin wolltest du durchaus zur Bühne — jetzt bist du von ihr weit, weit weg! — Also was willst du dann? Mich so ohne weiteres heiraten, zuerst mit Entbehrungen — das ist dir unmöglich. Als meine Frau beim Theater sein — das ‚führst du nicht durch'. Was willst du?"

„Mit dem Schicksal und mit Ihnen hadern. Warum haben Sie sich nicht vor Ihrem Eintritt ins Leben eine anständige Rente ausgemacht? — Warum sind Sie jetzt ein ‚Doktor der Rechte' und auch weiter nichts?"

„Zum Beispiel ein Graf!" stieß er hervor.

„O ja: ein Graf! Wenn Sie Graf Dittmar wären — mit etwas Grundbesitz dazu, wie sich das gehört — wie wär' ich dann glücklich. Eigentlich hab' ich Sie ja schauderhaft lieb! Nein, schütteln Sie nicht Ihren edlen Kopf; es ist absolute Wahrheit. Ich hab' eine Vorliebe für Sie, die ganz thöricht ist. Es wird mir gradezu schlecht, wenn ich daran denke — —"

„An was?" fragte er, da sie stockte.

„An unser dummes Schicksal," erwiderte sie langsam, mit wirklichem Schmerz in der Stimme. „Wenn du wenigstens — — Wenn Sie wenigstens auf der Leiter stünden; auf der Staats-

leiter, mein' ich, wo man oben als Wirklicher Geheimer Rat absteigt, oder als Minister. Für meinen Ehrgeiz könnt' ich etwas hungern, glaub' ich. Sagen Sie doch, Reinhard! Mensch! Was haben Sie in diesen vier Jahren gemacht? Sie mit Ihrem Kopf, Ihrer Suada, Ihrer Gelehrsamkeit? Warum sind Sie denn noch nichts geworden? haben nichts erreicht?"

„Wie hätt' ich das wohl machen sollen," antwortete er; ihm begann jetzt die Stimme zu zittern, da seine Bitterkeit wuchs. „Ich mußte ja für dich leben — — bitte, fahr nicht auf. Hör mich an. Meine Zeit, meine Kraft mußte dir zur Verfügung stehn; es war eine süße Tyrannei — ich ertrug's ja gern — nur zu gern — wie wehrlos du mich gemacht hast, das ist nicht zu sagen. Sammlung, Gesundheit, Ausdauer, Schlaf — alles hin... Nein, sei ruhig, sei ruhig; von alledem sag' ich nichts mehr; es wär' auch sehr unstolz und schwächlich. Kurz, es war nun so! Von meinem ‚Kopf' blieb mir nur grade so viel, um Kleinigkeiten zu arbeiten, die mir mein Brot verdienten. O ja, es ist schauderhaft, wenn ich so zurückblicke; aber du solltest mir's nicht vorwerfen — du nicht!"

Juliane lächelte; dann warf sie den schönen Kopf zurück. „Das hab' ich gern," sagte sie, „die Schuld auf einen andern schieben — am einfachsten und besten auf das Weib: ‚Où est la femme?' — Also ich hab' Sie gehindert, der berühmte Mann zu werden, für den Sie geschaffen waren, wie alle Welt mir sagte — und wie ich sehr begeistert glaubte. Nun hapert es, leider, und nun klagen Sie mich an! — Werfen Sie mir doch auch lieber gleich vor, daß ich meinen Vater hab' sterben lassen, eh' er die Million für mich beisammen hatte; oder daß ich einen einfältigen Vater hatte — wie ihn die ganz ‚gerissenen' Börsenleute nennen — der sich nicht aufs Geschäft verstand, phantasievolle Dummheiten machte, und uns dann nur so viel ließ, daß wir nicht schnurren gehn. Werfen Sie doch alles auf mich! — Gott sei Dank, Sie ärgern, Sie erbittern mich, Sie treiben mir diese gräßliche Sentimentalität aus, die mich eben förmlich krank machte — weil diese Schicksalsfrage — weil — — Nun kann ich Sie einfach hassen; das ist herrlich. Hurra, ich hasse Sie. Reizen Sie mich noch ein bißchen weiter, reden Sie so fort!"

Reinhard wunderte sich nicht über diese Wendung; an dergleichen war er gewöhnt. „Sie scheuen sich vor keiner Verrückt-

heit," sagte er fast ohne Erregung; „weil Sie leider wissen, Ihnen steht alles gut. Was können Sie oft für Dinge sagen — wild wie 'ne junge Hexe, cynisch wie ein Mann — dabei bleiben Sie immer die schöne Athenerin! — — Aber von was für einer ‚Schicksalsfrage' sprechen Sie, wenn ich fragen darf —"

„Ah, jetzt weicht er mir aus!" erwiderte sie, selber ausweichend. „Ich hab' Ihnen vorgeworfen, daß Sie die Schuld auf mich werfen. Können Sie das durchführen? Haben Sie den Mut?"

„Können Sie sich entschließen, meine Frau zu werden?" fragte er zurück. Ihm war, als tauchte eben Martin Olearius zwischen den Pflanzen auf, und als winkt' er ihm mit dem viereckigen Kopf, mit der gewaltigen Stirn. Gradaus in sein Schicksal rennend setzte er fest und bestimmt hinzu: „Verstehen Sie mich, Juliane: mit oder ohne Theater? so oder so?"

Ueberrascht sah sie ihn an. So entschlossen hatte er nie zu ihr gesprochen ... Was war ihm geschehn? — Sie vertiefte sich forschend, lange in seine schönen, großen, feurig blauen Augen, die eben so absonderlich blitzten; in das feine, etwas magere, leidende, aber so eigen beredte Gesicht; — es gefiel ihr jetzt nur zu gut. Wie wunderbar sie sich gewöhnt hatte, dieses Gesicht zu sehn ... Ein verrücktes Verlangen kam über sie, diesen Mund zu küssen, der sie so rücksichtslos auf Tod und Leben gefragt hatte. Nein, dachte sie, ebenso entschlossen, ich werde nicht deine Frau, weder so noch so; — aber welch ein Unsinn, daß es so ist! Wie schade! Wie schade! — Ohne einen Kuß lass' ich dich nicht fort!

„Du antwortest mir nicht?" fragte er nach einer Weile.

„Nein — heute nicht!" antwortete sie langsam. „Seien Sie gut, Reinhard, lassen Sie mich heut noch gehn. Ueberhaupt, wie komisch, daß ich mich hier entscheiden soll, unter diesen Palmen und Koniferen, bei Adams ... Kommen Sie morgen zu uns; dann sag' ich Ihnen — — dann erfahren Sie alles; alles, was Sie wollen. Nur nicht so ein tragisches, finsteres Schicksalsgesicht machen; davor fürcht' ich mich! Ach, ich möchte gern, daß wir heut abend so recht vornehm heiter und freundlich auseinandergingen; wie ein paar schöne Sterne — Kometen — die sich im Weltraum begegnet sind, und einander anstrahlen. Gott, sagen Sie, sie wird poetisch! Ja, es scheint so, wirklich ..."

Ihre Augen waren wieder feucht geworden; sie konnte wohl auch nicht schöner sein als in diesem Augenblick. Ihr Lächeln hatte etwas so kindlich Schmerzliches, alle Behutsamkeit und Verständigkeit war fort; als hätte irgend ein andrer den weltklugen Entschluß gefaßt, der ihr Herz bedrückte. „Was hast du da an der Oberlippe?“ fragte sie plötzlich, ihr warmes, blühendes Gesicht seinem blassen nähernd.

„An der Oberlippe?“ fragte er zurück.

„O du dummer Mensch ... Aber nein, wozu soll ich mir erst einen Vorwand suchen. Ich will dir heut zum Abschied einen Kuß geben; dann hast du was an der Oberlippe; verstehst du? Sei mir gut, Reinhard! Ich verlass' dich jetzt. Ich — — Geh nach Hause, mit diesem Kuß!“

Sie legte ihre Hände an seine Schultern, und ihre so hold geformten, vielbegehrten Lippen zitterten auf den seinen. Es war ein kurzes, schmerzliches Glück; „sei mir gut, Reinhard!“ flüsterte sie dann noch einmal, während ihre heißen Augen ihn verzehrten. „Geh mir jetzt nicht nach. Gute Nacht!“

Die beiden Hände drückten ihn noch einen Augenblick, sie preßten sich in seine Schultern, daß es ihm fast weh that. Dann rauschte sie hinweg und war schnell verschwunden.

IV.

Von der ersten Ueberraschung wieder zu sich gekommen, zwischen Freude und ahnungsvollem Mißgefühl, in einem leisen Taumel der Sinne, bei dem der Kopf zu schmerzen begann, ging Reinhard ihr nach. Er sah sie noch auf der Schwelle stehn, die das Billardzimmer vom Konzertsaal trennte; sie hatte sich, von ihm abgewandt, rechts gegen den Pfosten gelehnt, als zögere sie noch, hinüberzutreten. Durch die offenen Flügelthüren entdeckte er draußen im Konzertsaal den langen Grafen neben dem untersetzten Hausherrn und der schönen Konstanze, der Hausfrau. Sie war heute wirklich schön; ihre leuchtenden Farben wirkten in die Ferne (freilich mochte auch die Kunst nachgeholfen haben), und ihr Wuchs konnte sich an Ebenmaß und Reinheit der Form mit dem Julianens vergleichen. Sie sprach eben zu Wildhagen in ihrer gelassenen, abgemessenen, „korrekten“ Weise: — in all seiner Ver-

störtheit mußte Reinhard doch plötzlich denken: warum zeigt sie denn ihre berühmten Hände nicht? — Richtig, sie that es schon: sie „baute sich eine Lehne", indem sie die rechte Hand auf die Schulter ihres Gatten legte (der gute Adams begann sogleich ein wenig zu schmunzeln) und dort wie zufällig, unbewußt, in malerischer Unschuld liegen ließ. Indessen der Graf bemerkte es kaum: Juliane trat eben hinaus, und er ging ihr einen Schritt entgegen. Es war etwas auf des Grafen Gesicht, das Reinhards Brauen zusammenzog; das unsichere, taumelnde Gefühl in seinem Gehirn wachte wieder auf ... Als er von neuem hinsah — er mußte die Augen eine Weile geschlossen haben, ohne sich dessen bewußt zu sein — verschwanden eben die vier nach links, tiefer in den Saal hinein. Was nun in ihm vorging, blieb ihm seltsam dunkel; irgend etwas aber schien ihn magnetisch zu reizen; mit unsicheren Schritten, daher langsam, vorsichtig, zog er ihnen nach.

Es war ihm nicht recht begreiflich, wie er dann, nach unbestimmter Zeit — da die vier ihm entschwunden waren — in den Spielsaal kam. Er stand bei der Thür; das Atmen ward ihm schwerer und fast unangenehm, denn hier war dicke, bläuliche Luft, die Herren rauchten an allen Tischen; Damen waren nicht zu sehn. Man spielte, wie Reinhard aus dem gedämpften Durcheinander der Stimmen bald hörte, Piquet, Ecarté und Whist; hier und da stand ein Seidel Bier, Diener gingen mit Weinflaschen und Gläsern umher. Es schien ihm in seinem unsinnigen, halbverwirrten Zustand gut, auch etwas zu trinken, um sich anzufeuern; er stürzte geschwind vom Roten wie vom Weißen einige Gläser hinunter ... Von den Gesichtern, die er sah, waren ihm nicht viele bekannt; es fiel ihm nur auf, wie viele „Mondscheine", größere und kleinere Glatzen, im Kerzenlicht glänzten. Man achtete nicht auf ihn; die Spiele gingen ruhig fort, ohne Aufregung, in männlichem, gesetztem Ernst. Merkwürdig, dachte er aber bald, wie viel sie in diesem Zimmer vom Grafen Wildhagen sprechen! Von Tisch zu Tisch flogen Worte, über das Spiel hinweg, die immer mit dem Grafen zu thun hatten; als hätte einer einen Ball in die Luft geworfen, der nun, umherhüpfend, hier und da wieder aufsprang. „Wie wird er nach Afrika gehn!" hörte er hinten eine unbekannte Stimme sagen; „hierbleiben wird er und heiraten. So ist *meine* Information, und glauben Sie

mir, die ist gut!" — „Ich hab' immer gehört," sagte vorn ein anderer, „der junge Erwin Wildhagen, wenn er dreißig ist, läßt er sich in den Reichstag wählen; na, jetzt ist er ja dreißig, hör' ich." — „Freilich!" sagte diesem gegenüber ein dritter, am Whisttisch, und spielte bedächtig aus. „Ich ging' auch in die hohe Politik, wenn ich der Wildhagen wäre; dann hätt' ich einen Onkel zum Minister, einen Bruder zum Unterstaatssekretär, und ich wüßte doch wirklich nicht, wo mir's fehlen sollte. Dazu heidenmäßig viel Geld' ... Meine Herren, ich spiele Trumpf!"

„Was haben Sie, Doktor Dittmar?" rief jetzt von demselben Tisch eine hellere Stimme, die Reinhard in seiner wachsenden Umnebelung doch sogleich erkannte. Er starrte hin und sah nun auch das dunkel umrahmte, adlernasige, scharfe Gesicht: Doktor Jenner, die jüngste Berühmtheit unter den Nervenärzten; trotz seiner immer wachsenden Geschäfte und seiner Rastlosigkeit viel in diesem Hause: man behauptete, er mache der Hausfrau den Hof und nicht ohne Glück. Seine anpackende, schneidige Stimme schien einige Lebensgeister in Reinhard wieder aufzuwecken; er richtete sich unwillkürlich auf, denn ohne es zu wissen, hatte er sich an die Wand gelehnt. Dann kam ihm das Gefühl, daß er lächeln sollte. Also lächelnd antwortete er, durch das blaue Gewölk hindurch: „Was ich habe, Herr Doktor? Kein Glas Wein; weiter fehlt mir nichts. Weiter fehlt mir nichts!"

Er sah sofort ein paar Diener vor sich, die ihm zu trinken anboten; Jenner stand aber auf — seinen Mitspielern einen entschuldigenden Blick zuwerfend — trat auf Reinhard zu und ergriff dessen Hand, die eben wieder ein Glas voll feurig gelben Weins genommen hatte. „Bitte, lassen Sie das!" sagte er gemütlich und doch auch gebieterisch. „Nehmen Sie mich für einen Augenblick als Arzt an; kosten soll es Sie nichts — außer diesem Tokayer da, oder was es ist. Ihnen fehlt ganz was andres, kann ich Ihnen sagen; ich wollt's Ihnen eigentlich schon neulich sagen, als ich Sie bei Dingsda sah; dann — nun, dann ließ ich's. Aber heute abend — — glauben Sie mir, lieber Doktor, Sie können gar nichts Besseres thun, als nach Hause fahren. Sie sind entschieden nicht ganz in Ordnung. Bitte, schenken Sie mir dies Glas Wein, und sagen Sie draußen einem Droschkenmann erster Klasse Ihre werte Adresse!"

Merkwürdig, dachte Reinhard, wie so 'ne medizinische

Stimme auf den Menschen wirkt: es rührt sich eine Art von Disziplin, oder was sonst — ein komischer Trieb, zu gehorchen. Sagte nicht auch schon Juliane: ‚geh nach Hause mit' — mit diesem Kuß, dachte er weiter, und es überlief ihn. In der Ferne, an der jenseitigen Wand des Saals, sah er plötzlich ein unheimlich blutloses, geisterhaftes Gesicht, das ihn fast erschreckte, dessen Augen beinahe blicklos starrten. Aufmerksamer hinschauend erkannte er jetzt, daß es sein eigenes war: er sah in einen Spiegel. Es schüttelte ihn leise. Er fühlte aber wieder die Verpflichtung, zu lächeln, und mit sehr heiterer Miene — wie er dachte — sagte er zu Jenner, auf das Spiegelbild deutend: „Jetzt versteh' ich Sie, mein werter Herr Doktor! Ich flöße natürlich in diesem Augenblick nur Entsetzen und Abscheu ein. Mög' Ihnen der Wein gut bekommen; ich gehe. Viel Glück. Und viel Dank. Bitte bitte — ich gehe noch gut allein!" — —

Er war wieder draußen; im Konzertsaal, schien ihm. Die vielen Lichter blendeten ihn mehr, als daß sie ihn aufklärten. Nach einigen Schritten sah er Martin und Julianens Schwester vor sich; Martin nahm seinen Arm, Ulrikens gutes Gesicht schien vor ihm zu erschrecken. „Wie sehn Sie aus?" sagte sie. Auf eine Bewegung Martins fragte sie aber nicht weiter, sondern warf nur noch hin, als wäre sie beruhigt: „Hab' Sie übrigens schon gesucht. Juliane hätte Ihnen gern noch adieu gesagt. Wir gehn schon. Sie hat einen schlechten Kopf. Kommen Sie mit hinaus?"

„Gewiß; ich gehe ja auch," antwortete er. Mir scheint, heut ist alles merkwürdig, sagte er zu sich selbst. Warum will sie mir noch adieu sagen? Sie hat's ja schon gethan! — Er ging aber an Martins Arm langsam, etwas sicherer, weiter; es that ihm wohl, daß dieser nichts sagte. In seinem Kopf oder an seiner Stirn ward's ein wenig kühler; sie kamen in die Halle. Man legte ihm einen Mantel um die Schultern, gab ihm einen Hut. Er setzte ihn auf, und fühlte nun zu seiner unendlichen Erleichterung, wie er wieder zu sich kam. Neben ihm erschien Juliane, mit der Schwester, beide in helle, gefütterte Ueberwürfe gehüllt; — wie gut er die kannte. Sie gingen der Hausflur oder dem Thorweg zu. Er ging mechanisch mit, als gehöre er zu ihnen. Ein Wagen wartete dort, ein Diener des Hauses stand neben der offenen Wagenthür. „Also noch einmal gute Nacht!

Geh' es Ihnen gut!" sagte jetzt Julianens weiche, etwas verschleierte Stimme.

Sie gab ihm die Hand; dabei fühlte er etwas, das sie in der seinen zurückließ; er hielt es fest, noch gedankenlos. Er zog den Hut vom Kopf und stand da, bis der Wagen rollte. Bald danach sah er sich auf der Straße, noch immer an Martins Arm, der den seinen so fest und so beruhigend drückte. Vor ihm standen die hohen Bäume des Tiergartens, schwarz in der grauen Nacht. Es zog ihn aber zur nächsten Laterne, an der Straßenecke; dort blieb er stehn, etwas atemschwach, durch eine Kopfbewegung seinen Getreuen um ein wenig Geduld bittend. Er entfaltete den nur zusammengelegten Zettel, den Juliane ihm zugesteckt hatte, und las bei dem leise flackernden Licht:

„Nein, ich kann nicht bis morgen warten. Sie waren immer so edel aufrichtig; auch nicht zwölf Stunden lang möchte ich Sie täuschen. Es konnte ja doch nichts werden, Reinhard . . . Graf W. hat mir die Pistole auf die Brust gesetzt — ich bin schwach gewesen. Er reist nicht ab — und ich werde seine Frau. Vergessen Sie mich; werden Sie glücklich!"

V.

„Was er für blaue Lippen hat," hörte Reinhard eine unbekannte Baßstimme sagen. Er empfand, daß er diese Worte hörte, ohne ganz zu wachen; denn er wollte gleichfalls sprechen, wollte eine Bewegung machen, und vermochte es nicht. Ein peinliches Gefühl, wie von schmerzhafter Uebelkeit, beschwerte ihn. „Nur in den Wagen hinein!" sagte dann Martins kräftige, ruhige, angenehme Stimme. Er fühlte sich gehoben, darauf angelehnt; die Räder rollten offenbar unter ihm davon. Es verließ ihn auch jene häßliche, widrige Beklemmung; es war ihm ganz deutlich, daß er aus einer Ohnmacht erwachte. Seine Augen öffneten sich leicht, und er sah über sich das blaßrötliche, schnurrbärtige Gesicht des Olearius, das ihn mit männlicher Ruhe anlächelte.

„Na, da bist du wieder!" sagte dessen wohlthuende Stimme. „Hast dir Zeit gelassen. — Ja, die Späße kenn' ich!"

„Wir fahren," sagte Reinhard mit noch schwacher Stimme.

„Natürlich; zum Gehn hatt'st du keine Lust. Zuerst war

nur leider niemand da; eine einzige Droschke hatte vor dem Haus gehalten, die war fortkarriolt, als wir zu Fuß abmarschierten. Den andern ist's noch zu früh ... Na, endlich kam eine vorbei. Wir sind in der Bendlerstraße, und nun bald zu Hause!"

„Bendlerstraße" ... Reinhard begriff nun alles, sein Geist war vollkommen wach. Sie kamen von der Tiergartenstraße, wo Adams' neues Haus lag, und fuhren nach dem „Schöneberger Ufer", wo er selber wohnte. Drei Treppen hoch, mit dem Blick auf den Kanal und einige entfernte Wipfel des Tiergartens ... Jetzt sah er sich auch wieder bei der Laterne, wo er Julianens Zettel gelesen hatte; ihm fielen dessen Worte ein und wieder verging ihm die Luft. Sie kam aber wieder; sie schien sich nicht abweisen zu lassen, kühl und feucht strömte sie durch das offene Fenster gegen sein Gesicht, die nächtliche Novemberluft, noch nicht winterkalt, aber wie ein rauher Vorbote. Sie rumpelten über eine Brücke, dann hielten sie bald vor dem bekannten Haus. Nur noch eine weiche Mattigkeit lag auf seinen Gliedern; er erhob sich leicht, er stieg aus, griff dann nach der Tasche, um den Kutscher zu bezahlen. Martin hielt ihn am Arm. „Heute mach' ich alles; bleib du nur da stehn!" sagte er mit einem flüchtigen, kommandierenden Lächeln. Er zahlte, nahm aus Reinhards Tasche den Hausschlüssel, öffnete die Thür und führte ihn die Treppe hinauf. Als sie in Reinhards Zimmer kamen — er hatte nur ein einziges — wehte ihnen dieselbe kalte Luft entgegen, wie vorhin auf der Straße; die beiden Fenster waren geöffnet, der vom Tiergarten kommende Wind blies die Vorhänge auf, in das Zimmer hinein.

„Wir *segeln* hier, scheint es!" sagte Martin und schloß rasch die Fenster. „Machst du dir's *immer* so kalt?"

„Ich glaube," murmelte Reinhard, „nur aus Gedankenlosigkeit ließ ich sie — — ich weiß nicht." — — Es überfiel ihn auf einmal sein Unglück mit voller Gewalt. Er warf sich, so wie er war, im Mantel, auf das abgedeckte Bett, stierte zur Decke hinauf und begann zu stöhnen.

Martin schien davon nichts zu merken; er hatte Licht gemacht — mit Wachskerzchen, die er bei sich trug — betrachtete nun sachverständig den Ofen und den Holzkorb, der daneben stand, und rieb sich den Kopf. „Ich will dir was sagen, Reinhard," fing er dann frisch und gemütlich an: „ein kleines Feuer wär'

gut. Es ‚verschlägt' dir die Luft, wie man sagt, zehrt diese novemberliche, schnöde Feuchtigkeit auf — und ist auch dem Auge lächerlich angenehm. Man kriegt ein anderes Lebensgefühl, wenn man in so ein warmes Rot sieht. Bist du einverstanden?"

„Alles, was du willst," murmelte Reinhard. Der andere kniete auch schon und fing an zu heizen; so kunstgerecht, als wär' es sein Beruf. Das Feuer prasselte bald, in schönen Flammen. Martin sah lange hinein, als interessierte ihn weiter nichts auf der Welt; nur einige flüchtige, halbverstohlene Blicke warf er durch das Zimmer hin, das er erst einmal, vor acht Tagen, gesehen hatte, als er seinen Freund zum Willkomm besuchte: seitdem hatten sie sich immer anderswo Stelldicheins gegeben. Für einen Dreißigjährigen, von dessen Talenten man viel erwartet hatte, war es ein merkwürdig öder und erbärmlicher Aufenthalt; eigentlich nur Bücher, und auch von denen nicht viel; einige unbedeutende Bilder an den Wänden; Möbel ohne Wert. Nirgends Pflege, Liebe; eine reizlose, vernachlässigte kleine Welt, als wohnte hier die Gleichgültigkeit — oder auch die Sehnsucht . . . Unterdessen lag Reinhard da, ohne sich zu regen; das Stöhnen hatte er unterdrückt, wie sich dieser Unmännlichkeit schämend; ein finsteres Schweigen brütete auf seinem mehr gefärbten Gesicht. Nur einmal brach noch plötzlich, wie durch Ueberfall, ein Ton aus seiner Brust hervor, der sich ganz in die Höhe verirrte und dann verzitterte; es klang unheimlich, schauerlich. Martin richtete nun doch seine forschenden Augen auf den Unglücklichen. Als der aber wieder still ward, ruhig atmend dalag, kehrte er zu seinem Ofen zurück, warf noch einige Stücke hinein, lehnte die Thür an, setzte sich dann auf einen Stuhl und versank in seine Lieblingsstellung, die Hände auf den Knien.

„Martin!" sagte Reinhard endlich, ohne die Augen von der Decke zu wenden.

„Was, mein Junge?"

„Hast du denn kein Bedürfnis, zu erfahren, was mir geschehen ist?"

Martin nickte. „O ja. Ich warte aber gern, bis der andere spricht."

„Dieser Zettel, den ich da las — — Aber Teufel, wo ist denn der? Ich hab' ihn nicht mehr. Ich hab' ihn verloren. Der liegt auf der Straße!"

„Da hat er allerdings gelegen; ich hab' ihn aber aufgehoben. Also reg dich nicht auf."

„Hast du ihn gelesen?"

Martin schüttelte den Kopf. „Ich lese nur, was ich soll. Hab' ihn dir in die Tasche gesteckt; in die Mantelbrusttasche."

„Da ist er!" sagte Reinhard und zog ihn hervor. Mit etwas zitternder Hand hielt er ihn hinüber: „Willst du ihn jetzt lesen?"

Martin stand auf, nahm ihn und ging zum Licht. Seine Augen überflogen das kleine, duftende Blatt. Dann nickte er vor sich hin, als hätt' er sich's so gedacht.

Nach einer Stille fragte Reinhard, dessen Augen nun an ihm hingen: „Nicht wahr, ein hübscher Ausgang das — nach unserm Gespräch? Nachdem du mir den ‚guten Rat' gegeben hattest, zum Ende zu kommen; das Schicksal herauszufordern, um ‚mit mir zu boxen'. Ich bin auch sehr tapfer hingegangen, hab' es so gemacht. Es hat mich niedergeboxt. Das ist nun das Ende!"

„Na ja — man konnte es erwarten," entgegnete Martin, der Julianens Blatt noch ansah. „Wenn man fünfundzwanzig alt ist und Ehrgeiz hat, und allerlei kostspielige Wünsche ... Die Herren vom ‚Geschäft', von der Börse wollte sie nicht nehmen, da zog sie ihren blassen, feinen, geistreichen Doktor Juris vor. Wenn aber ein ziemlich idealer Graf daherkam und ganz dramatisch sagte: ich reise ab und komme nicht wieder, wenn Sie mich nicht nehmen — da trat er die Wagschale in den Grund; das ist nicht zu verwundern. Und da flogst du in die Luft, daß dir der Atem verging — — Verzeih; wie schauderhaft roh das klingt. Es war nicht so gemeint; es ist nur die alte Unart, Gleichnisse zu machen. Kurz — du flogst in die Luft!"

„O Martin!" stöhnte Reinhard, den die angesammelte Qual wieder zu ersticken drohte. „Wie hab' ich für sie gelebt! — Ich sage dir — — o, es ist 'ne Schande — es ist unaussprechlich — — wie hat sie an mir gezehrt — wie hat sie mich verbraucht! Eine Blutsaugerin, sag' ich dir ..." Er richtete sich auf, seine Augen brannten, auf seinen Wangen erschienen rote Flämmchen, die sich im Weitersprechen bald vergrößerten, bald zusammensanken. „Ein gutartiger Vampyr, das ist wahr — nicht böse, nicht schlecht — aber mit welchem himmlischen Lächeln konnte sie

saugen und saugen — daß ich nun bin, was ich bin! — Immer gütig, und immer unnahbar; einen kleinen Händedruck als Geschenk für Tage und Nächte, die sie mir gestohlen; — immer für sie lesen, immer an sie schreiben — dann ihr vorlesen — sie beraten — in der kleinsten Sache — ‚da muß Doktor Reinhard helfen' — aber nun gar ihre Theaterstudien, die sie oft so trieb, als ginge sie morgen zur Bühne — was that sie da je ohne mich. Und nun schreibt sie mir: ‚vergessen Sie mich' . . . Und nun schreibt sie mir: ‚ich werde seine Frau!'"

Martin zerdrückte etwas zwischen den Zähnen, es blieb unverständlich. — „Mein lieber Junge," sagte er dann lauter, „sprichst du nicht zu viel? Vergiß nicht, daß ich dich von der Erde aufgesammelt habe —"

„Das war der Wein," fiel ihm Reinhard ins Wort. „Und die dicke Luft bei den Kartenspielern. Und überhaupt — — na ja, ich bin nicht gesund!"

„Nicht mehr so gesund wie früher, das ist nicht zu leugnen. Diese vier Jahre haben — — Aber den Teufel auch, es ist eine psychologisch merkwürdige Geschichte. Vier Jahre lang, und du — du, der einen so gesunden Egoismus hatte, beinah zu gesund; — du nimmst mir's nicht übel. Der gibt sich so ganz an ein anderes menschliches Wesen hin —"

„Dacht' ich denn: so lange —? — Anfangs wollt' ich ja — wollte eben diesen Egoismus unterkriegen, den du mir manchmal vorgeworfen hattest — und hoffte immer auf den Lohn, ihre volle Liebe, ihre Dankbarkeit. Dachte immer: bald! bald! — Dann gewöhnt' ich mich — oder wie es kam; wer weiß das. O, es steckt in diesem Mädchen eine verrückte Kraft, die du noch nicht kennst. Ein Zauber . . . Ich war so verliebt! Und sie schien auch — — sie schien — —"

Reinhards Stimme, die zuletzt heiser ward, ging in einem Hustenanfall unter. Er ließ sich auf das Bett zurücksinken, und widerwillig, mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten, gab er sich diesem verhaßten, nur zu wohlbekannten Feind hin, der ihn schüttelte.

Martin war so lange mitleidig still. Erst als er die Augen, die dunkelblauen, jetzt noch matten, erblaßten, wieder wie fragend auf sich gerichtet sah, nahm er langsam das Wort: „Was ist da viel zu sagen, Reinhard; bei der sogenannten Liebe gibt's keine

Mathematik. Was übrigens Juliane Haber betrifft — sie hat sich gewiß redlich bemüht, dich al pari zu lieben, das ist keine Frage. Aber wie ist sie denn aufgewachsen? Unter lauter Geldmenschen, die nicht fragen, was einer ist, sondern was er hat, oder was er scheint. Bis zum Tod des Vaters der übliche, verrückte Luxus; dann die Sehnsucht danach; die ist nicht gesund. Kind, wer bist du denn? Einer, der was werden will. Was hast du und was scheinst du? Noch nichts —"

„O verfluchtes Leben!" rief Reinhard plötzlich mit hoher, schneidender Stimme aus und schlug gegen seine Stirn. „Wozu ist so einer wie ich auf der Welt . . . Ich verfluche mich, Martin; ich verfluche mich! ‚Der was werden will' . . . Was kann ich denn werden? Mit einer schlechten Gesundheit, ohne Geld, ohne Namen — nicht einmal ein schöner Kerl, dem die Weiber nachlaufen — diese Brust voll Ehrgeiz und unerfüllter Wünsche, aber eine elende Lunge dazu. Nichts als Hindernisse . . . Dagegen dieser Graf! Schau' dir diesen Grafen an! Diese Prachtgestalt, die so von oben auf die ‚Kanaille' herabsieht; eiserne Gesundheit; uraltes Geschlecht, älter als die Hohenzollern; dazu ein Stück Erdscholle, fast so groß wie ein Fürstentum; alle seine Leute helfen mitregieren, in der Armee oder im Staat. Er braucht nur was zu wollen, so hat er's . . . Will er in den Reichstag? Seine Leute lassen ihn wählen, Stimmvieh gibt's noch genug. Will er in die Regierung hinein? Sein Onkel Minister stellt ihn auf die Leiter. Will er lieber Löwen jagen? So geht er nach Afrika. Will er lieber die schönste Frau von Berlin? So stellt er ihr sein Ultimatum — sie nimmt ihn. Sie wär' auch nicht recht bei Trost, wenn sie ihn nicht nähme — wenn sie statt dessen den andern, der sich selbst verflucht — "

Er konnte wieder nicht ausreden, der schon so lange gereizte Husten brach aus der Kehle hervor, ärger als vorhin. Aber seine Empörung war zu wild, sein Wille zu mächtig, um sich ganz unterjochen zu lassen. Mitten in den Husten hinein, gleichsam zwischen zwei von seinen Wellen, rief er noch mit fast erstickter, schauerlich toter Stimme, da er Martin leise den Kopf schütteln sah: „Ja, ja, ja, ich verfluche mich! — Oder dieses verdammte Schicksal, das mich so gemacht hat! — Nur Hindernisse — kein Weg! — So ein Nichts! ein Nichts!"

VI.

Martin wartete, bis der Husten dem Reden ein völliges Ende gemacht hatte; dann horchte er noch eine Weile, mit dem Ohr eines erfahrenen Laien, was für ein Husten das sei; dann ging er geräuschlos zum Ofen, um noch einmal etwas Holz auf die Glut zu legen. Als er zurückkam, schien er ganz vergessen zu haben, wovon Reinhard gesprochen hatte; denn mit ruhigem Gesicht, wenn auch mit weicher Stimme, legte er ihm eine Hand auf den Arm: „Hast immer noch den Mantel an. Willst du dich nicht ausziehn, mein Junge, und wirklich zu Bette gehn? Gegen den Husten wär's entschieden besser. Aber überhaupt. Du thätst mir 'nen Gefallen, Reinhard!"

Er schien nur zu bitten, aber er fing an, den Mantel zu öffnen, der noch immer zugeknöpft war. Reinhard begriff selber nicht, woher ihm jetzt ein Lächeln kam; der unendliche Widerspruch zwischen seinem verzweifelten Ausbruch und dieser schlichten Gemütlichkeit mochte ihn so humoristisch reizen. Auch wirkten diese ruhigen, klugen, guten Augen sonderbar auf ihn: es kam ihm als das Richtigste und Angemessenste vor, ihren Wunsch zu erfüllen und sich zu entkleiden. Es dauerte kaum zwei Minuten, so lag er unter der Decke, im frischen Nachthemd, das Martin mit Hausfrauenblick aus der Kommode gefischt und ihm mit ausgebreiteten Aermeln hingehalten hatte. Als er so lag, wie er sollte, nahm Martin einen Stuhl, rückte ihn ans Bett, setzte sich, und mit seinem Wärtergesicht ging eine große Veränderung vor: es ward ungeheuer ernst, sozusagen feierlich; obwohl es dann einen Augenblick wieder lächelte. Seine Augen legten sich gleichsam fest auf die des andern, und gingen durch sie hindurch. Dann schüttelte er mehrmals den Kopf. „Reinhard!" sagte er.

„Was willst du?"

„Mann, du bist im Irrtum. — Ich hab' das auch einmal geglaubt — als junger, sechzehnjähriger Weltverbesserer — bei mir zu Hause in der Mark: da war so'n Junkerchen in der Nachbarschaft, auch ein Grafenkind, ein bildschöner Bursch, tapfer wie der Teufel, ein Organ wie'n Waldhorn, seine Leute die reichsten in der ganzen Gegend; rote Backen, göttlich gesund! Ich war grade von meinem ersten und schwersten Typhus auferstanden;

mein Vater mit seinen Wasser- und Dampfmühlen machte Bankerott; es gab wenig Gutes zu fressen, Reinhard. Und die Zukunft aschgrau ... Da sagte ich mir denn auch: Hol' der Teufel die ganze Wirtschaft; für den einen alles, für den andern nichts? Der da, der junge Graf, ist so alt wie ich, aber tausend Meilen voraus; und auf seinem Rassepferd wird er immer weiter in die Unendlichkeit hineinreiten, während ich als Infanterist mit Blasen unter den Füßen und Hühneraugen nachhinke; ist das eine Gerechtigkeit? Gebt mir 'ne andere Welt, als diese hundsföttische, oder ich spiel' nicht mit! — — Dann kam ich aber allmählich wieder sehr zu Kräften, und ein plebejischer Trotz und Stolz — oder was es war — richtete mich auf; ich ward auch gescheiter, und fing an, der Welt hinter die Karten zu sehen; und endlich merkte ich: Holla! das Spiel wird ganz anders gespielt, als es aussieht; beim Whist ist Trumpf Trumpf, aber im Weltspiel nicht!"

„Wieso nicht?" fragte Reinhard, in ungläubiger Verwunderung einen Arm aufstützend. „Trumpf ist doch immer Trumpf!"

„Bei diesem Spiel nicht. Du fluchtest vorhin in deinen Husten hinein: ‚Nur Hindernisse — kein Weg!' Aber Mensch, diese Hindernisse gehören dazu; das ist eben der Weg. Der ‚Dornenweg' — laß mich ihn einmal so nennen — im Gegensatz zu dem ‚Rosenpfad', den solche Wildhagens gehn. Was geschieht dir auf dem Dornenweg, mit den Hindernissen? Mußt dich durchschlagen, dir selber deine Bahn brechen, tüchtig Schweiß vergießen, zuweilen mit einem Fluch verschnaufen, dann wieder vorwärts gehn. Verzagst du zu früh, nun ja, dann ist's aus; aber bleibst du zäh, dann wirst du ein Mordskerl; kommst endlich ins Freie, aber wie: mit den schärfsten Augen, mit einem Bahnbrecherhirn, dem nun nichts zu schwer ist — und mit Muskeln, die drei solche Leben aushalten. Und wie schmeckt dann das Glück, Mensch! Mit was für Organen und Verständnissen segnest du dann jeden guten Tag! Wie fühlst du dich der Gottheit verwandter, da du dir dein Leben gleichsam selber geschaffen hast! Und wie schaust du jetzt in ihren Plan und ihr Werk hinein, da du als ihr Soldat marschiert bist; wie vieles sehen nun deine Heldenaugen, das du früher nicht ahntest. Schilt nicht über die Hindernisse, Reinhard! Es gibt viele Wege — aber der Dornenweg ist nicht schlecht!" — —

Reinhard schwieg einige Zeit, er sah den andern unverwandt an, überrascht, verwundert und nachdenklich. Nicht daß ihm solche Gedanken fremd gewesen wären: Aehnliches, dachte er, hört man ja doch von Jugend auf; — aber der große Sinn, den sie hier annahmen, der Ton, in dem sie sprachen — und dieses merkwürdige, breitstirnige, hochgewölbte, kinnstarke, überzeugungsvolle, geistdurchdrungene Gesicht. Es war ihm schon eine Wohlthat, gleichsam ein Trost, in dieses Gesicht zu sehn ... Endlich kam ihm aber doch wieder, ohne daß er's wollte, das bittere Zweiflerlächeln, an das er sich in diesen letzten Jahren gewöhnt hatte. „Mein guter Martin!" sagte er.

„Was gibt's?"

„Wie viele Typhusse hast du jetzt hinter dir?"

„Es sind ihrer drei. — Bin daher auch ziemlich hin."

„Und wovon lebtest du auf der Universität, als dir dein Vater hundert Thaler Rente hinterlassen hatte?"

„Stundengeben; Abschreiben. — Bis mich jungen Doktor der Theaterteufel auf die Bühne jagte —"

„Dann schickte dir aber der Himmel deinen dritten Typhus und jagte dich wieder fort."

„Ungefähr so ist es."

„Und was bist du jetzt?"

„Erzieher meines jungen Barons."

„Mit deinem Kopf — und mit dreißig Jahren! — Und du predigst den Dornenweg?"

„Lassen wir mich aus dem Spiel," sagte Martin, den Kopf etwas sinken lassend und auf die Bettdecke blickend. „Das ist noch eine dunkle, nebelhafte Geschichte; wird auch einmal klar werden, was damit gemeint ist. — Ich sag' dir nur: der Dornenweg ist nicht schlecht!"

„Aber der Rosenpfad ist besser, Martin. Schau dir diesen Grafen an! Wie sagtest du von deinem Gräfchen: ‚Tausend Meilen voraus!'"

„Aber wie lange, Reinhard? Und was weißt du denn, wo er liegen bleibt? — Will dir nur noch bemerken, eh ich endlich gehe: Dein Graf ist nicht dumm, sagt man. Wie viel gebildeter und gescheiter wär' er wohl geworden, wenn er sich nicht von früh auf gesagt hätte: ‚mein Vater ist der reiche Graf Wildhagen'? — Er hat eine eiserne Gesundheit, sagst du. Ob er

nicht doch etwas mehr von der Welt begriffe, mit ihren Geheimnissen mehr Berührung hätte, wenn seine Nerven etwas feinfühliger wären? — Die Weibsleute vergöttern ihn, hör' ich. Sollte nicht die Folge davon sein, daß er jetzt mit einem frivolen Satz in die Ehe springt — und wer weiß, in welchen Graben hinein? — Mann, wer bist du denn; du kennst ja doch Gottes Trümpfe nicht. Ja, bei großen Hauptkerlen, bei den Ausnahmen, die einen Riesenweg bis zu ihrem Ziel haben, da mag's anders sein: da würden die Dornen zu lange aufhalten, freie Bahn ist besser; — von denen red' ich hier nicht. Aber dennoch — — was glaubst du denn? Meinst du, der alte Fritz wär' diese ganze, wunderbare Mischung geworden, wenn er zu der Prinzlichkeit auch noch 'ne hübsche, glatte, gemütliche Jugend gehabt hätte? Bismarck war gewiß ein ‚geborner König'; der hatte also denn doch, als einfacher Edelmann, Hindernisse genug; na, ob er nicht auf diesem Weg etwas noch Höheres geworden ist als auf dem Prinzenweg: ein Selbstüberwinder, ein selbstlos deutscher Mann, ein doppelter Held? — — Von alledem morgen mehr — wenn wir dann noch wollen. Jetzt sollst du schlafen, dich stärken. Ich komm' am Vormittag wieder und seh', wie es steht. Also gute Nacht!"

„Nein, nein, nein," sagte Reinhard hastig und errötete, offenbar aus Scham; „nein, geh nicht fort. Lach mich aus, wenn du willst — aber bleib hier; mir graut davor, allein zu sein. Mir ist im Grunde schauderhaft schlecht zu Mut ... Du hast aber was Merkwürdiges an dir — du thust mir so gut. Wie wenn irgend ein seelisches Fluidum von dir auf mich überginge; — schon drüben bei Adams, bei unserm Gespräch über — diese Juliane, hab' ich das verspürt. Ich sag' dir, wenn ich noch ein Zimmer und ein Bett hätte, so bät' ich dich: bleib heute nacht ganz hier! — Aber setz dich noch einmal, Martin (dieser war aufgestanden); ich bitte noch um etwas Fluidum; es ist Medizin für mich kranken Mann. Sag mir zum Beispiel deine Meinung, Alter: wenn ich nun meinen ‚Dornenweg' tapfer weitergehen wollte, was würdst du mir raten zu thun?"

Martin lächelte. „Mein guter Junge, das weiß ich längst; deine Juliane stand mir nur im Wege! Da du die nun los bist — — na ja — verzeih — von mir aus gesehen sieht das Ding so aus — also da ich dir nun zu diesem Unglück gratulieren kann, so kann ich dir sagen, was ich dir schon von Bozen aus

gern geschrieben hätte: Mann, komm zu uns! in das Bozener Land! Aus drei Gründen nämlich — — Warst du schon einmal dort?

„Nein; nie."

„Also erstens: deine Gesundheit; denn solange wir die nicht stärken, ist alles andre dummes Zeug. Dies julianische Zeitalter hat dich tüchtig angegriffen; für so verfluchte seelische Strapazen bist du nicht geschaffen. Hast dich schlecht ernährt; deine Nerven sind dünn geworden; dazu dieser Husten. Ja, aber bild' dir nicht ein, daß das ein lungenkranker Husten ist: alles nur Nervenspuk, das ist meine Meinung; — morgen gehn wir zum Arzt, der soll dir das sagen. Also, wenn er mir recht gibt — und ich versichere dich, das wird er thun — dann heißt's: stärkt die Nerven! Damit stärkt ihr alles: den Hals, die Stimme, den Kopf und das Herz! — Dazu ist Bozen gut. Echte Winterluft, aber ohne Wind und mit göttlicher Sonne. Die ganzen Tage im Freien. Gute österreichische Kost. Gute Tiroler Weine. Herrliches Gebirg, Thäler aller Arten, Ruinen an allen Ecken, Romantik — das wird dich eingetrockneten Berliner wieder anfeuchten, sag' ich dir, und zum Menschen machen. Und dann wandelst du an der grünen Etsch, oder am rauschenden Eisack, und überrauschest ihn mit deinem donnernden Deklamieren —"

„Deklamieren? Wozu?"

„Um deine Stimme zu stärken; die bei diesem hundsföttischen Seelenleben so gelitten hat."

„Und wozu soll ich die stärken?"

„Wie du komisch bist. Für den Reichstag, natürlich."

„Ich soll in den Reichstag?"

„Gewiß. Du bist ja nun ein freier Mann. Und war das nicht immer dein Wunsch und dein Gedanke, als Politiker für dein Land zu wirken?"

„Aber, guter Gott!" rief Reinhard mit noch immer etwas heiserer, matter Stimme aus. „Ich, so ein ‚Paria'; ohne Geld, ohne Namen. Und mit dieser Stimme dazu!" — In der That, bei diesen Worten regte sich schon wieder der heimtückische Husten.

„Dafür ist die Bozener Stärkung. Und wenn du kein grundbesitzender Graf bist, so hast du Gedanken. Was du mir in deinen letzten Briefen schriebst — und hier im Tiergarten erzähltest — das sind neue, gute Gedanken, Reinhard; das gibt

neues Mehl, aus dem die Politik Brot backen kann, für das Volk, für den Staat. Es ist Herz darin, und zugleich Verstand, weiter Blick. Du hast ja auch diese julianischen Jahre doch nicht ganz verloren, Reinhard; deine eigne Not — seelische und leibliche — hat dich auf die der andern gebracht; hast in den Menschen Kameraden gefunden, für sie gefühlt und für sie gedacht — mit mehr Geist als sie. Dazu sind ja eben die Dornen, mein Junge ... Also das war mein Zweitens: deine Vorbereitung für den Reichstag, für die Politik!"

„Du fängst an, mich zu erheitern, Martin. Aber nein — komisch genug — mich sogar in eine Art von Traum hineinzusingen, als könnte das alles geschehn! — Also nun das Dritte?"

„Gute Gesellschaft; statt deiner schlechten hier. Was thust du unter diesen Konstanzen und Wolfs und Adams; die schaut man sich ein paarmal an, um Studien zu machen, dann sucht man wieder wirkliche Menschen. Ich weiß, Juliane Haber zog dich in diese ‚Welt'; aber was konntest du da thun, als Konversation machen: über deine menschenliebenden sozialen Ideen hätten sie gelacht, und deine Beredsamkeit paßt in diese ‚Salons', wie Frau Konstanzens Toilettentisch in die Kirche. Du hast aber Beredsamkeit, Teufel auch, und du mußt sie loswerden; echte, solide, gute, — auch dramatische: vorhin, bei deiner Selbstverfluchung, kriegt' ich 'ne kleine Probe davon. Sammle dich nur erst wieder; geh nach Südtirol, und zu bessern Menschen! Zunächst zu uns vier, wenn du willst —"

„Wieso seid ihr vier?"

„Nu, der Baron, seine beiden Kinder und ich. Wir sind ja keine Auserwählten, wir leisten nichts Besondres; aber schiefgewachsen, angefault oder sonstwie muffig sind wir, glaub' ich, nicht. Der Vater ist ein Prachtmensch; der Sohn — jetzt schon sechzehn alt — ist auch so ziemlich gelungen; und an der Baroneß Mathilde, der Tochter, da wirst du sehn: die ist in der Natur aufgewachsen, das ist doch was andres! Die ist mit ihren zwanzig Jahren ebenso vorurteilslos, so frei, so geistig unternehmend wie die Juliane; stellt sich vor Gott und Teufel so unerschrocken und so kritisch hin, daß ich manchmal auflachen muß; aber dabei ein so reines, unverdorbenes Blut — — Na ja, 's ist schon gut; du verziehst den Mund. Es klingt wie gegen Juliane — und deine Haut ist wund. Ich rede auch offenbar zu viel. Wird sich

ja alles finden — wenn du nur kommst — wenn du dich nur losreißen kannst von der lieblichen Spree und der holden Panke."

„O nur fort von hier! fort!" stieß Reinhard zwischen den Zähnen hervor.

„Nu also! Das ist ein Wort!" — Martin nickte zufrieden; nahm seine weiße Halsbinde ab und legte sie auf den Schreibtisch, neben Herbert Spencers ‚Einleitung in das Studium der Sociologie'.

„Was machst du da?" fragte Reinhard.

„Ich beginne meine Toilette für die Nacht zu machen. Wenn du heute nicht gern allein bist, so bleib' ich natürlich hier."

„Martin! — — Aber wo schläfst du denn?"

„Auf dem Sofa da. Es ist nicht einmal hart; ich hab' es als praktischer Mensch eben angefühlt. Mit meinem Ueberrock deck' ich mich zu; auch liegt da noch ein Plaid."

Reinhard, der vor geheimer Rührung die Brauen zusammenzog, schüttelte den Kopf. „Für einen so großen, breiten Kerl wie du ist ja das Sofa zu schmal! und zu kurz!"

„Die Kürze verlängert man durch einen schräg angesetzten Stuhl; das kannten sie schon in Noahs Arche. Ueberhaupt, mein Junge — ich hab' ein ganz entschiedenes Talent, auf Sofas zu schlafen; auch hölzerne Bänke gewöhnen sich an mich. — Das heißt, wenn dir noch daran liegt — !"

„Daß du hier bleibst? — Oh!"

„Schon gut. Also dann vollende ich meine Toilette." — Er zog seinen Frack aus und hängte ihn über eine Stuhllehne. Darauf schob er einen andern Stuhl gegen das eine Ende des Sofas, streckte sich aus, seine Füße schräg auf den Sessel legend, und zog das ausgebreitete Plaid über sich her. „Gute Nacht, Reinhard!" sagte er. „Nach meiner Uhr ist es Schlafenszeit."

Reinhard richtete sich noch einmal auf. „Du! Da fällt mir ein: du hast ja nicht zu Nacht gegessen!"

„Doch: hab' mir bei Adams einiges zu Gemüt geführt; für mich grade genug. — Aber du?"

„Ich? — Du findest es hoffentlich nicht komisch, wenn ich dir versichere, daß ich absolut keinen Appetit habe."

„Nein," antwortete Martin ebenso ruhig sachlich, „komisch find' ich's nicht. — Morgen frühstücken wir desto gründlicher; da bei der Potsdamer Brücke, wenn's dir recht ist. Da hab' ich

einmal als Student, bei einem merkwürdig gediegenen Beefsteak, einen göttlich schönen Weltverbesserertraum phantasiert."

Reinhard seufzte leise. — „Weltverbesserung," flüsterte er nach einer Weile vor sich hin. Etwas lauter setzte er dann hinzu: „O was hab' ich auch für Träume gehabt!"

„Kommen alle noch wieder," murmelte der andre auf seinem engbrüstigen Sofa. „Wir sind ja noch jung! — — Das Licht steht übrigens näher bei dir als bei mir. Mit deiner von Haus aus sehr gesunden Lunge kannst du's ohne besondere Körperverdrehungen ausblasen. Willst du's aber lieber brennen lassen — aus irgend einem Grunde — mir auch recht: ich schlaf' dunkel und hell — wie ich soll."

Nach kurzem Schweigen antwortete Reinhard, mit wenig Stimme: „Du, es wär' mir eigentlich lieber, wenn wir's brennen ließen. Falls du wirklich nicht —"

„Durchaus nicht!" — —

Sie wurden nun beide still. Sie hörten nichts als das Ticken einer Uhr — in Gestalt einer Eule — die auf der Kommode stand, und ein letztes Knistern im Ofen. Zuweilen rollte unten ein Wagen am Schiffahrtsbaukanal, diesseits oder jenseits. Der Wind hatte sich gelegt.

Nach einer Viertelstunde erst sagte Reinhard leise: „Du liegst schlecht, Martin. Ich hör's ja, du kannst nicht einschlafen, und legst dich von Zeit zu Zeit auf die andre Seite."

„Laß nur; das thut mir nichts. Das kommt öfter so. Ich bin dann wie die Hunde, die sich oft so lange herumdrehn, eh' sie ihr Lager gut finden und still liegen. — Vielleicht ist das Erbschaft. Vielleicht stammen wir gar nicht vom Affen, sondern vom Hunde ab."

„Du jedenfalls, sollte man glauben. — Martin!"

„Wie beliebt?"

„Du bist ein guter Kamerad, Martin."

„Merkwürdig, wie leicht sich der Mensch über den Menschen wundert; eigentlich ein schlimmes Zeichen für die ganze Bande. — Du denkst noch zu viel, mein Junge; kannst du noch nicht schlafen?"

„Nein. — Aber gute Nacht!"

„Gute Nacht! — —

Sie schwiegen. Martin lag nun wie eine Kerze, ohne sich

zu rühren. Das Knistern im Ofen starb. Jeder von ihnen horchte von Zeit zu Zeit auf des andern Atem.

Endlich bewegte Reinhard doch einmal den Kopf, der gradaus wie tot dagelegen hatte, und blickte zu dem andern hinüber. Nun sah er, daß dessen Augen offen standen, gegen die Decke gekehrt.

„Also du schläfst noch nicht. — Martin, dann will ich dir doch noch sagen: ich komme also nach Bozen. — — Und überhaupt: o, ich sage dir, ich will mich an ihnen rächen — — das heißt, wie ein besserer Mensch sich rächt. Sie sollen mich wachsen, sollen mich steigen sehn; sollen sehn, wie ich — — o, ich will durch! auf dem ‚Dornenweg'!"

Martin machte ein zufriedenes „Hm!"; es schien allerdings auch ein leiser kritischer Vorbehalt in dem „Hm" zu liegen. Nach einer kleinen Stille setzte er hinzu, ohne den Kopf zu bewegen: „Das ist wie ein Schlaftrunk, mein Junge. Ich hoffe, auch für dich; jedenfalls für mich. Nun hab' ich das Gefühl, als würd' ich bald — —"

Er sprach seinen Satz nur mit der Hand zu Ende. Es dauerte auch nicht lange, so lag er mit geschlossenen Augen da. Reinhard hörte ihn schlafen; es war nicht eigentlich Schnarchen, es war ein tiefes, summendes, angenehmes Atmen.

Zweites Buch.

I.

In noch herbstlicher Reinheit und Leuchtkraft war der Novembertag über das tief eingeschnittene Bozener Land hinweggegangen, hatte die zackigen Dolomiten des „Rosengartens" mit seinem abendlichen Rosenlicht überflutet, und sich dann hinter den Bergen versteckt, der sternenklaren Nacht das ganze Feld überlassend. Der junge Mond, der als bleiche Sichel am Himmel stand, war goldgelb geworden; sein Spiegelbild tanzte auf den Wellen des raschen Eisack, der von Nordosten gestürzt kam, um noch ein letztes Stück Weges — an Bozen vorbei — gegen Westen zu laufen und sich im breiteren Thal mit der stilleren Etsch zu vereinen. Das Gewölbe des Himmels, wie aus blauem Krystall geschnitten, schien auf den hohen Bergen zu ruhen, die das tiefe Gelände bewachten; als wäre das Ganze ein Riesendom, dessen Quer- und Langschiff, aus den zusammenstoßenden Felsenthälern der Etsch und des Eisack, der Talfer und der Eisack-Etsch gebildet, über der Stadt Bozen sich kreuzten. Es war sieben Uhr vorbei, und der „Dom" nun dunkel und still, wie von Priestern und Menschen verlassen; nur das weltlichste aller Geräusche rollte noch durch das Eisackthal, der Bahnzug, der von Norden herabkam, von Innsbruck und Deutschland her. Unter Karneid um die Ecke kommend durchschnitt er plötzlich das tiefe Schweigen, fuhr an Kardaun vorbei, dann nach Nordwesten ausbiegend gegen den Bozener Berg zu, um Raum für eine letzte große Kurve zu gewinnen, die ihn in den Bozener Bahnhof hineinführte.

Vor der „Villa" des Barons Rohrbach, die auf den Fels

gebaut über der Landstraße aufstieg, stand Nikodemus, der Diener, ein kaum zwanzigjähriger Bursch, die Hände in die Taschen vergraben, und sah auf die dunkle, lange „Raupe", den vorübereilenden Schnellzug, hinunter. Schon die Landstraße lag hier ziemlich hoch über dem Eisackthal; von der Stadt her stieg sie langsam an, gegen Osten zu, bis sie dann bei Kardaun wieder zum Fluß hinabging. Die Villa hatte sich aber noch höher gegen den Berg gelehnt, einen Felsvorsprung als Terrasse benützend, auf der für das zierliche Haus und für einen kleinen Garten Platz war, den allerlei immergrüne Bäumchen und Gewächse schmückten. Der Blick war hier frei und weit, und die Lage sonnig; darum hatte wohl der Erbauer — von dem der Baron die Villa gekauft hatte — die etwas lästige Entfernung von der Stadt und den so oft emporwirbelnden Staub der Landstraße nicht gescheut. Der lange Rücken des Schlern und die Zinken des Rosengartens stiegen herrlich im Osten auf; im Südwesten die Riesenmauer des Mendelgebirges, gegen Welschland ziehend. Schräg gegenüber, jenseits des Eisack, lagen andre Ansitze, freilich ungleich höher, das Kampenner Schlössel und die kriegerische Burg Karneid, die über dem Eingang in die wildschöne Schlucht des Eggenthales thront. Um ihre erhabene Freiheit und Ländlichkeit konnte man diese weitschauenden Herrensitze beneiden; ihnen fehlte aber der Windschutz, die Milde, sie lagen oft noch in Schnee und Eis, wenn auf der andern, der besonnten Thalwand die ersten Blumen hervorblühten.

Das noch bartlose Gesicht des jungen Nikodemus gähnte; der Tag ward ihm lang. Es erging ihm oft so. Nun war's Nacht, und nun wär's genug; der Schnellzug war da, die Stadt lag im Dunkeln, die Hühner waren zu Bett. Jetzt nur noch zu Nacht essen, einen Schoppen Tiroler trinken, mit der Köchin oder der Jungfer ein paar Späße machen, auch ein paar handgreifliche — und dann ins Bett wie die Hühner! Statt dessen noch den Herrschaften aufwarten, das Abendessen bringen, auf die Klingel horchen. Die ganz Einteilung gefiel ihm nicht. Er verwarf sie; er hustete auf sie. Er verzog seinen breiten, kritischen Mund, da er nicht mehr gähnte. Ja, wenn er hier Herr wäre, hier auf dieser Terrasse! Wenn er „Baron von Brixlegg" hieße, statt daß er nur ein Brixlegger Arbeitersohn war: „Nikodemus Preuner", sonst nichts. Wenn er klingeln und kommandieren könnte: „Eine Flasche Sekt!" Und wenn er dann beim Sekt seine

Zigarre rauchen und so beiläufig fragen könnte: „Wo ist doch Flora, die Kammerjungfer? Sie soll doch 'nmal herkommen" . . .

In diesem Augenblick kam sie wirklich; sie trat aus der Hausthür in den kleinen Vorgarten, in dem Nikodemus stand, ein leichtes, dunkles Tuch um den Kopf geschlungen und ein andres auf den Schultern, denn es wurde doch kalt. Ihr etwas spitzes, ein wenig altjüngferliches Gesicht spitzte sich noch mehr, als sie den Burschen sah; „Sie werden hier wohl romantisch?" fragte sie spöttisch überlegen. „Vergessen Sie auch wieder, daß in einer halben Stunde zu Nacht gegessen wird?"

„Ich vergeß' nie mehr was," antwortete er noch überlegener. „Hab' schon lang' gedeckt. Uebrigens, da schaun Sie her — auf den Mond!" — — Die Herrenphantasie spukte noch in ihm; als sie arglos näher trat, kniff er zärtlich in ihren Arm und schickte sich an, einen seiner Baronsarme um ihren etwas dünnen Leib zu legen. Sie machte sich aber los und schlug ihm auf die vorwitzige Hand. „Was fallt Ihnen ein?" sagte sie kurzweg. „Es ist wirklich komisch, was so'n junger Bursch — so ein Bub' noch — sich alles herausnehmen will. Lernen Sie lieber erst besser Messer putzen; und schaun Sie sich die Leut' erst an, denen Sie schönthun wollen."

„Grad' weil ich Sie so viel angeschaut hab'," erwiderte der Bursche keck, „hab' ich Sie so viel gern."

„Ach du lieber Gott! Jetzt kommt auch schon das Witzigwerden und Die-Wort'-verdrehn — so wenig auch noch über seinem Maul gewachsen ist. — Mich gern haben! Warum denn? Erstens bin ich doch so viel älter als wie Sie, daß Sie mich schon selber im Wirtshaus eine ‚alte Urschel' geschimpft haben; — ja, ja, mein Lieber, ich weiß auch was, ich weiß allerlei; die Leut' haben mir's erzählt!"

Nikodemus, einen Augenblick verdutzt, faßte sich schnell wie immer und lächelte verächtlich. „Das muß Ihnen dann ein Bauer erzählt haben —"

„Warum denn ein Bauer? Bauer oder nicht, das ist alles eins —"

„O nein, ganz und gar nicht. Zwölf Bauern und ein Stier, das sein dreizehn Rindviecher. Ich hab' nur im Wirtshaus gesagt, was man bei uns zu Hauf', im Innthal, sagt: ‚Wenn ein Frauenzimmer über sechzig Jahr' alt wird, so kriegt sie sieben

Häut' und is nicht mehr umzubringen.' Das kann ich doch nicht von Ihnen gered't haben. Das hab' ich so im allgemeinen gesagt, wie man halt red't, von die Frauenzimmer!"

Die Jungfer sah ihn aber sehr zweifelhaft an. „O Sie kenn' ich schon!" sagte sie. „Ich glaub', Sie sind gleich mit 'ner Aus-red' auf die Welt gekommen! — Dann reden Sie mir doch noch was aus, mein lieb's Schlaucherl Sie, da wir schon dabei sind. In demselbigen Wirtshaus, haben mir die Leut' erzählt, haben Sie auch auf mich gesagt:

,Spitz' Nas', spitz' Kinn,
Sitzt der Teufel drin!'"

Der Bursch ward doch etwas rot; indessen bei diesem gesunden Dunkel war es nicht zu sehn. Er warf einen Blick auf Floras Profil, das ihn zu dieser satirischen Anwendung eines alten Spruchs hingerissen hatte; eine gewisse Spitzigkeit dieses Profils konnte auch die Nacht ihm nicht abstreiten; — obwohl ihn das nicht hinderte, ihrer zu begehren. „Das hol' auch der Teufel," sagte er nach einigem Besinnen, sich am haarbuschigen Hinterkopf kratzend: „daß einem alles gleich weitergetragen wird, was man so beim Wein, so in der Fidelität in den Tisch hineinhaut! Die andern, die lachen, und da plauscht und dischkurriert man halt darauf los! — Na, und wenn auch der Teufel drin säß' — was macht das. Ich fürcht' mich vor'm Teufel nicht. Ich fürcht' mich vor gar nix. Meine Mutter, die glaubt noch an alles — ich glaub' gar nix mehr. Das werden jetzt andre Zeiten. Also die spitze Nas' und das alles — mir wär's grad' recht!"

„Merkwürdig!" entgegnete ihm die Jungfer, ohne auf seine Ungläubigkeit weiter einzugehen: „da müssen Sie schon einen doppeldrähtigen Geschmack haben — oder ein weites Herz. Denn die Leut' sagen mir auch — denken Sie, was ich alles weiß! — daß Sie in jeder freien Stund' zum Kampenner G'schlössel hinaufsteigen, wo meine Schwester Pauline bei dem Fräulein ist; und die Pauline, die ist gar nicht spitz; die war als Kind kugelrund, und kann's einmal als Frau wieder werden. Aber darum steigen Sie ihr doch so fleißig nach, daß es ordentlich rührend ist! denn sonst sind Sie ja doch so faul wie 'ne Schnecke. —

Was wollen Sie denn eigentlich? Wollen Sie ein Türk' werden, sich 'nen Harem voll Weibsleut' anlegen? Oder wollen Sie's nur unsern großen Herren nachmachen, bei denen es gewöhnlich heißt: ‚Drei Schritt' vom Haus ist der Ehstand aus?'"

„Vom Ehstand ist ja gar nicht die Red'," gab der Bursch treuherzig zur Antwort. Etwas aufgebracht setzte er hinzu: „Und wenn man nicht einmal zwei Schwestern gern haben soll, dann is doch die ganze Lumperei nicht mehr wert, daß man sie derlebt! — Raunzen Sie nicht so viel, Flora, Sie werden mir doch noch gut; — und da schaun Sie sich einmal den Stern und den Mond an, wie die bei einander stehn!" — Er deutete mit seinen dicken Fingern auf etwas Merkwürdiges, das sich inzwischen vollendet hatte: ein großer, glänzender Stern und die schmale Mondsichel standen über den südlichen Bergen so nah und so fast in gleicher Höhe bei einander, daß sie aussahen wie ein silberner Punkt neben einem goldenen Komma oder Beistrich. Sie leuchteten dabei gar schön, an der mildblauen, hie und da versilberten Glasglocke.

Das Mädchen stieß einen hellen, richtig weiblichen Laut der Ueberraschung aus. Sie schaute dann fast andächtig hin, ohne etwas zu sagen.

„Der Stern da neben der Sichel ist die Venus," sagte Nikodemus wichtig.

„So? — Woher wissen Sie das?"

„Das hab' ich vom Herrn Doktor gelernt," antwortete der Bursch.

„Da haben Sie doch wohl nicht gut zugehört, mein Lieber; oder zweierlei verwechselt. Mir hat der Doktor Olearius gestern abend gesagt, daß das der Jupiter ist."

„Gestern abend?"

„Ja."

„Und da stand er auf demselbigen Fleck?"

„Na, so ungefähr. Er bleibt ja doch nicht stehn, er geht weiter; weil er halt ein Planet ist. — Warum fauchen Sie so?"

Nikodemus, der sonderbare Töne hervorbrachte, zeigte jetzt seine geballte Faust, wie wenn er auf die „spitz' Nas'" damit zielte, und sein noch so unreifes Gesicht nahm einen gefährlichen, wilden Ausdruck an. „So is's recht!" knurrte er. „Das lernen Sie alles vom Doktor; abends, wenn's dunkel is. Das haben

Sie ja so viel gern, wenn Sie ‚gebildeter' werden. Ich will Ihnen bloß sagen, Flora: wenn ich einmal grad' dazu komm', daß Sie zu viel von ihm lernen, so zieh' ich mein Messer, und wen's dann grad' trifft — den Doktor oder Sie — dem fahrt's in die Gedirm'!"

„Jesus Maria und Josef!" rief das Mädchen aus, unwillkürlich vor ihm zurücktretend. „Was für ein schrecklicher Mensch — daß Sie so was reden. So'n Bub noch — und denkt an Mord und Totschlag wie ein alter Raufer! — Schämen Sie sich: nun gar von unserm Doktor — nein, so was. Der so viel Geduld mit Ihnen hat, und Ihnen den dummen Kopf zurechtsetzt, daß Sie noch was lernen. So'n guter Mensch wie der. Und's fallt ihm nicht im Traum ein, von mir oder irgendwem was in Unehren zu begehren; nichts, als daß er gern mit jedermann was Gescheites spricht, und was Gescheites hört — "

„Ich sag' ja auch nur, wenn!" warf der Bursche ein.

„Ach, du Tier, du Viech du! — Was hab' ich überhaupt mit Ihnen zu schaffen, ich, die ‚alte Urschel'; lassen Sie mich doch gehn. Steigen Sie nur der Pauline nach, da drüben zum G'schlössel hinauf; um schwarze Kirschen steigt man höher — das ist ein wahres Wort. Da kommt er eben, der Doktor. Es sticht mich ordentlich, ihm zu sagen, was Sie für ein — — Aber weil ich ein gewisses feines Gefühl hab', sag' ich ihm's doch nicht. Merken Sie sich das. Schaun Sie, daß Sie auch ein bissel feiner werden — und ein bissel frommer!"

Sie ging hurtig ins Haus zurück, mit etwas eidechsenhaften Bewegungen der schlanken Gestalt. Nikodemus Preuner sah ihr mit einem sonderbaren Kinder- und Spitzbubengesicht nach: ungeschminkte Wut über ihre Predigt, und ebenso unverstelltes Begehren ihrer noch immer unnahbaren Person mischten sich darin. Es kam ihm in diesem Augenblick wieder ganz verrückt, als ein Hauptunsinn der Weltordnung vor, daß man so ein hüftenwiegendes Wesen nicht zur Strafe für seine Grobheiten ohne weiteres in die Arme nehmen dürfe. Hauen und herzen zugleich! — Er hörte aber den Doktor, der von der Fahrstraße heraufgestiegen war, über den Gartenkies gehn, wendete sich wieder und zeigte, notgedrungen wechselnd, sein schlichtes, dummes Dienergesicht.

„Daß der Herr Doktor (‚Docktohr' sprach er es aus) so spät

noch spazieren gehn!" sagte er, wie mitfühlend, nachdem er durch eine Art von Verbeugung gegrüßt hatte; „und so ganz alleinig!"

„Was soll ich machen, Nikodemus?" sagte Martin ein wenig lächelnd, als heiterer Philosoph. „Kaum wieder hier, so hab' ich auch gleich wieder diesen Augenjammer; muß im Dunkeln spazieren gehn — wie die Fledermäuse. — — Haben Sie die beiden Sterne da gesehn?"

„O gewiß; ja freilich. — Das ist komisch, Herr Doktor; zeurst kommt ein Punkt, und dann kommt ein Beistrich!"

„Umgekehrt wär's ebenso komisch," entgegnete Martin.

„Ja freilich! ganz ebenso!" — — Mit seiner treuherzigsten Miene — er sah dann immer erstaunlich unbegabt aus — fuhr der junge Diener fort: „Das hab' ich mir gut gemerkt, Herr Doktor, daß das der Jupiter ist."

„Freut mich, Nikodemus!"

„Mich auch. — — Glauben Sie, Herr Doktor, daß auf dem Mond und auf dem Jupiter — daß da auch Menschen sind?"

„Irgend etwas Menschenähnliches wird's wohl geben, denk' ich; wenigstens auf dem Jupiter. Das müssen wir nicht glauben, daß wir auf der Welt die einzigen denkenden Geschöpfe sind."

„Das glaub' ich auch nicht, Herr Doktor," bemerkte Nikodemus, gelehrig seinen breiten Kopf schüttelnd. „Aber wenn da Menschen sind — oder auch so was Zweibeiniges, mit dem Kopf nach oben — glauben Sie, Herr Doktor, daß das auch wie hier Herrschaften und Bediente sind?"

Martin unterdrückte ein Lächeln. Mit seinem „Schulmeister-Ernst", wie er selber ihn nannte, antwortete er: „Irgend so was glaub' ich wohl, junger Mann. Denn wie die Welt nun ist, läßt es sich nicht machen, daß wir alle gleich sind."

„Warum glauben Sie das, Herr Doktor, daß sich das nicht machen läßt?" fuhr der Bursch unbeirrt fort. „Zum Beispiel auf dem Jupiter — wenn sie da die Sach' gleich richtig angepackt hätten, dann könnt's ja doch sein. Zum Beispiel — daß ich nur so sag' — wenn da die Welt am Mittwoch angefangen hätt', wo noch alle Leut' gleich waren — und es hätt' einer am Freitag oder in der nächsten Wochen versucht, sich größer zu machen als die andern Leut' — die hätten ihn aber gleich genommen und ihm eins in die Gedirm' gegeben, daß er's nimmer dermacht

hätt' — und beim Nächsten wieder — glauben Sie nicht, Herr Doktor, die Jupiterleut' wären noch alle gleich?"

Martin betrachtete diesen Weltverbesserer nicht ohne Ueberraschung; obwohl er sich schon öfter an seinen unerwarteten Gedanken erbaut hatte. „Sie greifen es herzhaft an!" sagte er, nachdem er eine Weile um den unförmlichen, beuligen, gleichsam ungehobelten Kopf des Burschen, in dem so viel Verstecktes und Unternehmendes brütete, mit den Augen still herumgegangen war. „Es würd' aber doch nichts helfen, glaub' ich; auch auf dem Jupiter nicht: denn schon am Mittwoch würden da die Leut' verschieden gewesen sein: einer größer und einer kleiner, einer stärker und einer schwächer, einer klüger und einer dümmer. Und das wär' dann so weiter und weiter gegangen, ebenso wie hier; da ist nichts zu machen!"

„Glauben Sie, Herr Doktor?"

„Gewiß. Ich glaub' auch noch mehr: daß es so sein soll, daß die Welt grade dafür und dazu gemacht ist. Und darum ist's wohl auch gut!"

Nikodemus schüttelte leise den Kopf. Dann sah er blinzelnd nach oben, als flög' ihm diese Weltanschauung zu hoch in die Luft, und er könnt's nicht mitmachen. „Glauben Sie, Herr Doktor," sagte er nach einem anstrengenden, schielenden, mundöffnenden Nachdenken, „daß es so auch gut ist? Ja, aber warum ist's gut? Wenn ich nun doch auch einer bin — und der andre ist auch nur einer — warum soll er dann mehr sein als ich? — Und das Mehr-sein, das ging' noch an; aber das Mehr-haben. Daß der andre besser essen und trinken und seinem Mädel einen schöneren Kirtag kaufen kann — warum muß das sein? Wie's im Sprichwort heißt: ‚Redlich teilen und der eine nix haben' — pfui Teufel, das ist keine schöne Welt. Wenn das auf dem Jupiter ebenso ist, dann will ich schon gar nicht hin!"

„Dabei wird's wohl auch bleiben, fürcht' ich, und wie Sie's hier auf der Erde vorgefunden haben, werden Sie's wohl lassen. — Worüber schmunzeln Sie so?"

„Glauben Sie, Herr Doktor," fing Nikodemus mit seiner zähen Bauernschlauheit wieder an, „daß das nun immer so bleiben wird? — Zum Beispiel, wenn nun einer stärker ist, und zwei andre, die schwächer sind, thun sich zusammen und gehn über

den Stärkern her und hauen ihn elend durch — dann ist er ja doch nicht mehr stärker; glauben Sie, Herr Doktor? Und wenn's nun so auf der ganzen Erd' gemacht würd' — oder zum Beispiel hier in Tirol — daß ich nur so sag' — und alle schwächeren Leut' thäten sich zusammen und sagten zu denen, die stärker oder klüger sind, aber lang' nicht so viel: ‚Gebt's heraus, was ihr mehr habt als wir, oder wir hauen euch in so viel Stücke, daß man euch nimmer auffammeln kann' — da kämen wir doch wieder auf gleich, Herr Doktor; glauben Sie nicht?"

„Was Sie mit Ihrem Duckmäusergesicht für Gedanken haben —"

„Ich sag' nur so, Herr Doktor!"

„Nun, dann will ich Ihnen auch nur so sagen, Nikodemus: geben Sie das auf. Was haben Sie davon, wenn geteilt wird: Ihr bißchen Anteil — da Sie so viele sind — vertrinken Sie bis zum nächsten Mittwoch, und am Donnerstag fängt ja doch die Ungleichheit wieder an. Schlagen Sie sich lieber auf die andre Seite: zu denen, die gescheiter, fleißiger, braver, kurz, die besser sind. Da sollen Sie sich wundern, wie viel weiter Sie kommen als die andern Esel — und wie Sie alles besser haben werden, also auch die Gedanken."

„Glauben Sie, Herr Doktor, daß ich viel weiter komm'?"

„Nu, warum nicht?"

Nikodemus schüttelte wieder sacht den Kopf und trat einen Schritt hinter sich, als ziehe er sich von dem Versucher zurück. „Das sagen Sie wohl, Herr Doktor; aber nijeh, die Arbeit. Da muß man sich strapazieren, und sparen, und Gulden zu Gulden legen, und sich nix vergunnen. Und dann legt man sich hin und stirbt; und die ganz Gescheiten, die derweil lustig gelebt haben, lachen einen aus. Ich möcht' mich doch lieber nicht so strapazieren, Herr Doktor. Möcht' mich doch lieber zu die andern halten — das heißt, verstehen Sie, Herr Doktor, wenn's dazu käm', daß die sich zusammenthun — wie man halt davon red't!"

Eine Stimme, die unten auf der Fahrstraße laut ward, machte diesem Gespräch ein Ende; eh' er noch etwas erwidern konnte, hörte Martin sagen: „Wohnt hier Doktor Martin Olearius?" Es klang hell und heiter, und er erkannte die Stimme sofort. Ueberrascht trat er gegen die Straße vor: „Reinhard! du bist's?"

„Ich bin's," antwortete der von unten hinauf. „Ich hörte dich da sprechen."

„Schon heute abend hier? — Warum hast du nicht telegraphiert? dich nicht angemeldet?"

Reinhard stieg den gewundenen Fußweg hinauf, Martin kam ihm entgegen, während Nikodemus ins Haus zurückging. Die Freunde umarmten sich. „Also ich bin wirklich und wahrhaftig da!" sagte Reinhard langsam, selber tief verwundert. „Vor vierzehn Tagen hätt' ich das nicht gedacht ... Gestern nachmittag sagte mir der Doktor: ‚Ich hab' Sie nun fast eine Woche beobachtet, ich kann Ihnen versichern, vorläufig sind es nur die Nerven. Reisen Sie Ihrem Freund getrost nach, und werden Sie da in der Winterfrische gesund!' — Mein Koffer war schon gepackt, alles abgemacht. Gestern abend mit dem Schnellzug fort — und nun bin ich hier!"

„Warum du nicht telegraphiert hast? frag' ich."

„Wozu sollt' ich denn? Ich wollte nur ankommen, in der ‚Kaiserkrone' absteigen, zu Nacht essen und zu Bett gehn. Wie ich aber im Hotel in meinem Zimmer stehe und mich so unerwartet wenig erschöpft fühle, reißt es mich auf einmal: ich mach' noch den kleinen Spaziergang hinaus, in dieser göttlichen Nacht, sag' ihm guten Abend! Und ich nahm einen Führer mit —"

„Also dann komm, mein Alter!" sagte Martin, ihm in gleichsam väterlicher Freude auf die Schulter klopfend, und zog ihn dem Hause zu. „Ich führ' dich zu meinen Leuten —"

„Zum Baron?"

„Na, wohin sonst?"

„Kein Gedanke!" rief Reinhard aus und blieb fast erschrocken stehn. „Die besuch' ich morgen, zu einer passenden Zeit. Heut' wollt' ich nichts, als dir einen Augenblick in die Augen gucken, und dann zum Nachtessen heimgehn —"

„Dummes Zeug," sagte Martin kurz. „Du kommst mit! Hier wird auch gegessen."

„Eben darum! Ich, ein Unbekannter —"

„Aber, mein Junge, ich spreche ja jetzt von dir den ganzen Tag. Du kennst den Baron Rohrbach nicht: der jagt mich aus dem Dienst, wenn ich, sein bester Freund, mit meinem besten Freund hier vor seiner Thür stehe und den so wieder abziehn lasse. Mach, daß du ins Haus kommst!"

Er zog ihn weiter und riß schon die Hausthür auf; „Herr Baron!“ rief er hinein. „Padre Baron! Da bring' ich Ihnen einen Gast, direkt aus Berlin importiert, einen Winterfrischling!“

II.

Schon in der langgestreckten Hausflur trat ihnen Baron Rohrbach entgegen, ein hochgewachsener, schlanker Mann mit schönem, früh ergrautem Vollbart und einem noch jugendlich rosigen und glatten, überaus menschenfreundlich lächelnden Gesicht. Er trug eine dunkle, elegante Hausjoppe und hatte eine brennende Zigarre in der Hand, ohne die man ihn selten sah. Während er den „Winterfrischling“ mit schlichter Herzlichkeit begrüßte, öffneten sich noch ein paar Thüren, die auf den Gang hinausführten, und der Sohn und die Tochter des Hauses wurden sichtbar; der Sohn trotz seiner sechzehn Jahre schon länger als der Vater, und beinahe auch breiter, mit einem auffallend kleinen, wie in der Entwickelung noch nicht ganz mitgeschrittenen Kopf, während das Gesicht, eher frühreif, einen sehr charaktervollen Mund und einen gar angenehmen Ausdruck stillen, klugen Humors zeigte. Nun sah Reinhard denn auch die „in der Natur aufgewachsene“ Tochter; sie stand ihn erwartend da, eine hohe und offenbar schöne Gestalt, in einem dunklen, einfachen Kleid, auf dem eine lange Uhrkette glänzte. Die Gesichtsfarbe war nicht leuchtend, eher schön gebräunt; die Augen wirkten nicht so schwarz, wie die Julianens; aber die edle Kopfform erinnerte ihn sogleich an deren „griechischen“ Kopf, so daß ihn eine zuckende Bewegung durchfuhr. Um nichts dergleichen zu verraten, ging er geschwind auf sie zu und begrüßte sie. „Verzeihen Sie, Baroneß,“ sagte er, während sie über Martins freudiges, beredtes Gesicht leise lächelte, „ich bin ohne Schuld, daß ich so ins Haus falle: Doktor Olearius hat Gewalt gebraucht.“

„Was der Doktor thut, das ist wohlgethan,“ erwiderte sie, nochmals lächelnd, mit der schlichtesten Natürlichkeit. „Sie kommen grade zurecht, wir wollen eben zu Tisch gehn; — o Padre, Padre! du rauchst noch! Es ist Essenszeit!“ — Der Baron ging in sein Zimmer zurück, um die Zigarre fortzulegen; Martin zog dem Gast unterdessen den Mantel ab und hängte ihn samt dem Hut

an die Wand. „Hast dich gleich an die rechte Adresse gewendet," sagte er vergnügt: „wir haben Baroneß Mathilde vor einem Monat zur Hausfrau ernannt, sie hat nun die absolute, aber verantwortliche Regierung; eine etwas unklare, jedennoch ehrenvolle Stellung. Daneben lernt sie noch Griechisch von mir, denn das ist ihr Ehrgeiz; sonst aber ist ihre Erziehung natürlich beendet; — sie erzieht jetzt mich!"

„Ja," sagte sie und nickte mit einem Humor, der sich an dieser hohen, vornehmen Gestalt doppelt drollig ausnahm: „meinen Zweijährigen!"

„Warum Zweijährigen?" fragte Reinhard.

„So nennt sie mich," antwortete Martin, „weil ich so wenig Haare auf dem Kopfe habe. Du siehst, mit dem Respekt ist's vorbei; und dabei ist sie seit sechs Jahren meine Schülerin; jetzt sogar in der Philosophie. Hab' sie auch allerlei gelehrt — nur nicht die Achtung vor mir. Mit dem da ist's ebenso . . ." Er deutete auf Wolfgang, den langen, jungen Baron. „Nicht nur, daß er mich du nennt, das ginge ja noch an; aber er behandelt mich ganz wie seinesgleichen, er erzählt mir jede Dummheit und Gemeinheit, die er begeht, er beichtet auch einige an meinem Busen, er liebt mich ganz einfach, ohne jede Achtung. Kurz, ich bin drunter durch. Gehn wir nicht zum Essen?"

Der Baron war wieder erschienen, Baronin Mathilde ging voran in das Speisezimmer, wo Nikodemus mit seinem schuldlosesten Gesicht bereit stand, um aufzuwarten. Roter und weißer „Tiroler" leuchtete auf dem Tisch; sie saßen und tranken bald, Reinhard stürzte die ersten Gläser etwas hastig hinunter, um sich nach der langen Fahrt zu erquicken und gleichsam gegen diesen Ansturm neuer Eindrücke sich zu stärken. Er sah zuweilen erstaunt umher, es überraschte ihn selbst, wie diese Gesichter ihm auffielen, wie fremd sie ihm waren gegen die großstädtischen „Salongesichter", von denen er eben herkam. Es waren ja doch einfach Menschen wie die andern; was unterschied sie denn gar so sehr? Sagen konnte er's nicht; sie kamen ihm weder geistreicher noch schöner vor; sie blendeten ihn nicht. Es that ihm nur alles so wohl, was von ihnen ausging; sie lächelten so zutraulich, sie nickten so menschlich, sie kopfschüttelten so aufrichtig, sie lachten so von Herzen. Die Worte kamen so selbstverständlich über die freundlichen Lippen, als könnten sie nicht anders sein;

das Kluge darin war so ganz natürlich, das Witzige so arglos — und über dem Unbedeutenden, Gleichgültigen lag noch etwas Weiches, Sammetartiges, das ihn inwendig erwärmte, daß er lächeln mußte. Er war von diesem Gefühl so umfangen, daß er das Verschwinden seines Freundes eine Weile gar nicht bemerkte; erst als dieser zurückkehrte, ward er aufmerksam. Martin hatte einen grünen Augenschirm angelegt, über dem seine hochgewölbte Schädelkuppel wie ein Felsberg über grünen Matten hervorsah; ohne ein Wort zu sagen, setzte er sich wieder an den Tisch und fuhr fort, zu essen.

„Was soll der Schirm da?" fragte Reinhard.

Martin lächelte; „eine neue Gemeinheit," sagte er dann mit seinem sachlichen Ernst. „Seit meinen drei Typhussen ist der Teufel los; der zieht in mir herum und suchet, wo er mich anzapfe. Sein neuester Spaß ist, mein rechtes Auge zu entzünden; das macht er perfid, sag' ich dir: nur ein kleiner, ganz kleiner Fleck, aber sowie ich lese oder in starkes Licht sehe, so greift die Entzündung um sich wie 'ne Feuersbrunst. Vor meiner Reise nach der Mark und Berlin war sie ganz ausgebrannt; jetzt ist sie schon wieder da. Heut' abend in meiner Freude dacht' ich nicht daran, setzte mich wie ein Mensch zu Tisch; aber da nahm mich bald der Teufel beim Kragen und führte mich hinaus: hol deinen Augenschirm! — Na, da hab' ich ihn also geholt."

„Ja, er hat's nicht leicht, mein armer Zweijähriger," sagte Baronin Mathilde weich, mit einem rührenden Blick der schönen braunen Augen, da Reinhard vor Mitleid schwieg.

„Ueberhaupt, das Ganze ist eine Infamie!" rief der junge Wolfgang aus, mit seinem sechzehnjährigen tiefen Baß.

„Das Dümmste bei der Sache ist," fing nun der Baron an, der Reinhard gegenübersaß: „grade unser herrliches Klima ist mit an dem Elend schuld, unser klarer Himmel, unser Reichtum an Sonnenschein. Den verträgt er so schlecht, der reizt seine Augen. Was soll ich dabei machen; ich zöge ja gern mit dem Doktor in ein Nebelland, aber meine Tochter soll nicht — sie ist gar nicht gesund, so luftbraun sie aussieht — und mir hat man für mein Asthma grade dieses Land verordnet. Darum haben wir uns damals diese kleine Villa gekauft; — nach drüben, nach Gries hinüber wollt' ich nicht, das ist zu sehr Krankenhaus, wie Meran; hier ist etwas weniger Windschutz, aber lauter harm-

lose Leute. Und die Lage göttlich. Hätt' ich nur erst den Doktor gesund!"

„Ja, mein Herr Baron, Sie haben sich einen recht lausigen Invaliden als Lehrer ins Haus geschafft," sagte der Doktor unter seinem grünen Schutzdach.

Der Baron nahm ein Stück Brot in die Hand, wie um es dem andern ins Gesicht zu werfen. „Daß Sie Ihre ewigen Cynismen nicht lassen können!" erwiderte er scheinbar empört. „Gott straft ihn dafür hart, aber gerecht," setzte er hinzu, sein ehrenfestes, edles Gesicht wieder zu Reinhard wendend: „nun darf er nicht lesen — oder höchstens eine Viertelstunde täglich — und muß sich ganze Stunden lang von mir vorlesen lassen, Zeitungen, Geschichtswerke, Romane; und ich weiß, daß er meinen Vortrag niederträchtig findet. Er hat's beim Theater gelernt, ich bin reiner Dilettant. Aber was will er machen! Er seufzt inwendig und hält mir still."

„O Sie Baron —!" rief Martin aus, schob einen Augenblick den Schirm zurück und kniff das linke Auge zusammen, um nichts von seiner inneren Rührung zu verraten. „Sie haben eine wahrhaft empörende Geduld mit mir, wie ein Krankenwärter!" — Er zog den Schirm wieder herunter, und erinnerte nun trotz seiner Jugend, mit dem blaßrötlichen, energischen Gesicht, dem kriegerischen Schnauzbart und dem grünen Augendach, an den alten Blücher, als dieser 1814 in Frankreich seine üblen Augen beschirmte. Mit einem beobachtenden Blick hatte er aber noch die immer wachsende Bewegung aufgefangen, die in Reinhards lebhaften Mienen durchbrach. Er rieb sich die Hände: „Sehn Sie, Padre, das wußt' ich! Meinem Freund aus Berlin — eigentlich ist er ein Pommer — wird hier gar nicht übel zu Mut. Es gefällt ihm bei uns nicht schlecht!"

Reinhard nickte. „Man wird mich wohl nicht für einen Schmeichler halten, wenn ich sage: ich beneide dich. — Uebrigens sonderbar, daß ich eigentlich noch immer nicht weiß: wie kamst du zu dem Herrn Baron ins Haus?"

„Das will ich dir sagen, mein Junge: aus einem grauslichen, stinkenden Sumpf — das Wasser bis an den Hals! — Ich war zum Theater gegangen, weißt du, um der Welt einen neuen Garrick zu schenken; hatte vorher in Wien bei diesem alten Original, von dem ich dir erzählt hab', diesem Stimmbildungs-

meister, kunstgerecht reden gelernt. Aber der Typhusteufel stak mir in den Knochen; er spielte noch so ein Jahr oder zwei mit mir, wie die Katze mit der Maus; amüsierte sich wohl auch über meinen rastlosen Viereifer, mit dem ich der ‚heiligen Kunst' oblag, Tag und Nacht studierte, meine jugendlichen Nerven zerfetzte: desto sicherer kriegte er mich ja wieder zwischen seine Klauen! — Ich aber, je typhöser mein Leichnam wurde, ich soff mir einen Lebensrausch an, exaltierte mich; all die Verrücktheiten, die schon in meinen Nerven spukten, hielt ich für Genie. Ich hatte Gedanken über Gedanken, Gefühle über Gefühle; auch nachts, immerfort; meine Fortschritte raſ'ten nur so ... Na, endlich — Kladderadatsch! Dritter Typhus. Krankenhaus. Die Hippe schon an der Gurgel. Rettung. Lange, langweilige, uninteressante Geschichte. Endlich wieder auf den Beinen — als Schatten. Gewicht: fünfundfünfzig Kilo. Geistiger Wert: etwas über Null. Finanzen: ein Gulden fünfundzwanzig Kreuzer!"

„Das versteh' ich nicht," warf Reinhard ein. „Ich sah damals deine Mutter, sie kam vom Lande nach Berlin; sie sagte mir, ein paar verstohlene Thränen in den Augen: ‚Er schreibt ja, er ist wieder gesund. Na, gottlob, Geldsorgen hat er nicht!'"

Martin lächelte: „Mütter werden ja getäuscht; das ist 'ne bekannte Geschichte. Die alte Frau und meine Schwester hatten so grade zu leben, keinen Pfennig mehr; sie schrieb aber fast in jedem Brief: ‚Martin, brauchst du auch Geld?' Na, da log ich natürlich und antwortete regelmäßig: ‚Liebe Mutter, ich brauch' kein Geld!' — Wie ich nun aber das Hungern auswendig gelernt hatte, daß ich es vorwärts und rückwärts konnte, da find' ich endlich einen gelahrten Herrn, der mich als Abschreiber braucht für seine vielsprachigen Untersuchungen — Sprachen! meine Stärke! — und dessen Krähenfüße niemand lesen kann als meistens er und immer ich. Einen Gulden täglich; — es war nicht viel, aber ich lebte! — Das trieben wir so eine Weile; da kommt eines Tages der Baron Rohrbach zu meinem gelahrten Herrn —"

„Ich lebte damals in Wien," fiel der Baron ein, „und war mit dem Herrn gut Freund."

„Da kommt also der Baron und sagt: ‚Ich brauch' für meinen zehnjährigen Buben einen neuen Gouverneur; wissen Sie mir einen? Grade weil wir Oesterreicher sind und katholisch, hätt' ich

gern ganz was andres, einen Norddeutschen, einen Preußen, einen Protestanten.' — ‚Da kann ich Ihnen helfen,' sagt mein Krähenfüßler. ‚Grad so einen hab' ich. Es handelt sich nur um zweierlei: erstens müssen Sie sich nicht über ihn wundern, denn wenn er glaubt, daß er allein ist, deklamiert er gerne Verse; und zweitens müssen Sie ihn tüchtig füttern, denn er sieht merkwürdig verhungert aus!'"

„Da hatte der Herr nicht gelogen," sagte die Baroneß, eine ihrer kleinen, feinen Hände hebend. „O, ich weiß noch, wie ich ihn zum erstenmal sah. Jetzt wird er beinah schon dick, es ist schrecklich; damals trug er die Haut wie einen Ueberzieher über seinen Knochen!"

„O Gott, was für ein Ausdruck!" rief der junge Baron in phlegmatischer Entrüstung aus.

Martin blickte unter dem etwas verschobenen Schirm zu Reinhard hinüber: „Solche Kraftworte lernt sie von mir; das ist halt das Unglück. — Aber daß ich zu Ende erzähl': ich hatte das Abschreiben und auch das Leben grade höllisch satt; — wie gesagt, bis an den Hals im Sumpf; — da kam diese Anstellung. Im allgemeinen liebte ich die Barone nicht; es war auch nie mein Ideal gewesen, so 'nen Bengel heranzubilden, damit ein überflüssiger Mensch mehr in engen oder weiten Hosen herumläuft. Ich sagte mir nur: verhungern oder erziehen; laß dir diesen Spaß noch gefallen, es ist hoffentlich der letzte! So trat ich denn — ein ahnungsloser Esel, wie wir alle sind — in dieses mein Schicksalshaus. Der Protestant, der märkische Bourgeois in mir hatte mir gesagt: nur gleich deine Würde wahren! nur gleich schneidig! forsch! — Ich war denn auch forsch. In der ersten Unterrichtsstunde — als mein junger Baron in seinem Selbstgefühl aufmuckte, während die deutsche Grammatik ihn schmählich im Stich ließ — teilte ich ihm mit, daß mir seit langem so ein Esel nicht vorgekommen sei. Mit dieser Aeußerung begann mein Glück. Ich hatte sie mit schauspielerischer Kraft und Deutlichkeit gesprochen; der alte Diener nebenan hatte sie gehört, dem sie sehr gefiel; er trug sie zuerst in die Küche, und dann zum Baron. Dem imponierte sie. Das ganze Haus war davon erbaut. Man glaubte an mich. Meine Stellung war gemacht!"

Baron Wolfgang schmunzelte. „Mir gefiel die Sache ja eigent-

lich auch," sagte er, seine lange Gestalt behaglich zurücklehnend. „Ich hatte ein dumpfes Gefühl: mein Benehmen war unter der Kanone — falsche Dative sind verächtlich — und der Mann hat recht! — Mich störte nur, daß ein so blasser und magerer Mensch mich einen Esel genannt hatte; mein Ideal waren große und breite Männer mit vollen Backen."

„Nun, da ist er ja allmählich auch hineingewachsen," sagte Baronin Mathilde mit ihrem heiter aufglänzenden Blick. „Obgleich er dann bald mit mir seine Not hatte; — wissen Sie das noch?"

„Ob ich das noch weiß? — Sie waren damals ein komischer, sonderbarer Backfisch; ein Büchlein in Goldschnitt, aber mit sieben Siegeln; wir schüttelten über Sie unsre Männerköpfe — besonders ich meinen vierundzwanzigjährigen — und fühlten: da schwebt über uns eine grauenvolle Gefahr! — Was für eine Gefahr?" fuhr Martin zu Reinhard gewendet fort, da der ihn fragend ansah. „In diesem Backfisch stockte die geistige Maschine, man wußte nicht, warum und woher; die entsetzliche Gefahr war: das Mädel wird dumm! — Nu, mich ging die Sache ja eigentlich nichts an, ich war nur gegen die Verdummung der männlichen Nachkommenschaft engagiert; aber, der Teufel weiß wie, es weckte meinen Ehrgeiz. Ich ward wieder ‚forsch' und ging auf den Feind los; führte meine elektrischen Batterien auf, um das träumerische Mädel, das schlafende Dornröschen, zu elektrisieren. Es hat weh gethan, Mathilde, gelt? Herr Gott, wie war ich zuweilen grob —"

„Hat mir nicht geschadet!" sagte die Baroneß mit einem tapferen, großherzigen Lächeln.

„Merkwürdig, welche glückliche Empfänglichkeit diese Familie für die Grobheit hat! — Na kurz, Dornröschen erwachte; — ich glaub', ihre Erstarrung hatte bei dem Tod der Mutter begonnen, vier, fünf Monate vor meiner Zeit. Zuerst rührte sich das Herz und dann erst der Kopf; in dem erweckte ich dann aber wilde Gelüste: Lateinisch, später Griechisch. Das heißt, weniger die Grammatik als die großen Dichter und Redner. Sie stand mit Cicero auf und ging mit Homer zu Bett. Endlich wollte sie von allem wissen: Darwin, Kant, Spinoza, Mommsen u. s. w. Na, und jetzt ist dieses zwanzigjährige Mädel schon so weit wie ich: wir wissen nun beide, daß wir gar nichts wissen!"

„O Gott, wie er übertreibt!“ sagte Mathilde, die, mit ganz roten Wangen, ihr Weinglas an die Lippen gesetzt hatte, um ihre jungfräuliche Verlegenheit zu verbergen. Sie warf aber über ihr Glas hinweg einen so dankbaren Blick auf ihren „Erwecker“, daß Reinhard das Gefühl hatte, so einen Ausdruck von Erkenntlichkeit hab' er noch nie gesehn.

Baron Rohrbach war während der letzten Reden aufgestanden und geräuschlos und langsam um den Tisch gegangen. Er stand jetzt hinter Reinhard und beugte sich zu ihm hinunter. „Der Doktor erzählt Ihnen lange nicht alles,“ sagte er halblaut, mit seiner angenehmen, treuherzigen Stimme. „Denn ich kann Ihnen sagen, er hat nicht nur außer meinem Sohn auch das Mädel da, — er hat auch den Vater erzogen.“

III.

Die Tafel war abgeräumt, nur der Wein war stehn geblieben. Reinhard, in allerlei Gedanken versunken, ward nun durch einen patriarchalischen Vorgang überrascht: der junge Diener, der verschwunden war, kam noch einmal wieder, diesmal mit der Kammerjungfer, um der Familie gute Nacht zu sagen. Nikodemus blieb bei der Kredenz, Flora ging aber um den Tisch herum, um sich von jedem Mitglied des Hauses besonders zu verabschieden und der Baroneß die Hand zu küssen. Als sie bei Martin vorbeikam, unterließ er nicht, einen seiner volkstümlichen Scherze an sie zu richten, worauf sie mit einem altjungferlichen Lächeln den Kopf auf die Seite legte. Bei der Thür verneigte sie sich noch einmal gegen die ganze Gesellschaft; dann zog sie sich mit Nikodemus, der ein äußerst einträchtiges und weltzufriedenes Gesicht machte, auf die Hausflur zurück.

„Ein sonderbarer Kopf,“ bemerkte Reinhard, der ihm nachgeblickt hatte. „Man weiß nicht, sieht dieser junge Mensch einfältig oder schlau, häßlich oder hübsch aus. Er hat jedenfalls etwas, daß man ihn anschauen muß.“

„Sehn Sie, Padre Baron,“ rief Martin gewissermaßen triumphierend aus: „mein Freund aus dem Norden ist ein Menschenkenner! — Der Bengel ist nicht uninteressant,“ fuhr er gegen Reinhard fort; „ich unterhalt' mich eigentlich gern mit ihm,

weil ich ihn studiere. Ich halte ihn für einen geborenen Schuft; wie weit seine Energie reicht, um diese Anlage auszubilden, das muß sich erst zeigen. Der eigentliche Spaß ist aber, daß er sich auf rein idealem Wege zum Kommunisten und Anarchisten entwickelt; — natürlich, die Zeitungen und die Menschen helfen dabei mit, aber in der Hauptsache bohrt er sich doch diesen Tunnel durch die Weltordnung mit seinem eigenen dicken Kopf. Für den ‚Dornenweg' hat er jedenfalls keinen Sinn; so wenig wie dein Graf!"

Dieses Wort, das dem Doktor halb unbewußt entfuhr, gab Reinhard einen Schlag, wie auf eine frische Wunde; er hielt aber Stand, sein Gesicht blieb ruhig. Mit einem etwas übertriebenen Lächeln der Verwunderung warf er dann den Kopf zurück: „Ah! also solche Pflanzen gibt es auch hier? in eurem frommen Tirol?"

„In Tirol gibt's alles," antwortete Martin; „so gut wie an der Panke. Dieser Bursch ist aus Brixlegg im Unterinnthal; seine Mutter ist noch ‚schreckbar fromm', hat er mir gesagt, aber sein Vater schon gar nicht mehr. Im letzten Frühjahr war ich eine Weile hier mit ihm allein, Barons waren verreist; weil nun dieser Bengel kniefaul und schlapp ist, wollt' ich ihn aufmuntern — etwas ‚elektrisieren' — und nahm ihn oft auf meine Spaziergänge mit. Einmal lauf' ich mit ihm einen Berg hinunter, damit der Kerl wieder sich abstrapazieren lernt; er läuft auch ganz forsch voraus; dann aber verheddern sich seine faulen Beine — da liegt er. Ich ihm nach; heb' ihn auf. Geschehn war ihm nichts. Er war aber blaß geworden — hatte wohl gedacht, er schlägt sich das Genick ab. Wie ich ihn aufricht', starrt er mich an und sagt mit seinem dummschlauen, unterthänig frechen Gesicht: ‚Herr Docktohr! glauben Sie an Gott?'"

Reinhard, überrascht, lachte laut; der Baron lachte herzlich mit. Ein Klopfen unterbrach die Unterhaltung; auf das tiefe „Herein" Wolfgangs trat ein schlanker Herr ins Zimmer, der Hut und Ueberrock draußen gelassen hatte. „Schönen guten Abend," sagte der neue Gast mit einer auffallend hohen, etwas verschleierten Stimme und norddeutschem Anklang. „Darf man so spät noch herein?"

„Sie wissen ja," antwortete Baron Rohrbach, „daß Sie zu jeder Zeit willkommen sind. Herr von Tettau," setzte er hin-

zu, ihn vorstellend; „Sohn meines alten Freundes Tettau, aus Holstein. Herr Doktor Dittmar. — Dieser Herr ist nämlich seit einigen Wochen hier, um einen schweren chronischen Katarrh loszuwerden —"

„Was er nach einer neuen Methode betreibt," fiel Martin ein, „indem er bei Tage schläft und bei Nacht trinkt und raucht!"

Herr von Tettau, ein militärisch geschnittener Blondkopf mit aristokratisch feinem, heiterem, aber etwas kränklich bläulich unterlaufenem Gesicht, errötete stark, doch nur einen Augenblick. „Sehn Sie, wie Sie irren, Herr Doktor," sagte er mit einem eigentümlich drolligen, leichtsinnigen Lächeln. „Infolge Ihrer großen Philippika von gestern abend hab' ich heut gar nicht geraucht."

„Gar nicht, Herr von Tettau?" fragte Martin, ein Auge ungläubig einkneifend.

„Nur eine kleine Zigarre nach dem Frühstück — — und eine große nach Tisch."

„Na, ehrlich sind Sie wenigstens noch," sagte Baron Rohrbach, da Martin stumm die Achseln zuckte. „Wie würden aber Ihrem Vater alle Haare zu Berge stehn, wenn er das noch erlebte."

„Na ja — die Väter!" sagte der noch junge Mann, als lasse sich von dieser Art Menschen nur mit ganz besonderer Toleranz reden. „Heut bin ich also wirklich spazieren gegangen, da es immer heißt: ‚Gehn! gehn! Hinaus in diese göttliche Luft!' Hab' mir endlich das Gries da drüben angesehn, mit seinen Villen und Pensionen; gräßlich, sag' ich Ihnen. Alles für kranke Leute — oder, was ich noch schlimmer finde, für zarte, etwas geschwundene, abgerackerte, die sich schonen wollen, die für ihre werte Gesundheit leben, ihre regelmäßigen Dauerläufe machen, ihre Stunden abtrippeln; und mit dem Glockenschlag setzen sie sich zu Tisch. Ganze Haufen davon hab' ich schleichen sehn. Nie wieder! Ueber die Talfer keinen Schritt mehr. Ich bleib' in meiner Kaiserkrone' und kneipe mich durch Bozen durch. Ein fideles Nest; alle drei Schritt' eine Weinkneipe. O, wenn wir ein solches Nest da unten in Holstein hätten; da ging' ich nie über die Elbe weg!"

„Aber ich dachte, Sie wären hier, um gesund zu werden," sagte die Baronin.

„Gewiß — aber mit Vernunft!"

„Vernunft nennt er nämlich," warf Martin ein, „wenn etwas sehr angenehm ist; wenn man's herzlich gern thut."

„Nun ja! natürlich!" rief Herr von Tettau aus, dessen ziemlich heisere Stimme sich dabei überschlug. „Sich das Leben schwer machen ist doch unvernünftig. Man muß doch jedenfalls erst versuchen, ob man nicht auch auf angenehme Weise wieder gesund werden kann —"

„Und wenn man dabei draufgeht?"

„Na, dann hat man wenigstens fidel gelebt!" rief Tettau mit seinem liebenswürdigsten, fröhlichsten, aber auch leichtfertigsten Lächeln. „Ach, lassen wir doch die Philosophie. Das ist hier bei Ihnen so angenehm, daß man nicht in Gries ist; daß von lauter gesunden Sachen gesprochen, der schnöde Körper verachtet wird. Man lebt hier einfach von Poesie, Schönheit, Musik . . . Baroneß, machen Sie uns nicht etwas Musik?"

„Haben Sie Ihre Geige mitgebracht?" fragte Mathilde.

„Nein; hab's vergessen. Hab' übrigens auch das neue Duo noch nicht angesehen — den halben Tag wieder verschlafen. Spielen Sie uns etwas Beethoven oder Chopin vor; — sehn Sie, darin ist doch gewiß ‚Vernunft'!"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Erstens, Herr von Tettau, verdienen Sie es nicht, und zweitens verdient Herr Doktor Dittmar nicht, daß ich ihn mit meinem Klavierpauken langweile. Denn ich glaube, der Herr ist viel ‚braver' als Sie —"

„Die Sache liegt anders, Baroneß!" rief Reinhard, der seine nun doch wachsende Erschöpfung noch einmal niederkämpfte. „Freund Martin hat mir von Ihrem Klavierspiel erzählt, mich so neugierig gemacht —"

„Das versteht er nicht," fiel sie ihm ins Wort, mit einem mütterlich kritischen Blick auf ihren „Zweijährigen". „Ich kann eigentlich gar nicht spielen. Ich hab' nichts gelernt."

„Er behauptet aber eben, Ihr angeborenes musikalisches Genie —"

„Na, und wenn ich wirklich so was hätte: man spielt ja doch mit den Fingern und nicht mit dem Kopf."

„Sehr richtig," bemerkte Martin trocken. „Bei alledem mußt du nicht denken, daß Baronin Mathilde sich ziert. Dergleichen Geckereien kennt sie nicht. Wenn dir ernstlich daran liegt, so spielt sie auch, — so gut wie sie's kann."

Reinhard machte eine beteuernde Bewegung; ehe er aber noch sprechen konnte, sah er ein stilles, nachgebendes Lächeln auf Mathildens Gesicht und wie sie schweigend zur Thür ging. Sie öffnete deren beide Flügel, man blickte nun in das Musikzimmer, das an das Speisezimmer anstieß. Ihre thusneldenhafte Gestalt, die sich leicht und natürlich, wenn auch nicht mit dem berückenden, schwebenden Liebreiz Julianens bewegte, saß gleich darauf am Klavier, sie begann ohne Noten zu spielen. Herr von Tettau, nach einem sonderbaren Blick auf Martin, setzte sich auf den nächsten Stuhl. „Chopin," sagte er leise.

Reinhard horchte, träumerisch bewegt, freilich auch gequält. Wie oft hatte er Juliane so am Flügel gesehn, wenn sie sich zum Gesang begleitete; das Gesicht so ernst, gleichsam aus der Welt hinaus in Musik getaucht, die schönen Lippen so verlangend geöffnet, dann von überquellendem Wohllaut gefüllt. Da schien sie ganz das Weib zu werden, das er in ihr suchte und liebte; da sang sie ihm jede Verstimmung, jeden Zweifel, ja selbst die beginnende Verzweiflung wieder aus dem Herzen ... Wie anders, wie viel ruhiger, ehrenfester, mädchenhafter saß diese junge Baronin da; und doch auch ganz Musik. Wunderbar weich, gleichsam unkörperlich überflogen ihre schlanken Finger die Tasten bei dieser klagenden Anmut Chopinscher Träumerei, als ströme sie einfach ihr eigenstes, innerstes Gefühl aus. Reinhards Laienohr verstand auch nicht, warum man das noch geschulter, kunstfertiger spielen sollte. Wie überraschte ihn dann aber der Wechsel, als sie von Chopin zu Beethoven überging und eine von dessen kräftigsten, männlichsten Sonaten anschlug. Sie schien nun auf einmal kein Frauenzimmer mehr zu sein; die edle Herbigkeit des Großmeisters erklang so voll und so triumphierend, als entlade sich jetzt ihre wahre Seele, die sie bei den zarten Elfentönen des andern unterdrückt hätte. Sie war übrigens auch selbstverständlich *eins* mit dem Klavier; nicht nur Tettau verwandte kein Auge von ihr, auch Reinhard betrachtete sie fort und fort, als helfe das Auge dem Ohr, als sei dieses vollkommene Zusammenwachsen von Spielerin und Instrument erst die ganze Musik.

„So!" sagte sie dann, als die Sonate aus war, und stand auf. „Ich hab' dem Zweijährigen seinen Willen gethan. Wenn ich mich vor dem Herrn aus Berlin blamiert hab', ist's nicht meine Schuld."

„Wieso meinen Willen?“ entgegnete Martin, der auf seinem Stuhl am Eßtisch andächtig gehorcht hatte, die Hände auf den Knien. „Sie sind einfach der Vernunft gefolgt, sind kein Aff' gewesen und haben sehr schön gespielt.“

„Schöner als ich ahnte!“ rief Reinhard.

Sie lächelte, mit den Achseln zuckend. Tettau war zu ihr an den Flügel getreten, sowie sie sich erhoben hatte. „Nun thun Sie doch auch mir was zuliebe!“ bat er mit drollig schmollenden Mundwinkeln.

„Was wollen Sie?“ fragte sie.

„Meine Violine hab' ich allerdings nicht hier; aber bei ein paar Schubertschen Liedern könnten Sie mich begleiten. Es ist ja ein haarsträubender Unsinn, daß ich wegen meines lebenslänglichen Katarrhs gar nicht singen soll. Ich bin heut entschieden bei Stimme. Den ‚Lindenbaum‘ und noch so'n paar!“

Die junge Baronin sah Martin an — die Männer waren in die offene Thür getreten — mit einem unwillkürlich und vielleicht unbewußt fragenden Blick. Da er aber nichts sagte und sich auch nicht rührte, setzte sie sich und begann den ‚Lindenbaum‘ zu spielen, wieder ohne Noten. Mit einer überraschend geschulten und angenehmen Stimme setzte Herr von Tettau ein, der sie dabei ansah. Er kam aber nicht weit. Ein Hustenanfall unterbrach ihn nach der ersten Strophe.

„Sehn Sie!“ sagte sie mitleidig. Sowie er indes wieder sprechen konnte, stieß er hervor: „Baroneß, lassen Sie sich nur nicht irre machen. Das ist nur eine Eselei des Kehlkopfs; allemal beim Anfang. Ich singe mich schon durch!“

Die Baronin zuckte die Achseln, legte aber doch ihre Hände wieder auf die Tasten. Jetzt bewegte sich Martin am Thürpfosten, an den er sich gelehnt hatte: „Sie ‚singen sich durch‘,“ sagte er; „das glaub' ich. Sie singen, trinken und rauchen sich durch die Erde durch, bis Sie Ihren abonnierten Ruheplatz eingenommen haben!“

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Mathilde schon aufstand. „Herr von Tettau, lassen wir's lieber,“ sagte sie freundlich lächelnd, aber mit offenbar festem Entschluß. „Bringen Sie nur das nächste Mal Ihre Geige mit!“

Der junge Mann antwortete nichts; er ward nur erst rot, dann blaß. Reinhard fühlte, als er diese Verfärbung sah, daß

es ihm ähnlich erging — aber aus Ueberreizung, Erschöpfung. Es war offenbar Zeit, daß seine elenden Nerven von der Reise ausruhten. Er nahm Abschied; der junge Baron hatte sich schon früher stillschweigend entfernt. „So muß ich denn also auch gehn!“ sagte Tettau widerwillig lächelnd. „Ich bringe Sie nach Hause, Herr Doktor. Sehen Sie, so geht es heutzutage mit der edlen Gesangskunst; Talente sind wohl noch da — sogar unter den holsteinischen Gutsbesitzern — aber man läßt sie nicht aufkommen!“

Niemand antwortete ihm. Baron Rohrbach begleitete seine Gäste auf die Hausflur hinaus; während Reinhard seinen Mantel nahm, sagte der Baron mit der herzlichen, menschenfreundlichen Stimme: „Besuchen Sie Ihren Freund recht oft, Herr Doktor — aber wo möglich so, daß auch wir Sie dann sehn. Wir leben eigentlich ganz für uns; die wenigen Ausnahmen sind dann desto angenehmer. Ein Freund des Doktors Olearius ist eine selbstverständliche Ausnahme. Bitte, merken Sie sich: zu jeder Stunde sind Sie uns willkommen!“

„Das hat er noch keinem gesagt,“ setzte Martin draußen hinzu, da er den beiden Gästen noch das Geleit bis zur Gartenthür gab. „Hat's dir bei Barons gefallen, Reinhard?“

„O, ich versichere dich —!“

„Na, dann ist's gut. Dann komm oft. Wegen meines Augenteufels kann ich dir leider, bei diesem verdammt schönen Sonnenschein, die Gegend nicht zeigen; mußt dich selber umthun; — nu, du bist ja ein gescheiter Mensch. Morgen suchen wir dir eine kleine Wohnung. Du speisest entweder in der ‚Kaiserkrone‘, oder kommst zu uns. Deine Nerven legst du auf deinen Wanderungen in den verschiedenen Thälern ab, oder auf den Bergen. Ueber alles andre reden wir morgen mehr. Gute Nacht! Gut Heil!“

„Gut Heil auch für deine Augen,“ gab ihm Reinhard zurück.

„Was nützt das, mein Junge? Wenn dieser Schuft, mein Teufel, sich da nicht mehr wohl fühlt, so läßt er sich in mir anderswo nieder. Na — man wird ja sehn. Der holsteinsche Gutsbesitzer wohnt auch in der ‚Kaiserkrone‘. Herr von Tettau, grollen Sie mir nicht!“

„Schlafen Sie wohl!“ gab der nur zur Antwort. Sie waren jetzt auf der Fahrstraße — Martin blieb oben — und gingen

gegen Bozen zurück. Der Mond stand nun im Südwesten, über dem Mendelgebirg; vom Jupiter hatte er sich getrennt. Tiefer im Thal rauschte der ruhelose Eisack; auf dem Weg, den er gemacht hatte, zog ein leichter, nur im Baumgezweig vernehmbarer Wind heran, hinter den Wanderern her und kühlte ihnen den Nacken.

Nach einigen gleichgültigen Reden sagte Tettau plötzlich, etwas rascher ausschreitend: „Ja, das ist ein liebenswürdiges Haus, diese Rohrbachs; — aber haben Sie wohl gemerkt, Herr Doktor, wie die Baroneß von dem Doktor Olearius wunderbar abhängig ist?"

„Wie meinen Sie das?" fragte Reinhard erstaunt, und kühl.

„Nun, natürlich nicht schlimm; das versteht sich bei diesen Leuten von selbst. Ich kann Ihnen nur sagen — ich bin ein offenherziger Kerl — als ich vor einigen Wochen herkam, interessierte ich mich furchtbar schnell für die Baroneß; sie ist so gar nicht, wie sonst die jungen Mädchen — — ist sie überhaupt ein junges Mädchen? Daran denkt man nicht; man hat nur das Gefühl: das ist ein merkwürdiges, famoses Weib! — Als dann aber vor ein paar Tagen der Doktor Olearius von Berlin zurückkam, da kriegt' ich ein Sturzbad ... Ich merkte gleich den ersten Abend: sie lebt ja förmlich in ihm. Das heißt, verstehn Sie mich, die Sache ist so: keine Rede von Liebe; die herkömmlichen, landläufigen Worte passen hier alle nicht; aber wenn der Doktor irgendwas will, dann will sie es auch. Es geht auf sie über ... Verstehen Sie, was ich meine, Herr Doktor?"

„Nicht so ganz," murmelte Reinhard.

„Ich verstand es ja auch nicht; man hat mir's erst erklärt! — Aber sahen Sie denn nicht heute abend, wie sie anfangs nicht spielen wollte — ‚ich kann nicht, ich hab' nichts gelernt' — und als Olearius dann zu Ihnen sagte: ‚wenn dir wirklich daran liegt, wird sie spielen', wie sie dann zum Flügel ging, ohne was zu reden? Und nachher wieder, als ich sang? Sie hätte in ihrer Gutmütigkeit ruhig weiterbegleitet, als mein Husten aus war; aber sobald er durch seine Worte zeigte: ‚mir ist es nicht recht' — na, da stand sie auf! — Und dabei müssen Sie nicht denken, sie ist so ein nachgiebiges, willenloses Geschöpf; ganz ‚im konträren Gegenteil', wie man bei uns sagt. Sie hat ihren eigenen Kopf. Nur wenn vom Doktor eine Willensmeinung oder eine

Ansicht ausgeht, springt sie auf sie über — oder wie Sie das ausdrücken wollen — und was er meint, das geschieht!"

„Und wie erklären Sie das?" fragte Reinhard, der in seinem wachsenden Anteil stehen geblieben war.

„Na, ich war verblüfft, kann ich Ihnen sagen; als ehemaliger Gardedragoner und jetziger Gutsbesitzer — der freilich sehr viel Zeit in Berlin verplempert — hatte ich für diesen Fall kein wissenschaftliches Verständnis. Ich sprach aber heute nachmittag lange mit einem durchreisenden, gescheiten, alten Herrn, der mit meinem Vater befreundet war und auch mit den Rohrbachs. ‚Ich hab' die Sache mit durchgemacht,' sagte dieser Alte; ‚der Doktor hat sie gleichsam zum Menschen gemacht, das Mädel hat die Seele von ihm. Es ist ihr zur zweiten Natur geworden, von ihm anzunehmen. Es muß aber auch 'ne besondere Kraft in dem Menschen sein: dem Vater geht's eigentlich ähnlich, und dem Jungen auch. Man fängt ja jetzt an' — sagte der alte Herr — ‚von Suggestion zu lesen; das ist alles keine Zauberei, es ist einfach der Einfluß, den ein Mensch auf den andern hat; aber freilich, das Wie? darauf kommt es an. Wenn mir ein andrer etwas suggeriert, wer vermittelt das? der Geist oder die Sinne oder die Nerven oder gar die Atome? — Kurz, die Baroneß Mathilde lebt bis auf einen gewissen Grad das Leben des Doktors mit; das ist so geworden und ist so geblieben . . .' Ich erzähl' Ihnen da nur, was der Alte sagte. Nun war mir aber die Sache bedeutend klarer . . . Ihnen vermutlich auch?"

Reinhard nickte nur. In seinem Kopf arbeitete es, und er staunte sehr. Auch ihm war diesen Abend die rührende Fügsamkeit der Baroneß aufgefallen; was er jetzt eben hörte, schien ihm die richtige Erklärung zu sein; — warum hatte denn aber Martin nie mit einem Wort von diesen erstaunlichen Wirkungen gesprochen? — Freilich, wann hatte er überhaupt viel von sich gesprochen? War es nicht immer Reinhard, der zu beichten, Rat oder Trost zu begehren hatte? Und ging nicht der andre still und abgeschlossen seinen einsamen Weg?

Sie waren mittlerweile in die Stadt gekommen und wanderten durch die stillen Straßen, in denen der Goldglanz der Mondsichel sich hier und da an die Schatten drängte, als benagte er sie. Frei und unbeschränkt umkletterte er das hohe, farbig geziegelte Dach der schönen Pfarrkirche, auf dem seine Lichter zu Hunderten

spielten; der Anblick überraschte sie, als sie auf den Hauptplatz traten, auf den die massigen Berge herabdunkelten. „Sehn Sie, was das bißchen Mond hier für Kraft hat!“ sagte Tettau, sich die Baroneß aus dem Kopfe schlagend. „Und wie hübsch er sich mit der Nacht unterhält, während das ganze Nest schläft! — Na, zwei, drei Leute sind doch noch so gescheit wie er; das Kaffeehaus neben der ‚Kaiserkrone‘ wird noch offen sein. Und da werd' ich auch noch eine Zigarre rauchen, dem Doktor zum Trotz!“

Reinhard mußte lachen. „Wenn Sie erlauben — ich glaube, Sie thun es mehr Ihrem Katarrh zum Trotz. Sie wollen also noch nicht zu Bett?“

„Ich folge einer inneren Suggestion,“ antwortete Tettau; „oder einer ‚Eingebung‘ — das ist besseres Deutsch. Bei Nacht lebt sich's so gut. Weib und Kind hab' ich zum Glück noch nicht. Na, und wenn mein Organ dabei wirklich zum Teufel ginge — und ich hinterdrein — so sag' ich: ‚Adieu, Frau Welt! Es war mir sehr angenehm, Ihre Bekanntschaft zu machen; leben Sie denn wohl!‘ — — Da ist Ihre ‚Kaiserkrone‘. Richtig, das Kaffeehaus hat noch Licht. Ein braves Nest, dieses Bozen. Herr Doktor, auf Wiedersehn!“

Mit leichtfüßigem Behagen glitt die etwas schmale, aristokratische Gestalt über die Schwelle des Café Kusseth, um die begonnene Kur fortzusetzen. Reinhard sah ihm kopfschüttelnd nach; klingelte dann den Hausdiener seines Gasthofs heraus, stieg die Treppen hinan, ging durch die langen Korridore hin, bis er in seinem Zimmer stand. Es war das letzte, der Pfarrkirche gegenüber, nach Osten und nach Süden blickend: auch ein kleiner Balkon fehlte nicht. Er trat noch auf eine Weile hinaus und ließ sich von dem weichen Licht der sinkenden Sichel überfluten. Nein, dachte er, als hätte er Tettau noch vor sich, — so wie du will ich hier nicht leben! Ich will mir die Dornen ins Fleisch gehn lassen, mich kasteien, härten, mich gesund machen und stark. Ermatten werd' ich nicht, und verzagen auch nicht; ich hab' ja mein Vorbild — diesen Martin mit dem „Fluidum“ — der so elend krank ist und doch stärker als sie alle, der Vater und Kinder erzieht, an dessen Augen sie hängen. Wunderlicher Mensch das ... Aber gib acht, Martin, auf meine Art mach' ich es dir nach. Diese Mondsichel da — noch so ein schmales Stück. Aber sie wird ganz gewiß voll. Na, und ich denn nicht?

IV.

Der letzte, späte Herbst und die eigentlichen Wintermonate gingen so vorüber; in dem gottgesegneten Bozener Land eine schöne Zeit. Einige wenige Schneefalltage kamen, zuerst auf den Höhen, dann in den Thälern, zuletzt auf den mittleren, vielbesonnten Abhängen, an denen dann freilich der Nachwinter länger heimisch bleibt. Auf Nebel und Schneegewölk folgte wieder die Sonne, vom reinen Himmel herabstrahlend; in die stahlharte, kalte Luft ergoß sie ihre Milde, die zu keiner andern Jahreszeit so beglückend ist. Sie spielte mit dem frischen Rauhreif, sog ihn auf, wo ihr Auge hinfiel, ließ ihn im Schatten ruhig weiterbleichen; zog von den nach Süden gerichteten Bergen das ganze Schneelaken fort, riß von den andern Wänden des Gebirges nur hier und da einen schimmernden Fetzen ab und trug ihn als leichten Glanz, der ihr Gold silberner färbte, über das Gelände. Es war ein neckendes Tändeln zwischen ihr und dem Winter bis zum Februar; dann begann sie schon wieder Blüten aus dem Porphyr zu treiben, zwischen den rosenroten Früchten der ledernen, kriechenden Feigendisteln des Guntschnaberges richteten sich Gänseblümchen auf, und über dem Etschthal, auf den östlichen Hügeln, öffnete sich das Violett des Heidekrauts, ganze Hänge zu schmücken.

Mit dem beginnenden Februar verstärkte sich auch der Zug der Reisenden, der über Bozen von Italien nach dem Norden, vom Norden nach Italien führt. In der „Kaiserkrone" ward es lebendiger; jeder Schnellzug brachte Gäste, die die weite Fahrt hier unterbrachen, wo man eigentlich schon an der Grenze ist: denn nordische und südliche Natur mischt sich hier wunderbar, während sich auch deutsche und welsche Menschenart sehr lebendig durcheinandermengt. Der Morgenzug des 2. Februar, der von Süden kam, hatte freilich nur ein einziges Paar für die „Kaiserkrone" abgesetzt; aber dieses eine galt den Kellnern und den Stubenmädchen für ein ganzes Dutzend. Nicht nur, daß es ein Graf und eine Gräfin waren: ein so schönes und wahrhaft vornehmes Paar hatte der alte Gasthof (den Kaiser und Päpste beehrt hatten) lange nicht gesehn. Ein blonder Mann, eine schwarze Frau; der Oberkellner fand *sie* schöner, die Stubenmädchen *ihn*. Nur waren sie alle uneins, ob es ein hochzeitreisendes Paar, oder ob die

Flitterwochen schon längere Zeit vorüber seien. Für Flitterwöchner waren die beiden fast zu „vornehm" miteinander; er gab ihr höchstens den Arm, sie lächelte ihn höchstens an. Dennoch waren sie, nach dem Ausspruch des Oberkellners, viel zu schöne Leute, um sich nicht zu lieben. Sie gingen übrigens nur einmal durch die Stadt spazieren, und vermutlich auf die Talferbrücke und die Wassermauer; nach einer Stunde oder anderthalb waren sie wieder zu Hause und blieben auf den Zimmern.

Am Abend saßen sie allein im oberen Speisesaal; der Oberkellner bediente selbst. Sie schienen sich zu langweilen; der Graf mit der ganzen Würde seines Standes und mit nordischer Ruhe, die Gräfin mit entschiedenem Mißbehagen; ja dem erschrockenen Kellner kam es so vor, als ob er sie fluchen hörte. Endlich — da sie gegessen hatten — stand sie gähnend auf und ging hin und her, den etwas öden Raum, die unbedeutenden Bilder an den Wänden, die lange leere Tafel betrachtend. Während der blonde Graf (den der Oberkellner um seinen schönen Scheitel beneidete) eine Zeitung nahm, fing sie an zu sprechen: „Aber sagen Sie (sie deutete umher): ist denn das Ihr ganzes Hotel? Haben Sie im ganzen Haus weiter keine Leute?"

„O doch, doch, Frau Gräfin," antwortete der Gekränkte, überlegen lächelnd. „Die meisten unsrer Gäste gehn hinunter in das große Wirtszimmer, die Restauration."

„Nun, und warum gehn *wir* nicht dahin? — Ist es da nicht so fein wie hier?"

„So fein natürlich nicht," sagte der Kellner. „So ein altes Zimmer, Frau Gräfin; mehr, was man sagt, ‚*gemütlich*' —"

„Aber Gemütlichkeit, danach *sehn*' ich mich ja!" fiel sie ihm ins Wort, mit ihrer hellen, klangvollen, drollig klagenden Stimme.

„Der Raum ist nicht hoch, wissen Sie, Frau Gräfin, und so altertümlich gewölbt —"

„Aber das *lieb*' ich ja! — Erwin! komm! Gehn wir doch hinunter!"

Der Graf, von der Zeitung aufblickend, schüttelte seinen ruhig schönen Kopf. „Immer Unruhe," sagte er mit einem halb seufzenden Lächeln. „Liebe Juliane, es wird eben da unten eine gemischte Gesellschaft sein; nur Weinreisende und solche Leute —"

„Das nun doch nicht, Herr Graf," fiel der Kellner ein. „Es

verkehren da zum Beispiel unsre Honoratioren; die hohen Beamten und Gerichtspersonen, zum Beispiel der alte Graf —"

„Sogar Grafen! hörst du!" rief die Gräfin aus. „Erwin, raff' dich auf, gehn wir hinunter!"

Der Graf zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wollte: solche Einfälle überraschen mich nicht mehr! — „Ich weiß wirklich nicht," entgegnete er dann mit äußerer Sanftmut, doch etwas nervös, „warum ich mich ‚aufraffen' soll. Wir sitzen ja doch schon hier — und ganz gut. Morgen fahren wir weiter; also die Bekanntschaft der Honoratioren und Grafen da unten zu machen, liegt nicht im Programm."

„Von Bekanntschaftmachen rede ich auch nicht. Ich will nur Menschen sehn! Menschen sehn!" — Sie trat mit ihrem rechten Fuß mehrmals auf den Boden, nicht heftig, aber doch lebhaft.

Jetzt zuckte es in des Grafen Gesicht; er warf einen befremdeten Blick nach dem Fuß, der sich so vergessen hatte. Die junge Gräfin stand still und rührte sich nicht mehr. Der Oberkellner ward abgerufen, das Paar blieb allein.

„Ich beschwöre dich, meine liebe, gute Juliane," fing der Graf nun an, „laß doch diese — dramatischen Geberden; sie machen einen außerordentlich peinlichen Eindruck auf mich; — doch das weißt du längst. Du bist ja doch nicht aufs Theater gegangen, sondern — — na kurz, sondern bist meine Frau."

„Du willst also nicht hinuntergehn?" fragte sie nur zurück.

Graf Erwin gab sich Mühe, zu lächeln: „Du weißt, die Wildhagens sagen nur einmal, was sie wollen. Hab' nur noch zwei Tage Geduld: in Berlin hast du ja dann wieder Menschen genug. Uebrigens, hier ist was Ernstes . . ." Er deutete auf einen Absatz in der Zeitung, den sein Auge soeben überflogen hatte. „Wer hätte das gedacht! Da lies!"

Er hielt ihr das Blatt hin. Sie trat an den Tisch und nahm es. Als sie gelesen hatte, blickte sie auf, als traue sie ihren Augen nicht. Sie mußte es noch einmal lesen, daß eine bekannte Schönheit Berlins, die Frau des Bankiers Adams, nach kurzen Leiden gestorben sei.

„Erwin!" sagte sie, durch diese Ueberraschung ganz verwirrt. „Konstanze Adams tot!"

Der Graf zuckte wieder die Achseln — eine seiner Lieblings-

bewegungen — wie um auszudrücken, daß gegen das Geschick nichts zu machen ist. „Ich hatte schon damals keinen guten Eindruck," sagte er dann mit so viel Mitleid, als ihm in diesem Fall angemessen schien, — „an dem Abend bei Adams, weißt du — als wir uns verlobten. Sie sah, trotz aller äußeren Nachhilfe, entschieden angegriffen aus ... Uebrigens hielt man sie, wie ich später hörte, für eine Morphinistin; auch soll sie sich durch zu enges Schnüren sehr geschadet haben."

„So eine schöne Frau — tot!" flüsterte Juliane, der die leicht erregten Thränen in die Augen traten.

„Ja — es hat etwas Tragisches," bestätigte der Graf. „Der Mann wird untröstlich sein. — Man weiß nicht, wo wir sind, sonst hätte er uns natürlich die Anzeige hierher geschickt. — Eine ungewöhnlich schöne, elegante Frau!"

Juliane sah vor sich hin, wie auf ein Bild in der Luft. Sie sah den „untröstlichen" Adams, wie er im vergangenen Sommer — als sie noch Juliane Haber war — durch einen Zufall mit ihr allein, plötzlich hingerissen, sich vor ihr aufs Knie geworfen und ihr seine Liebe erklärt hatte. Sie hatte ihn ausgelacht; er war wieder aufgestanden ... War das nur ein unvermuteter, verrückter „Anfall" gewesen, oder eine lange Geschichte, die nun explodierte? — Jetzt wird er dasitzen, dachte sie, und sich und den Leuten erzählen, eine andre als seine Selige hätt' er nie geliebt. Und damals schwur er mir in allen Sprachen, er könne nicht ohne mich leben; er wolle sich scheiden lassen ... Ach, du lieber Gott, eine recht verlogene Welt!

Auf einmal sah sie den Grafen an; na, und wir? dachte sie. — Hinter ihm erblickte sie sich in einem Spiegel; in ihrem dunklen, eleganten Reisekleid eine auffallend harmonische, ja edle Gestalt, die ihr sehr gefiel. Dazu der ideale Kopf, aber nicht langweilig ideal, sondern interessant, mit den heißen, angenehm verrückten Augen; — man muß diese Frau gern haben, sagte sie sich lächelnd. Und wie wunderbar hatte sie sich selbst frisiert... Vor ihrem Spiegelbild saß ein körperlicher, wirklicher Graf, ihr Mann; auch ein schöner Mensch, so zu sagen; nur gar so korrekt — und eigentlich ein Haufen Eis. Geschaffen für die Liebe — das heißt sich lieben zu lassen; geschaffen für die schönste Frau — o, er wendet was dran, sie zu kaufen: sein Geld und auch seine Grafenkrone. Die schöne Frau da im Spiegel hatte er sich gekauft ...

Es ward ihr bitter auf der Zunge; ihre Augen blitzten. Sie hätte gern wieder auf den Boden gestampft, da er nun so marmorschön mit seiner Zeitung dasaß; aber sie wagte es nicht. Sie sah ihn eine Weile tief beobachtend an, ohne daß er's merkte. Ich hatte mir so viel Mühe gegeben, dachte sie, um ihn recht zu lieben ... Eine Zeitlang ging's auch: als er noch so reizend toll war vor Freude, daß er mich nun hatte — als er mich so gern und so stolz „seine Gräfin" nannte; — dann fing er aber an, zu sagen: „na ja, die Schauspielerin" — da hatte er sich „gefaßt"! Und nun ist er wieder korrekt. — Das wäre nun der letzte Abend dieser Reise, und er bliebe da sitzen als beruhigter Marmorgraf? Das geht mir gegen die Ehre. Das halt' ich nicht aus ...

Sie ging langsam um den Tisch herum, bis sie zwischen seinen Stuhl und den Spiegel kam. Hinter ihm stehend, fing sie leise an zu schnurren; so wie sie in Florenz, in Rom manchmal in schönen, „verrückten" Stunden geschnurrt hatte; von ihrer merkwürdigen Stimme klang es wie eine Art Musik. Es war auch, als ob in ihm Erinnerungen erwachten; die Zeitung in der Hand bewegend murmelte er: „Kätzchen! Katze!" — Sein Auge las aber fort. Sie war eine Weile still; dann begann sie leise eines der italienischen Lieder zu singen, die sie unterwegs gelernt hatte. Es war keins der schönsten, aber diesem unmusikalischen Grafen hatte es mehr als alle andern gefallen; ihm zuliebe hatte sie sich auch mit Gewalt in das „Dudeldum" verliebt. Sie betrachtete von der Seite, verstohlen, sein schneidiges, mannhaftes Profil; er schien jetzt zu lächeln. Sonst rührte er sich aber nicht. Etwas ungeduldig, den schönen Kopf einmal hin und her werfend, sang sie fort; — plötzlich reizte es sie, wie über seiner flachen Stirn sich das flache Haar so nüchtern, so langweilig, so gräßlich schön gescheitelt über den gräflichen Schädel zog. Sie fuhr ihm — noch sanft — in die „Perücke", und während sie weitersang, suchte sie diesen niedergelegten Wald etwas aufzulockern.

Das Lied hatte ihn aber nicht gezähmt; Graf Erwin richtete sich so ungestüm auf, daß er ihre Hand zurückstieß. „Laß doch deine Possen!" sagte er heftig und hart. „Essende und lesende Menschen, weißt du, stört man nicht. Du weißt auch, für diese Zigeunereien hab' ich keinen Sinn. Wenn du dich langweilst, so nimm ein Buch — oder ein Geduldknäuel — oder was du willst!"

Juliane stand eine Weile regungslos still. Sie war so blaß,

wie sie werden konnte; darauf schoß ihr alles Blut zum Herzen und zum Gesicht. „Viele schöne Worte auf einmal!“ sagte sie endlich halblaut, um etwas zu sagen. Dann trat ihr aber etwas andres auf die Lippen, als gäb' es ihr jemand ein; sie flüsterte gegen seinen Hinterkopf, gegen dieses geschniegelte, gebürstete Haar, unhörbar — nur sie selber hört' es —: „So, nun ist's aus!“ — Es überlief sie sonderbar, fast schauerlich, als sie den Sinn dieser Worte faßte. Gleichsam vor ihren Augen, in Buchstaben, wiederholte sich's: „So, nun ist's aus!“ — Mit ihrem geräuschlosen Schweben entfernte sie sich ein wenig und lehnte sich gegen die Wand.

„Juliane!“ sagte der Graf nach einigem Zögern, ohne sich umzusehn; als wünschte er mit diesem einen Wort etwas gutzumachen, ohne mehr zu sagen. „Du! Katze!“ setzte er dann hinzu.

Sie hörte nicht gleich, was er sagte. Eine närrische Vision fuhr ihr durch den Kopf, rasch und kurz wie ein Traum: sie sah sich in einem Kreis von heitern, ungräflichen, mehr „zigeunerischen“ Leuten; die fragten sie nach ihrem früheren, von ihr geschiedenen Mann. Und sie erzählte ihnen aufgeregt lustig: es wär' nicht gegangen; sein Haar wär' zu glatt gewesen, und sein Herz zu rauh. Auch hätten sie beide sich selber zu lieb gehabt; drum wär's nicht gegangen . . .

„Juliane!“ hörte sie ihn jetzt wiederholen. „Hat dich das so froissiert? — Da steht sie und schmollt. — Sei nicht kindisch, ich bitte dich.“

„O, ich bin nicht kindisch,“ antwortete sie leise.

„Schon dein Singen machte mich nervös —“

„Ah!“

„Da ich grade etwas Interessantes las. Und dann dieses mutwillige Zerstören meiner Frisur —“

„Ich wollte sie nur verschönern,“ unterbrach sie ihn, „denn sie ist mordsmäßig unschön.“

„‚Mordsmäßig.‘ Was diese Dame für Worte braucht! — Mein liebes Herz, einen dreißigjährigen Wildhagen wirst du nicht mehr ändern; in dem Alter sind wir fertig. — Aber ich war ziemlich unhöflich gegen eine so schöne und — reizende Frau, das geb' ich zu —“

„Unhöflich? Grob! Sackgrob!“

„Schon wieder so ein Kraftwort: ‚sackgrob'. — Aber ich will jetzt nicht kritisieren, will dich nur versöhnen. Was soll ich denn thun, Katze, um es gut zu machen?"

Er sah sie jetzt eben nicht an, drum that sie ihm das nach, was er so gerne that: sie zuckte die Achseln; um damit zu sagen: Gutmachen ist nicht mehr, aus ist die Geschichte — aber man muß miteinander leben, man ist Mann und Frau! — Nachdem sie einige Augenblicke nachgedacht hatte, sagte sie dann: „Was du thun sollst? Mit mir hinuntergehn."

„In die Restauration?"

„Ja."

Der Graf lächelte: „Ein echter Frauenzimmergedanke! ‚Zurückkommen auf das erste Wort!' — Aber gut, wir gehn. Du hast damit deine Satisfaktion. Frau Gräfin, ich bitte um Ihren Arm!"

Er führte sie hinaus und die vornehme alte Treppe mit dem kunstvoll geschmiedeten, vergoldeten Geländer hinunter. Als sie unten ins Gastzimmer traten, blieb er freilich mißvergnügt stehn und zog die Nasenflügel hinauf. Ein bläulicher Duft schwebte in dem tiefen, aber nicht sehr hohen Raum, der durchaus nichts Elegantes hatte. An allen Tischen wurde gegessen oder geraucht, oder beides zugleich. Der Arm, an dem er Juliane führte, zuckte zurück.

„Es geht nicht," flüsterte er. „Du siehst, jeder Tisch ist besetzt."

Indessen, wenn sie auch keine geborene Wildhagen war, gab sie doch auch nicht nach. Sie deutete mit dem Kopf auf einen Tisch, der neben dem zweiten Fenster in der Ecke stand. „Dort sitzt ein einziger Herr," sagte sie leise; „der da mit der Zeitung. Und der Tisch ist so groß. Sieh, wie freundlich die Kellnerin uns anschaut; — sie sieht beinah wie 'ne Gouvernante aus. Der zeitungslesende Herr wird uns nicht stören. Halt du nur dein Wort!"

Jetzt wird er wieder mit den Achseln zucken, dachte sie. Richtig: er that es auch. Mit dem überlegenen Lächeln eines Vaters oder Onkels, der einem etwas verzogenen Kind seinen thörichten Willen thut, führte er sie weiter. An dem Rücken des Zeitungslesers vorbei schob sich ihre geschmeidige Gestalt zwischen den Tisch und die Bank, die an der Zimmerwand stand, und der Graf folgte ihr.

V.

Juliane erblaßte plötzlich und stand wieder auf. „Was ist dir?“ fragte Erwin, fast flüsternd. Sie wies mit den aufgerissenen Augen auf den andern Herrn am Tisch, der noch immer völlig weltvergessen las. Der Graf erkannte ihn nun auch mit peinlichem Erstaunen: seinen „Nebenbuhler“ von ehedem, Reinhard Dittmar, der in einer dunkelbraunen steirischen Joppe, ein Fläschchen roten Weins vor sich, beinahe neben ihm saß. Er konnte eine plötzliche, unwillkürliche Bewegung seiner Arme nicht mehr unterdrücken. Dies schien den andern aufzuwecken; Reinhard hob die Augen vom Blatt und fuhr nun auch im nächsten Augenblick in die Höhe.

„Guten Abend, Reinhard!“ sagte Juliane leise. Nach einem ersten abscheulichen Schlag aufs Herz, den sie gefühlt hatte, war sie schnell gefaßt; nur durch! dachte sie. Ihn mit den Augen festzuhalten suchend — wie sie ihn so oft gebannt und gefesselt hatte — fuhr sie mit ihrer sammetweichen Stimme fort, wie wenn sie ihn damit streicheln wollte: „Das ist eine überraschende Begegnung! Hier an diesem Tisch! — Aber das dacht' ich immer: das Schicksal wird uns einmal ganz plötzlich — — Reinhard!“

Sie sah ihn eine kalte Verbeugung machen, und eine Bewegung an der Stuhllehne, als wolle er gehn; nein, das soll nicht sein! sagte sie blitzschnell zu sich. Er muß mir die Hand geben; dann — —! Weiter dachte sie nicht. Sie streckte ihre Hand, die bei dem Schreck blaß und kalt geworden war, gegen ihn aus; mit einem flehenden, rührenden Blick, der ihm sagte: das wirst du mir ja doch nicht anthun, hier vor all den Leuten, daß du diese Hand nicht nimmst! — Sie hatte sich auch nicht in ihm getäuscht, den sie so gut kannte. Mit einer ritterlichen Bewegung des Kopfes — in der aber auch ein stolzer, rasch überlegter Entschluß sich auszudrücken schien — hielt er seine Hand über den Tisch und faßte die ihre. Seine war nicht kalt. „Guten Abend,“ sagte er dann, ohne sie beim Namen zu nennen. „Guten Abend, Herr Graf. Die Herrschaften reisen hier durch?“

„Ja, von Italien her,“ erwiderte Juliane rasch; nicht zu hastig! dachte sie dann; mehr Haltung, mehr Ruhe — wo möglich Gemütlichkeit! — — „Wir kommen jetzt von Venedig,“ fuhr

sie etwas gemächlicher fort, sich langsam wieder setzend und einen Arm behaglich, wie selbstvergessen, aufstützend (Reinhard und der Graf, der sich höflich erhoben hatte, setzten sich nun auch); „aber da war's kalt! In Rom, mit seinen Palmen, o, da war's ganz anders; da konnte man an Italien glauben; — in Florenz doch auch nicht. Oben auf dem Piazzale Michelangelo, da hab' ich wie ein Hund gefroren ... Wir waren ja nur zwei Monate dort; — in Italien, mein' ich; wir hatten nicht länger Zeit. Ende November war — (nach einem Anlauf fuhr sie fort) da war unsre Hochzeit; und jetzt muß der Graf — mein Mann — nach Haus: der Reichstag wird eröffnet. Am vierten Februar fangen sie schon an ... Das wissen Sie wohl nicht, daß der Graf unter die Vertreter der Nation gegangen, Reichstagsmitglied geworden ist —"

„Nein," antwortete Reinhard, äußerlich ganz ruhig, als hätte ihn das durchaus nicht überrascht.

„Ja; noch im November, vor — unsrer Hochzeit, bei einer Nachwahl, haben sie ihn gewählt. Er will jetzt, als ein furchtbar ernster und gesetzter Mensch, der er geworden ist, in die Politik ..."

Juliane brach ab; sie hatte das letzte Wort kaum mehr ausgesprochen, und diese Sätze mit immer tonloserer Stimme nur noch so hingesagt. Reinhards Gesicht verwunderte, verwirrte sie mehr und mehr. Endlich starrte sie ihn an, fast wie ein Gespenst; ihre langen, schönen Brauen verzogen sich. „Aber Sie — was ist mit Ihnen geschehn?" fragte sie zögernd. „Aber sagen Sie doch!"

„Was soll ich sagen?" gab er ihr mit vieler Fassung und einer Art von Lächeln zurück.

„Ihre Farbe — Ihr Blick — Ihr — — Sie sind ja ein andrer Mensch. Sie sehen ja gar nicht mehr — verzeihen Sie — nicht mehr so interessant, so unheimlich, so Lord Byron'sch aus — sondern furchtbar gesund. Wie haben Sie denn das gemacht?"

„Ich bin spazieren gegangen," antwortete er lächelnd.

„Hier?"

„Ja."

„Hier in Bozen?"

„In Bozen und im Land herum."

„Diesen ganzen Winter?"

„Ja."

„Sie waren diesen Winter hier?"

„Aber du hörtest ja!" nahm jetzt der Graf das Wort. „Das hat der Herr Dittmar dir ja eben gesagt!"

Juliane fühlte, daß sie sich zusammennehmen müsse, daß sie über Reinhards Heiterkeit und Ruhe ihre Fassung verloren hatte. Sie griff sich so fest in den Arm, daß es weh that: „Ja ja — que je suis bête!" stieß sie dann heraus. „Aber was sagt' ich dir heut auf der Wassermauer: ich find' es hier schöner als bei Florenz und bei Rom — wenigstens großartiger ... Also Sie leben hier, Reinhard. Und ich hab' recht, nicht wahr, es ist hier ein Paradies?"

„Nun, das grade nicht," erwiderte er, ihr fest in die tiefen, fragenden Augen blickend, behaglich mit seinem Weinglas spielend; „aber ein merkwürdig anregendes, poetisches Land. Sie gehen zum Beispiel jetzt, im Winter, in eins von den Seitenthälern, — etwa bei der Wassermauer vorbei ins Sarnthal: überall Ruinen, oder alte Schlösser, gleich da hoch oben Rafenstein, unten Runkelstein; dann mitten im Thal — nur über eine hängende Brücke kommt man hin — Burg Ried; und so fort und fort. Da rauscht dann die wilde Talfer vorbei, mit dem Triftholz spielend; im engen Thal brennt die Sonne, daß die Joppe zu warm wird, und sogar Staub steigt auf; kommen Sie aber um die nächste Ecke, in den Schatten, so gehn Sie auf Eis und Schnee, und riesenhafte Eiszapfen, vergletscherte kleine Wasserfälle hängen an den Felsen. Der Himmel aber so selig blau —"

„Das ist ja wie Sommer und Winter zugleich!" warf Juliane erregt lächelnd dazwischen. „Ist das nicht ungesund?"

„O nein; diese sonnige und harte Luft" — Reinhard schien es mit Beziehung, mit Nachdruck zu sagen — „die ist sehr gesund! — Dann wandern Sie etwa wieder ins Freie, wo es gegen Welschland geht; das ebene Thal wird breit — die hohen, beschneiten Felsberge leuchten so schön in der Sonne — und unten rauschen die Wasser. Sie gehn neben dem Eisack fort, seine Farben sind so erfrischend, sein rastloses, schneidiges Vorwärtsdrängen thut Ihnen so wohl. Da ist rechts eine schöne Ruine und links eine, die halten ihn nicht auf; er will an sein Ziel! — ‚Was für ein Ziel'? fragen Sie. Nun, sein Ziel ist die Etsch;

gleichsam die für ihn Bestimmte — die von Meran her kommt. Weiter oben im Vintschgau, da war sie wilder; jetzt ist sie wie eine mannbare Jungfrau, die auf den Bräutigam wartet, sittig, still, — aber himmlisch grün. Wie sie unterm Schloß Sigmundskron vorbeikommt, hören sie sich schon gegenseitig rauschen; er stürzt heran, recht wie ein Verliebter, seine Wellen überjagen sich. Sie aber — ein echtes Weib! es ist wirklich drollig und reizend zu sehn! — sie weicht noch einmal aus, kokett oder scheu oder beides, macht noch eine kleine Biegung; und so fließen sie eine Weile nebeneinander her. Endlich hat er sie! wie mit einem Sprung. Er stürzt in sie hinein ... Das ist mein Lieblingsbild und mein Lieblingsplatz; da hab' ich oft gesessen. Nun haben sie sich vereint, und als ein gescheites Paar treten sie auch sogleich ihre Hochzeitsreise nach Italien an; — man sieht die welschen Berge schon blinken, in der blauen Ferne!"

„Das — das gefällt mir," sagte Juliane, da Reinhard nun schwieg; sie mußte doch etwas sagen, denn der Graf trank schweigend seinen leise bestellten Wein. „Das ist wirklich hübsch —"

„Die beiden machen es ebenso, wie Sie es gemacht haben, Sie und der Herr Graf!"

„Die Hochzeitsreise, meinen Sie ..." Juliane brachte die Worte mit Mühe hervor; ihre Haltung drohte sie nun doch wieder zu verlassen Was war mit Reinhard vorgegangen? Wie erzählte er denn das alles — mit diesen frischen, strahlenden, schönen Augen, so beredt, so frei? Bei so einem Wiedersehn solche Sicherheit? Was wollte er mit der Etsch und dem Eisack; war das Hohn und Spott? Und mit dieser Stimme ... Woher war ihm diese schöne, volle Stimme gekommen, die ihrem musikalischen Ohr so wohlthat, die sie förmlich berauschte?

„Reinhard!" fing sie wieder an, sich zusammennehmend. „Aber sagen Sie! Ich bin ganz ‚perplex'. Wo haben Sie Ihre matte, kränkliche Stimme gelassen, die so leicht heiser wurde? Jetzt ist sie ja lächerlich kräftig und gesund; Sie könnten ja damit zum Theater gehn, Karl Moor und Romeo spielen. Wie haben Sie das gemacht?"

„Wie ich das gemacht hab'? — Ich hab' mich zu den Hochzeitsreisenden gesetzt — zur Etsch und zum Eisack, mein' ich — und wo die Welt recht still und das Wasser recht laut war, hab' ich stundenlang dazwischengesprochen; zuweilen auch Karl Moor

oder dergleichen — zuweilen auch anderes. In den engen Schluchten hab' ich so nach und nach all die Wildbäche überdonnert, daß die Echos bebten. Hab' übrigens auch, wie Demosthenes und andere Leute, kleine Kunststücke gemacht, um dieses Organ zu bessern und zu stärken ... Ich glaube, es hat genützt!"

Juliane sah ihn unverwandt an; er ward ihr unheimlich. „Mein Gott — welche Energie!" murmelte sie endlich. Sie warf einen unwillkürlichen Seitenblick auf den Grafen; der rauchte jetzt zu seinem Wein, und bei seinem allmählich wachsenden Behagen schien er nur obenhin zu hören, was sich die beiden erzählten. „Welche Energie!" wiederholte sie; — „das hätt' ich doch nie gedacht ... Und wozu thun Sie das alles?"

„Weil ich — etwas will."

„Was, wenn ich fragen darf?"

„Entschuldigen Sie," sagte Reinhard mit einer leichten Hebung der Brauen, die sein Gesicht auffallend geistreich machte: „davon sprech' ich noch nicht."

„Zu niemand?"

„Jedenfalls zu Ihnen nicht."

Er sagte das leicht und höflich, ohne jede Beziehung; dennoch biß sie sich auf die Lippe. Daß sie ihm nun so gegenüber saß und er ihr das sagte, er ihr: „jedenfalls zu Ihnen nicht!" — — „Entschuldigen Sie Ihrerseits," entgegnete sie etwas überstürzt, „daß ich so zudringlich fragte. Wie komm' ich dazu? Ich freue mich aber — ganz objektiv, und ganz aufrichtig — Sie so wohl zu sehn. Und bei so gesunder Stimme; — ach was, gesund — sie ist mehr als das, sie ist schön. So schön war sie nie. Freilich manchmal, wenn Sie mir vorlasen — wenn — —"

Sie brach ab; wie kam sie denn hier auf einmal in die Vergangenheit! Sie nahm ihr Glas, das der Graf gefüllt hatte, und trank ein wenig. Gern hätte sie mehr, hätte viel getrunken; aber sie fürchtete sich: in ihrem Kopf war schon so ein wunderliches, unbestimmtes Sausen, ein halbbetrunkenes Gefühl. Dieses ganze Erlebnis war so unerwartet ... „Und wie kamen Sie denn eigentlich hierher?" fragte sie dann, da die Männer schwiegen.

„Durch meinen Freund Martin — den Doktor Olearius," antwortete Reinhard. „Sie kennen ihn ja auch."

„O ja; und schon lange. Ich mochte ihn nie — weil er mich nicht mochte ... Aber das thut nichts. Ich halt' ihn übrigens

für einen ungewöhnlichen Menschen; man fürchtet sich vor seinen Augen. Wie brachte denn der Sie her?"

„Er lebt hier; draußen vor der Stadt, beim Baron Rohrbach, dessen Sohn er Lateinisch und Griechisch lehrt."

„Und die Tochter auch — nun fällt mir's ein; ich hatte ja davon gehört! — — Erwin!" sagte sie plötzlich, sich wie mit einem eben aufsteigenden Entschluß zu dem Grafen wendend. „Hörst du zu?"

„O ja. — Jedes Wort."

„Baron Rohrbach wohnt hier; das hatten wir vergessen. Den hätten wir heute besuchen sollen; ihr seid ja bekannt und sogar ein bißchen verwandt."

„Ja, ja, du hast recht," erwiderte der Graf, träg' und verhalten gähnend. „Das haben wir nun versäumt!"

„Wir könnten's noch nachholen, Erwin. Bleiben wir morgen noch hier!"

Der Graf sah sie verwundert an. „Aber liebe Juliane — du hast doch vorhin dem Herrn Dittmar selber erzählt, daß am vierten der Reichstag eröffnet wird, daß ich nach Berlin muß."

„Nun, lieber Gott, so kommst du eben einen Tag zu spät!"

„Ja, so sind die Frauen!" entgegnete er mit Milde, aber mißbilligend. „Uns Männer ruft die Pflicht!"

„Nun, wir werden ja sehn," murmelte sie vor sich hin; wenigstens glaubte Reinhard diese Worte zu hören. Sie stand auf und leerte ihr Glas; „gute Nacht und Adieu!" sagte sie dann, mit einem ihrer weichen, eindringenden Blicke. „Ich muß nun zu Bett ... Sind Sie viel bei Rohrbachs?"

„Jeden zweiten Tag, und öfter."

„Also ich muß zu Bett. Ich brauche den Schlaf nach dieser durchfahrenen Nacht. Es war gut, daß wir uns sahen. Wir haben — — Erwin, kommst du noch nicht?"

„O ja," sagte der Graf und stand auf.

„Also gute Nacht! Leben Sie wohl, Reinhard. Und auf Wiedersehn!"

Sie gab ihm wieder die Hand; ebenso der Graf. Dann sah er diese Erscheinung, die plötzlich wie ein Traum vor ihm aufgestiegen war, flüchtig wie einen Traum entschwinden.

VI.

Diese Nacht schlief Reinhard doch weniger gut als gewöhnlich; — er hatte sonst in Bozen den tiefen, festen Schlaf seiner Jugend wiedergefunden, der ihm in Berlin so lange gefehlt hatte. Den nächsten Tag ging er unruhiger und zerstreuter als sonst umher; etwas mochte auch der Wetterumschlag mitschuldig sein: über Nacht hatte es nicht mehr gefroren, der Himmel hatte sich grau bedeckt, es schien ein gründliches Auftauen heranzuziehen, vielleicht auch ein Scirocco. Er wanderte diesmal nicht lange, dann kehrte er zu seiner Arbeit am Schreibtisch zurück. Doch auch hier verfolgten ihn allerlei Erinnerungen und fragende Gedanken ... Als es dunkelte, mißfiel ihm die Einsamkeit in seiner schmucklosen Stube (er wohnte, immerhin sonnig, in einem Häuschen an der Straße, die zu Rohrbachs hinausführte); bald war er wieder auf dem Weg, den er so gut kannte. Ein leichter Sprühregen begann, als er die Rohrbachsche Villa erreichte. Die hohen Berge, Schlern und Rosengarten, hatten sich verhüllt.

Er klingelte; zu seiner Verwunderung öffnete ihm nicht der „Kommunist" Nikodemus, wie gewöhnlich, sondern die Schwester von Mathildens Jungfer, die niedliche Pauline von drüben, vom Kampenner G'schlössel. Reinhard hatte sie schon öfter gesehn, sie kam dann und wann, die Schwester zu besuchen; der Gegensatz zu dieser, Paulinens angenehme, sogar reizende Fülle, ihr rundes, fast stumpfnasiges, aber sehr lebhaftes Gesicht, hatte ihm gefallen. Er wollte sie anreden, auch nach Nikodemus fragen, als er vom Speisezimmer her eine weibliche Stimme zum Klavier singen hörte und augenblicklich erschrak. Konnte er sich über die Stimme täuschen? — Er hängte seinen Hut auf den Riegel — seit dem Januar trug er nur noch seine warme Joppe, den Mantel hatte er sich abgewöhnt — und trat in das Musikzimmer ein. Es war kein Irrtum: in demselben Reisekleid wie gestern stand Juliane am Flügel, an dem die Baronin Mathilde saß und begleitete. So stehend sang sie ein italienisches Lied von der Rondinella, der Schwalbe, die zum Idolo, zur Angebeteten, fliegen und ihr „sein" letztes Lebewohl bringen, ihren Verrat und ihre Herzlosigkeit ihr vorwerfen soll. Herr von Tettau — der noch immer in Bozen

an sich kurierte — saß in einer Ecke, den Kopf vorgeneigt, ganz Auge und Ohr, wie es schien. Neben ihm stand der junge Baron; der Vater und Martin waren nicht zu sehn.

Juliane lächelte heiter, fast mutwillig, als sie Reinhard eintreten sah; sie grüßte mit dem Kopf; darauf sang sie weiter. Plötzlich stockte sie; es ward ihr offenbar bewußt, daß es eine sonderbare Sache sei, vor diesem Ankömmling von der „herzlosen Verräterin" zu singen. Sie mußte aber durch. Nach einem fliegenden Erröten nahm sie einen neuen Anlauf und brachte diese schwere, leidenschaftliche Anklage mit dramatischem Schwung zu Ende. Tettau klatschte begeistert. Baron Wolfgang half ihm, wenn auch mit weniger Ungestüm. Nur Reinhard stand da, ohne sich zu rühren.

„O Gott, wie er sich wundert!" sagte nun Juliane, eine Hand über die andre legend. „Guten Abend, Reinhard. Ja, ich bin noch da. Gestern abend hab' ich meinen Mann doch noch überredet, daß einen Tag zu spät zu kommen eigentlich vornehm ist. Ich wollte diese junge Dame durchaus kennen lernen; — nein, auf Ehre, Baronin Mathilde, ich hatte wirklich schon viel von Ihnen gehört. Von der Griechin und Philosophin ... Man hat uns hier rührend freundlich aufgenommen und läßt uns nicht fort; mein Mann ist mit dem Baron in seinem Zimmer; sie politisieren; wir machen hier Musik. Meine Noten wurden aus dem Hotel geholt. Ich sage Ihnen, ich staune: so eine Begleiterin wie die Baroneß, so etwas von Mitgehn und Erraten und Vorausfühlen hab' ich noch nicht gehört!"

„Aber spotten Sie doch nicht," fiel ihr Mathilde ins Wort, die übrigens eine von Julianens Händen nahm und mit rührender Huldigung, Bewunderung gegen ihre Brust drückte. „Ich krauf' nur so mit. Aber Sie — wie Sie diese italienischen Lieder singen — das ist ja gar nicht mehr gesungen, das ist wie gelebt!"

„Kind, ich sing' ja nur nach, wie ich es gehört hab'," sagte Juliane, die der andern schon vertraulich eine Hand auf die Schulter legte. „Eigentlich kann ich ja nichts — mit dieser kleinen Stimme."

„Die Damen können beide nichts, wenn man sie reden hört," ließ sich jetzt Tettau aus seinem Winkel vernehmen. „Sie müssen mir dennoch gestatten, zu sagen: was die Frau Gräfin betrifft —

es ist unerlaubt, wenigstens unerhört, daß man mit Auge und Ohr eines Menschen zugleich so erbarmungslos umgeht!"

„Ach du lieber Himmel, hier wird geschmeichelt!" rief Juliane aus.

„Sie irren, gnädige Gräfin," rief Tettau dagegen, dessen Stimme sich übrigens durchaus noch nicht gebessert hatte. „Wir haben sogar in der Villa Rohrbach diesen Winter zum Gesetz erhoben, daß ‚in keinerlei Weise, nicht laut und nicht leise', geschmeichelt werden darf. Aber daneben haben wir allerdings noch ein zweites Gesetz: Du sollst immer die Wahrheit sagen, und wenn sie auch wohlthut!"

„Das ist gar nicht übel," erwiderte Juliane. „Aber süße Baronin, warum zupfen Sie mich so am Arm?"

Mathilde hatte in dem Notenheft, aus dem sie begleitete, geblättert — es waren lauter italienische Lieder, ältere und neue — und deutete auf eines, das sie aufgeschlagen hatte. „Schauen Sie, Gräfin, von dem haben wir vorhin gesprochen; das wollten Sie noch singen. Das ‚Vorrei morir'. Bitte, thun Sie's jetzt!"

Juliane schüttelte lächelnd den Kopf. „Die Herren haben genug." sagte sie mit ihrer angeborenen, unausbleiblichen Koketterie, die ihr aber so gar unschuldig zu Gesichte stand — und die diesmal wohl auch eine Absicht hatte. „Sehn Sie, vor allem dieser Doktor da, der vorhin so versteinert zuhörte. Quälen Sie den nicht!"

Ihre Augen gingen einen Augenblick so geschwind hin und her, als wolle sie durchaus Reinhard und Mathilde zugleich sehn. Die Baronin erwiderte indessen sehr natürlich und unbefangen, ehe Reinhard zu Worte kam: „Wenn Doktor Dittmar nichts mehr hören mag, kann er ja hinausgehn. Alle Zimmer im Hause stehn ihm ja offen. Bitte, halten Sie Ihr Wort, fangen Sie nur an!"

„Soll ich wirklich, Reinhard?" fragte Juliane. Sie warf wieder einen flüchtigen, aber doch forschenden Blick — er bemerkte es — auf Mathildens Gesicht. Was will sie? dachte Reinhard. Warum fragt sie mich? Warum schaut sie uns beide so an? Was hat sie denn in dieses Haus getrieben? Will ihre Neugier sehn, ob die Baronin Mathilde mich getröstet hat? — Während ihn noch diese Grübeleien durchflogen, antwortete er halb mecha-

nisch: „Sie wissen ja, ich höre Sie gerne singen. Aber es handelt sich ja nicht um mich ... Bitte! ‚Vorrei morir!'"

„Also avanti!" sagte nun Juliane, als hätte sie von Reinhard ihre Weisung erhalten. Nach kurzem Vorspiel, das aus Mathildens Fingerspitzen perlte, begann sie das bekannte, noch junge Lied, das auf deutsch etwa lautet:

Ich möchte sterben in des Jahres Blüte,
Wenn lau die Luft ist und der Himmel heiter ...

Sie hatte dieses Lied nicht erst jetzt aus Italien mitgebracht, wie die andern: Reinhard kannte es, wie manches Mal hatte er's von ihr gehört, an ihrem Klavier in Berlin. Es hatte ihm zuweilen die Nerven wunderbar beruhigt, oft sie auch von neuem verstört: wenn Juliane sich mit aller Gewalt ihres so leicht erregten, rücksichtslos „verrückten" Temperaments auf diese Sterbemelancholie geworfen, sich gleichsam mit Wollust drein verbissen hatte. Dann schnitt ihm ihre sonst so schmeichelnde Stimme wie ein Messer ins Herz ... An einen hohen Armsessel gelehnt stand er jetzt beklommen da; wird sie mich wieder elend singen? dachte er. Nein, so wahr ich lebe, fangen soll sie mich nicht. Sobald ich fühle, ihre Stimme steigt mir ins Herz, so gehe ich aus der Thür! — — Sie sang. Sie fing ruhig an; ruhiger als sonst. Das nicht volle, aber angenehme, ja liebliche Organ schwebte eine Weile sanft, mädchenhaft, in gleichsam verklärter Wehmut. Ihre schwarzbraunen Augen schienen in die Ferne zu träumen, ohne etwas zu sehn; sie starrten auf die Wand, dann auf Reinhard; aber es war, als wüßten sie nichts davon, daß sie auf ihm ruhten. Erst als dann die Stimme schwoll, wurden auch sie lebendig, als erwachten sie. Sie hefteten sich auf seine Augen, sie ließen sie nicht mehr los. Sie schienen immerfort etwas zu fragen, in ihn hineinzuflüstern. Sie kamen näher und näher; endlich waren sie wie in seinem Kopf. Um die ganze übrige Welt kümmerten sie sich nicht ... Unterdessen sang die Stimme in wachsender, immer heißerer Schwermut; sie verschwelgte sich, sie wuchs über die Worte und die Melodie hinaus. Der „griechische" Kopf verlor seine Ruhe, er bewegte sich hin und her, er streckte sich vor, ein eigentümliches Lechzen ging über seine Züge. Wenn die Strophe endete und das „Ich möchte sterben"

in hochaufsteigenden Wiederholungen wiederkehrte, kam es aus ihrer Kehle wie Ausbrüche verzückter Wollust: Vorrei morir! — Vorrei morir!

Nein, ich gehe nicht aus der Thür, dachte Reinhard endlich. Es ward ihm wunderbar ruhig ums Herz; er lächelte fast. Diese leidenschaftliche, gewaltsame, übertriebene Melancholie, die wie ein Ansturm auf ihn herankam, riß ihn nicht mit fort; er hatte ein Gefühl, als pralle sie an seiner Brust ab, als ziehe sie vorüber — Gott mochte wissen, wohin. Auch Julianens Schönheit schien ihm jetzt entstellt; er stand so, daß er neben ihr die sitzende Mathilde sehen konnte, und deren Mädchengesicht, durchaus nicht so berückend schön, nicht von so umklammerndem Reiz, aber adlig schlicht, ehrenfest, gleichsam noch nicht durch die Welt gegangen, legte sich ihm warm auf die Brust. Sogar ihr bescheidenes, sich anschmiegendes Spiel ging ihm mehr zu Herzen als Julianens Gesang. Er fühlte sich befreit; wenn auch vielleicht, anderswo, wiederum ein wenig gefangen . . .

Das Lied war zu Ende, alle klatschten stark; er auch; obwohl es ihn innerlich verdroß, daß er sein Gefühl aus Höflichkeit so verleugnete. Martin, dachte er, hätte das nicht gethan! — Nun fiel ihm erst ein, daß er den Freund noch gar nicht gesehen hatte. Wo ist der Doktor? wollte er fragen, sich zu Wolfgang wendend. Juliane kam aber jetzt auf ihn zu, sie hielt ihn mit den Augen fest. Mit einer ihrer königlichen Bewegungen in den Armstuhl sinkend, gegen den er lehnte, sprach sie durch einen schrägen Blick zu ihm hinauf, als sagte sie etwas; dann nahm sie wirklich das Wort: „Heut hat Ihnen also mein Vorrei morir nicht gefallen, Reinhard."

„Warum denken Sie —"

„O, ich kann ja sehn. Aber das thut ja nichts . . . Reinhard! Ich muß Ihnen noch danken."

„Wofür?" fragte er.

„Daß Sie gestern abend so ritterlich zu mir waren; — nein, so freundschaftlich. Es hat mich gerührt. Lächeln Sie doch nicht; ich bin ja doch nicht gefühllos, nicht schlecht; es hat mich gerührt! Ich hätt' es Ihnen auch gleich gesagt — — aber er saß dabei. Ach, jetzt Ihr stilles, steinernes Gesicht; da ist mir Ihr Lächeln noch lieber. Sie haben so viel Stolz, Reinhard, so viel vornehmen Stolz; hüllen Sie sich jetzt in den und verzeihen Sie

mir! Lassen Sie sich dazu herab. Sehen Sie, von Ihnen kränkt mich so eine Herablassung nicht; Ihnen gegenüber hab' ich keinen Stolz. Ich möchte nur, daß Sie mir aus Gnade etwas gut wären —"

„Was Sie alles reden!" fiel er ihr ins Wort.

„Nein, es ist mein Ernst. Aus Gnade. Von Ihnen nehm' ich alles an; das hab' ich schon gestern abend gefühlt. Da imponierten Sie mir so sehr —"

„Juliane!" unterbrach er sie wieder, zum erstenmal ihren Namen nennend. „Sie reden hier von solchen Dingen — — wir sind ja nicht allein."

„Sprech' ich denn nicht leise? — Wen geht's denn was an. Geniert Sie, daß die Baronin da ist?"

Er schüttelte den Kopf.

„Die sitzt ja auch am Flügel und studiert die Noten. Lassen Sie den Herrn von Tettau nur herschauen; — ich sag' Ihnen, es ist komisch, der frißt mich mit den Augen, schon die ganze Zeit. Ja, Sie imponierten mir gestern abend sehr ... Machen Sie Ihre Spaziergänge mit Rohrbachs, oder ganz allein?"

„Zuweilen mit Olearius," antwortete er; „aber meist allein."

„Was für ein komischer Name! Wenn ich ‚Martin Olearius' hieße, schösse ich mich tot! — — Sind Sie nicht eifersüchtig?"

„Auf wen?"

„Auf wen? — Nun, gleichviel; was geht mich das an. Aber sagen Sie — den ganzen Tag gehn Sie doch nicht spazieren, oder unterhalten sich mit den Echos. Was thun Sie denn sonst noch, Reinhard?"

Er lächelte. Nach einigem Zögern antwortete er: „Ich sitze zu Hause und arbeite."

„Was arbeiten Sie?"

Er sah sie nur an und schwieg.

„Ach!" sagte sie, sich im Lehnstuhl ganz in die Ecke drückend, „das ist ja das furchtbare Geheimnis; das soll ich nicht wissen. Sie ‚wollen' irgend etwas ... Wenn ich Ihnen doch nur verständlich machen könnte, wie es in mir aussieht. Ich schwöre Ihnen, Reinhard, es ist nicht Neugier, nichts Albernes, Frauenzimmerliches, daß ich so zudringlich frage; es ist wahre Freundschaft; — ja, aber von so was darf ich ja nicht zu Ihnen sprechen, das hab' ich verscherzt. Wenn Sie wüßten, wie ich

heute nacht dagelegen, wie oft ich mich gefragt habe: was mag es wohl sein, das er vorhat? Es muß etwas Ernstes sein, irgend ein neuer Lebenszweck. — Hab' ich das erraten?"

Er schwieg, mit seiner Hand über die Lehne streichend.

„Na ja, Sie sagen es nicht. Aber Ihr steinernes Gesicht ist im Schmelzen, scheint mir . . . Nun bitt' ich Sie, werfen Sie einen Blick auf den Herrn von Tettau; er läßt mich kaum aus den Augen — es wird beinahe schon unanständig, finden Sie nicht? — — Reinhard! Sie wollen mir's nicht sagen?"

Ein etwas herbes Lächeln, das er unterdrücken wollte, übermannte ihn. „Nun, das muß wahr sein," fing er endlich an: „ein ‚großes Kind', wie Ihre Mutter Sie zuweilen nannte, das sind Sie noch heut. Sie könnten einen totfragen, wie so manche kleinere Kinder . . . Ich will mich also ‚in meinen Stolz hüllen', wie Sie mir vorgeschlagen haben, und Ihnen die ganze Komödie vom November verzeihen; — und dann will ich Ihnen auch sagen, was ich thu' und treibe. Ich schriftstellere. Ich ‚löse Fragen'. Ich schreibe über allerlei soziale, politische Probleme. So ein paar Flugblätter sind — weil Martin keine Ruhe gab — sind schon, vorderhand in Zeitungen, gedruckt. Auch gelesen, hör' ich. Und so schreib' ich weiter."

„Also auch Politik?"

„Ja. Ganz und gar Politik. — Das ist einstweilen die ganze Geschichte. Jetzt werden Sie mich auch nichts mehr fragen, denn da kommt das jüngste Mitglied des Reichstags, Ihr hochgeborener Herr!"

VII.

Von der Hausflur her trat Graf Erwin mit Rohrbach ein; der junge und der ältere Mann beide gleich ritterliche Erscheinungen, nur war das ältere Gesicht ganz von Güte und nachdenklichem Wohlwollen durchdrungen, das jüngere stolz, aufrecht, selbstgewiß. „Man hat uns zum Essen gerufen," sagte der Baron; „meine Magenuhr schlägt auch eben voll!" — In diesem Augenblick öffnete Martin die Doppelthür zum Speisezimmer; sein rötliches Antlitz glühte, wie von Aufregung: „Meine Herrschaften," rief er aus, „das Abendessen ist bereit, nur die Bedienung hat gewechselt. Oberkellner bin ich heute. Nikodemus ist fort!"

„Wieso ist er fort?“ fragte der Baron.

„Sein Schicksal hat ihn beim Kragen genommen; er kommt schwerlich wieder! — Als ich vorhin vor die Thür ging, um nach dem Wetter zu schauen — die Herren unterhielten sich über die Sozialdemokratie — da hör' ich von der Küche herauf laute Stimmen, dann Hilferufe. Ich hinunter; was find' ich? Flora, die Jungfer, im Zweikampf mit Nikodemus; das heißt, Flora kurz vor der Niederlage, er entschieden im Vorteil. Er bemüht sich eben, ihr alle irgend entbehrlichen Haare auszureißen . . . Ich zerr' ihn von ihr los, nehm' ihn fest. Flora sieht jetzt die Zeit gekommen, in Ohnmacht zu fallen, und thut es. Ich verhör' den Burschen: Kerl, was ist geschehn? — Die Köchin war ausgegangen, um etwas zu holen, unterdessen bewachte Flora, die gefällige, ihre Kochtöpfe; darüber war Nikodemus gekommen — der, wie mir scheint, eine Flasche von unserm Wein getrunken hatte — und hatte der Jungfer — — na, sagen wir, er hatte ihr seine Liebe erklärt. Flora versagt ihre Einwilligung; er setzt sich darüber hinweg. Sie greift zu ihrer stärksten Waffe, der Zunge, beleidigt ihn, beschimpft ihn; der Brixlegger wird wütend; aus seinen Liebkosungen werden Mißhandlungen. Kurz, und so fand ich ihn in ihrem Haarwuchs!“

„Aber Sie sagten, er ist fort?“ unterbrach ihn der Baron.

„Ja; das verhält sich so! Ich frag' ihn: Kerl, wie konnten Sie Lausbub die Frechheit haben, ein Frauenzimmer umarmen zu wollen gegen ihren Willen? — Er glotzt mich an, mit seinem bauernschlauen, schuldlosen Schafsgesicht, das er in solchen Fällen vorzubinden pflegt: ich weiß ja, Herr Docktohr, sagt er, die Menschen sind verschieden, und Sie haben mir's ja auch gesagt; aber man soll sie ja doch ein bissel aufs Gleiche bringen, wenigstens so gut wie's geht. Und besonders die Mannsleut' und die Weibsleut', die gar so verschieden sind. Und so hab' ich mich halt mit der Flora wollen aufs Gleiche bringen — so gut wie's halt geht! — Ich zitterte schon fast vor Wut, daß der Bengel noch die Unverschämtheit hat, mit mir so theoretisch zu reden, und als trieb' er seinen Spott mit mir; zugleich gibt mir's aber einen Lachreiz, so pfiffig dumm schaut er aus. Sie elender Mensch, sag' ich dann und schüttl' ihn, wie konnten Sie hernach so roh sein, das Frauenzimmer zu schlagen? — Herr Docktohr, antwortet er, sie hat grausliche Reden gegen mich geführt, langmächtig hab'

ich's hingenommen, hab' ihr nichts gethan. Aber wie sie dann gesagt hat: ‚dich hat auch der Teufel auf'm Misthaufen erschaffen', da is mir's zu viel worden. Wenn Ihnen das die Baronin sagt, Herr Docktohr, nehmen Sie das hin? — Da übermannt mich der Zorn, daß dieses vermisquemte Geschöpf die Baronin Mathilde hineinzumischen wagt; ich schüttl' ihn so, daß er fast auseinandergeht, und heb' meine Hand, um sie ihm ins Gesicht zu legen. Nikodemus duckt sich aber, und mit einem plötzlichen Ruck reißt er sich los und flitscht aus der Thür. Mich sehn Sie nicht wieder! ruft er noch von draußen. Bedienen's Ihre Herrschaften selber! Ich hab' vom Dienen genug!"

„Gott sei Dank, daß wir den los sind," sagte der behagliche Baß des jungen Barons, den die ganze Sache offenbar nur erheitert hatte. „Aber was machen wir jetzt? Heut' abend bedien' ich!"

„Ist nicht nötig, mein Junge," antwortete Martin; „wir haben eine Kellnerin. Als die Köchin dann nach Hause kam, brachte sie Pauline mit, die eben unterwegs war, um ihre Schwester zu besuchen. Die stand eine Weile der Flora bei, die sich schon langsam erholte; dann übernahm sie freiwillig für heute Nikodemus' sämtliche Aemter; 's ist ein guter Kerl. Sie hat auch schon vorhin dem Doktor Dittmar die Thür aufgemacht. Für diese Nacht hat sie Urlaub und schläft bei der Schwester. Morgen, Herr Baron, such' ich Ihnen einen neuen Nikodemus!"

„Wie," sagte Juliane verwundert, „Sie engagieren auch die Dienstboten?"

Der Baron lächelte: „Fragen Sie doch lieber, Frau Gräfin, was der Doktor nicht thut. Er verwaltet meine Finanzen, er führt meine Wirtschaft; nur in der Küche herrscht jetzt meine Tochter. Es ist schrecklich, wie mich der Mensch verwöhnt!"

Er warf dabei einen rührenden Blick vergötternder Liebe auf Martin. „Aber — — aber gehn wir zu Tisch," setzte er hinzu. „Wo ist denn Ihre Kellnerin?"

„Sie wartet draußen," erwiderte Martin. „Wollen nur die Herrschaften ins Speisezimmer treten." — Er ging voran, öffnete dann dort die Thür zum Hausgang und rief hinaus: „Samiel, hilf!"

Man hörte ein leises zwitscherndes Lachen; darauf trat Pauline etwas zögernd ein, in ihrer angenehmen Ueppigkeit, wie eine

städtische Kammerjungfer mit Geschmack gekleidet. Sie hatte ein verschönerndes Rot der Verlegenheit auf den runden Wangen; durch ein kleines Lächeln suchte sie zu zeigen, daß sie darum doch nicht aus der Fassung sei. Auch verneigte sie sich anmutig. Martin nickte ihr beifällig zu; Juliane betrachtete sie sehr aufmerksam.

„Das ist also die Retterin aus der Not," sagte Martin; „ich versichere Sie, die Herrschaften machen einen guten Tausch: denn der Brixlegger ist entschieden nicht so angenehm anzusehn. Ich hab' dem Fräulein Pauline auch schon angetragen, an seine Stelle zu treten, denn sie wird grade frei; aber ihr Sinn steht zu hoch, sie ist eine Jungfer ersten Ranges und will in die Welt hinaus."

„Wenigstens aus Tirol hinaus!" berichtigte sie ihn, wieder zu ihrem Vorteil errötend, mit einer überraschend feinen und gebildeten Stimme.

„Wohin wollen Sie denn?" fragte Juliane, die sich wie die andern gesetzt hatte.

Pauline, die den ersten Gang herumtrug, antwortete sehr bescheiden: „Irgendwohin, Frau Gräfin — wo mehr feinere Leute sind!"

„Ah!" sagte Juliane, „Sie wissen schon, wer ich bin?"

„Ich hielt es für meine Schuldigkeit, sie von allem zu unterrichten," entgegnete Martin mit tiefem, gespieltem Ernst.

„Aber warum zuckten Sie denn so, Fräulein Pauline, als ich eben fragte?"

Martin nahm wieder statt ihrer das Wort: „Das ist eben die unermeßliche Hochachtung, weil Sie eine Gräfin sind. Pauline hat eine tiefe Verehrung für den hohen Adel. Für Gräfinnen läßt sie das Leben."

„Aber ich bin ja gar keine echte Gräfin!" rief Juliane aus. „Ach, mein gutes Kind, Sie täuschen sich in mir. Ich bin ‚die Tochter des Bürgers', wie Sie!"

Pauline schüttelte indessen ihren lockigen Rundkopf und lächelte, als wüßte sie's besser. Sie nahm einen Anlauf und sagte: „Wenn man so aussieht wie Sie, Frau Gräfin ... Ich hab' in Bozen und Meran schon manche Gräfinnen und Fürstinnen gesehn, aber keine solche wie Sie!"

„Da haben Sie's!" sagte der Baron.

Juliane machte eine drollig zufriedene Bewegung mit dem

Kopf; sie schien dadurch zu sagen: wenn auch nur eine Bozener Jungfer — 's ist doch ein Erfolg! — „Also ich gefalle Ihnen?" sagte sie dann zu dem Mädchen, das mit einer eigentümlich geschickten Anmut aufgewartet hatte.

„Oh!" brachte Pauline nur heraus; aber so dramatisch, daß fast alle lachten.

„Na, Sie mir auch!" antwortete Juliane. „Wenn ich Sie nun mitnehmen wollte, würden Sie mit mir gehn?"

„O Frau Gräfin!" rief das Mädchen aus, schon bei diesem Gedanken vor Freude errötend.

„Brauchen könnt' ich Sie; meine alte Jungfer wird eben eine junge Frau und geht ab. Aber ich wohne furchtbar weit von hier, in Berlin. Gingen Sie auch mit nach Berlin?"

„Aber was denken Sie, Gräfin," fiel wieder Martin ein; „Pauline hat eine Vorliebe für Berlin — und überhaupt für uns Preußen; sie liebt das Schneidige, und sie weiß oder glaubt, daß wir schneidige Leute sind. Na, und überhaupt —"

„Ja, und überhaupt!" wiederholte Pauline mutig. Mit einem überraschenden Uebergang ins Berlinische, die kecken braunen Augen aber doch niedergeschlagen, fuhr sie fort:

„Berlin, Berlin is 'ne jettliche Stadt,
Wenn man immer det netige kleene Jeld hat!"

Tettau lachte laut; Juliane aber brach in ein so heftiges und anhaltendes Lachen aus, daß sie hernach husten mußte. „Das war unerwartet!" sagte sie endlich. „Sie furchtbar komisches Geschöpf Sie — wo haben Sie das gelernt?"

Das Mädchen, dessen Wangen glühten, deutete mit dem Kopf auf Martin. „Was!" rief Juliane aus, „von dem Doktor da haben Sie's gelernt?"

„O, ich weiß noch mehr," sagte Martin mit seinem falschen Ernst, wie wenn sie das angezweifelt hätte.

„Sie unterrichten hier die Kammerjungfern im Berlinischen?"

„Ich verschmähe keine Gelegenheit, Bildung zu verbreiten. Ich hab' den beiden Schwestern, die sehr wißbegierig sind, von meiner Heimat erzählt; und um ihnen von der Poesie dieses Landes und seiner großen Hauptstadt einen Begriff zu geben, hab' ich ihnen diese Dichtung beigebracht, in unsrer treuherzigen Mundart."

„Sie sind — ein Original!“ — — Juliane wandte sich zum Grafen, der ihr gegenüber saß: „Aber wirklich,“ sagte sie, „ich hätte Lust — sie kann sogar berlinisch. Gleich auf dem Fleck möchte ich sie nehmen!“

Graf Erwin bewegte seine beiden Hände, ihr die Entscheidung anheimgebend: „Das ist deine Domäne, sei padrona,“ sagte er; wobei er ungefähr ein Zwölftel der Worte verwertete, die er in Italien aufgefangen hatte. „Nun,“ rief Juliane zu dem Mädchen hinüber, „wir sprechen noch mehr davon!“ — Pauline verneigte sich, bis zur Stirn hin vor Freude rot. Die Gesellschaft vertiefte sich in das Essen und Trinken, und bald über den Tisch hinüber, bald von Nachbar zu Nachbar schwirrten die Gespräche.

„Finden Sie nicht auch, Herr Doktor,“ sagte Baronin Mathilde leise zu Reinhard, neben dem sie saß, „daß sie eigentlich entzückend ist?“

„Die Gräfin?“ fragte er.

„Ja. Ich sollte ja wohl zu Ihnen nicht von meiner Begeisterung für sie reden; ich weiß — — aber es kommt mir so unwürdig vor, mit Ihnen diplomatisch zu sein. Wir sagen uns hier ja alles . . . Begreifen Sie, daß mich die Gräfin entzückt?“

„O gewiß, gewiß. Denn erstens sind Sie jung —“

„Nein, auf meine zwanzig Jahre kommt es hier nicht an. Aber sagen Sie selbst — — der Doktor Olearius meinte vorhin auch: man kann ihr nicht gram sein. Wenn man so unwahrscheinlich schön ist — und so singen kann — dann auch noch diese Natürlichkeit, dieser Witz, diese Drolligkeit; das ist eigentlich für einen Menschen zu viel!“

„Man sollte meinen,“ murmelte er.

„Sie hat gewiß ihre Fehler — das ist selbstverständlich — aber doch auch etwas Geniales; finden Sie nicht? Jetzt eben mit der Pauline — alles, was sie sagte — und wie. Ich glaube, dieser Frau kann man viel verzeihn!“

Reinhard antwortete nicht. Er stieß mit seiner Gabel ins Tischtuch.

Mathilde kam seinem Ohr etwas näher und sagte sehr leise: „Können Sie verzeihn?“

Er wandte überrascht den Kopf. Das edle, jungfräuliche Gesicht der Baronin blickte ihn mit so unschuldigem, fragendem Lächeln an; er fühlte wieder, wie sie sein ausgefrorenes Herz

erwärmte. Ja, wenn die ihre Seele nicht an Martin weggegeben hätte ... „Ob ich verzeihen kann?" fragte er nach kurzem Schweigen zurück. Jetzt sah er in Julianens Augen, die schräg über den Tisch, forschend und gespannt, wie es schien, auf die beiden herüberblickten. „Haben Sie das von der Gräfin?" setzte er plötzlich hinzu.

„Wieso?"

„Hat die Gräfin gewünscht, Sie möchten mich das fragen?"

Mathilde errötete; aber offenbar nicht aus Verlegenheit. „Wie können Sie denken," sagte sie. „Ich versteh' Sie nicht. Wie könnte diese Frau, die ich heute nachmittag kennen gelernt habe, mir zumuten —"

„Ja, Sie haben recht," fiel er ihr ins Wort. „Das sind diese unsinnigen Verdenkungen, wenn — wenn das Gemüt nicht in Ordnung ist. Verzeihen Sie. Nur weil diese Frau so — merkwürdige Einfälle hat ... Aber doch ein Wahnsinn!"

Mathilde sah ihm mit all ihrer Aufrichtigkeit in die erglühenden Augen: „Etwas hat sie gesagt, und das sag' ich Ihnen. Als wir vom Musikzimmer hereingingen, blieb sie mit mir zurück, sah Ihnen nach und flüsterte mir zu: ‚Sehn Sie, diesem Mann hab' ich viel zu Leide gethan ... Er ahnt nicht, wie mich das quält!' — Dann gingen wir zum Essen —"

„Ja, das sieht ihr gleich," murmelte Reinhard. „Sie hat, wie Sie, auch ihre Aufrichtigkeit; — aber eine andre! — — Ob ich verzeihen kann? O ja. Ich kann gut verzeihen. Das heißt, aus Hochgefühl, aus Stolz — also vielleicht nicht gut; das, was man so eigentlich christliches Verzeihen nennt, ist es jedenfalls nicht. Hinter der Statue der Vergebung hockt doch noch ein andrer, — ein dunkler, unheimlicher Bursch, wenn Sie wollen; der Gedanke: so räch' ich mich! und dies ist nur erst der Anfang einer langen, stolzen, ausgesuchten Rache!"

„Verstehen Sie, wie ich das meine?" fuhr er nach einer Weile fort, da sie gar nichts erwiderte. „An irgend eine triviale, gemeine Rache denke ich ja nicht. Nur durch mein Dasein, durch mein Emporsteigen, durch mein Herabschauen auf die vom Schicksal Hinuntergestoßenen möchte ich mich rächen; das ist meine Phantasie ... Verstehen Sie mich, Baronin Mathilde?"

Aber sie antwortete nicht; sie sah ihn auch nicht an. Sie blickte zu Martin hinüber, der mit Tettau sprach; noch im Hin-

schauen schüttelte sie langsam den Kopf, wie wenn sie zu sich sagte: der dächte an so was nicht! — Jetzt wandte sich der Graf an sie, und dieses Gespräch war ohne Schluß zu Ende.

Das Nachtmahl dauerte nicht lange, die „mollete" Pauline brachte einen zweiten Gang, dann ging der Nachtisch, Käse und Obst, um den Tisch herum. Juliane beobachtete den Doktor Martin eine Weile, der tüchtig und mit Behagen aß; endlich sagte sie: „Mich freut Ihr Appetit. Ich hatte gehört, Sie seien gar nicht gesund. Die Baronin sagte mir vorhin, Sie hätten auch lange an den Augen gelitten —"

„Die sind wieder frei," sagte Martin heiter. „Der Teufel hat sein Quartier gewechselt."

„Was heißt das?"

Der Baron nahm das Wort: „Das heißt, daß mein armer Freund nun ein andres Leiden hat; oder eigentlich mehrere. Er sieht das als seine ständige Einquartierung an und nimmt es so hin."

„Im Gegenteil, Padre; Sie irren!" erwiderte Martin, scheinbar ganz behaglich. „Ich lebe ja für den einen Zweck, wieder gesund zu werden."

„Und was wollen Sie dann, wenn Sie den erreichen?" fragte Juliane.

Martin schien aber nicht gehört zu haben, daß sie etwas sagte; er schälte andächtig an einem Apfel, den er dann zerschnitt. „Jetzt sind's wieder so recht die Nerven!" fing statt seiner der Baron wieder an. „Das sind böse Kerle, die immer einen Schabernack im Sinn haben, bald hier und bald da. Der Doktor ist ein Märtyrer!"

Bei diesem Wort verzog Graf Erwin die Lippen; es schien für ihn einen kläglichen, schnöden Klang zu haben. Er wischte sich mit der Serviette über Mund und Bart und sagte mit seiner klaren, heiter kalten Stimme: „Wie kann man krank sein! Das ist ja dem Lebensgenuß ganz entschieden schädlich. Und nun gar diese Nerven. Ich muß meine Unwissenheit gestehn: ich weiß nicht, was Nerven sind. — Vielleicht hat doch der Gelehrte recht, der behauptete, es sei nur eine Modekrankheit!"

„Was für ein Gelehrter, Herr Graf?" fragte Reinhard schräg über den Tisch hinüber.

„Ich weiß nicht. Irgend einer."

Martin zuckte lächelnd mit den Achseln: „Sie sind eben sehr gesund, Herr Graf."

„Ja, da haben Sie recht," erwiderte Erwin, von Gesundheit und Zufriedenheit glänzend. „Ich bin wie von Eisen!"

„O, da gratulier' ich. — Zwei Brandenburger, und wie verschieden. Sie sind, sozusagen, noch wie der preußische Staat aus der guten alten, absoluten Zeit; ich wie der moderne, mit all seinen Mißvergnügten und Rebellischen Mir zieht die Unzufriedenheit im ganzen Körper herum; grad' so wie dem Staat."

„Sie meinen wohl vor allem die sozialdemokratische Unzufriedenheit," bemerkte der Graf, sein Messer auf den Teller legend.

„O ja; die mag wohl ungefähr das sein, was bei mir diese Racker, diese Nerven sind."

„Da bringen Sie den Grafen auf sein Gebiet!" rief Baron Rohrbach dazwischen. „Er hat mir über diese Staatsnervenkrankheit einen großen Vortrag gehalten."

Graf Erwin richtete seinen schönen, nur fast zu schmalen Kopf etwas höher auf: „Ich bin nur vor allem der Meinung, daß man so eine Krankheit nicht weichlich behandeln, nicht gelehrt daran herumdoktern soll. Sie soll eben nicht ‚im ganzen Körper herumziehn', wie Sie eben sagten; schneidig angepackt und zugegriffen, dann wird man sie los!"

„Sie meinen den Sozialismus, Herr Graf?" fragte Reinhard von drüben.

„Diese ganze Arbeitermisere!" rief Erwin aus, mit einer auseinandersetzenden Handgebärde, die er sich angewöhnt hatte, seit er zum Reichstag gehörte. „Wohin kommen wir mit der deutschen Gründlichkeit und Gemütlichkeit, die jedes sogenannte ‚neue Bedürfnis', jede auftauchende Ungenügsamkeit und Mißvergnügtheit wie einen Käfer in die Hand nimmt und untersucht, was es wohl für ein Tierchen ist. Hinwerfen und tottreten! Dann ist das Tierchen beseitigt. Wie sagte jener Staatsmann — — ich weiß nicht mehr, wer. Na, gleichviel. Der Arbeiter soll arbeiten, das ist die Geschichte. Und wenn's ihm einmal nicht gut geht, nun, dann muß er es tragen; da ist nichts zu ändern. Seit den Zeiten, wo Adam grub und Bertha spann, war das immer so — und wird auch so bleiben!"

Reinhard legte sich in seinen Stuhl zurück. „Entschuldigen

Sie, Herr Graf," sagte er äußerlich gelassen, mit kaum bemerkbarem Lächeln; „dies und das hat sich seit Adam doch bereits geändert — und man könnte vielleicht auch noch etwas weiter kommen. Man könnte diese ‚Staatsnervenkrankheit' wohl auch dadurch anpacken, daß man die mißvergnügten kranken Teile behaglicher zu machen sucht —"

„Zum Beispiel wie?" warf Graf Erwin ein.

„Nun, der Staat kann manches, das er noch nicht konnte. Er kann den Arbeiter allerdings nicht hindern, beinbrüchig oder krank, invalid oder alt zu werden; aber er kann vielleicht dazu helfen, daß ihn das nicht hilflos macht. Er kann ihm mit seiner starken Hand unter die Arme greifen —"

„Mein werter Herr Doktor!" rief der Graf jetzt aus, seine heitere Ueberlegenheit als Vertreter der Nation über einen Bozener Winterfrischenbummler nicht länger unterdrückend. „Ich glaube, Sie stellen sich den Staat doch anders vor, als er ist! Der Staat soll uns beschützen, Zucht und Ordnung halten; aber uns die Medizin ins Haus schicken, wenn wir unwohl sind, oder diesem durchgegangenen Nikodemus da eine Pension aussetzen, wenn er ein alter Schuft wird, das soll er, wie ich glaube, nicht. Wir schreiben jetzt den 3. Februar 1880; vor Christi Geburt lebten die Menschen auch schon verschiedene Tausende von Jahren; aber daß jemals ein von Menschen gebildetes Staatswesen solche Allotria getrieben hätte, ist mir nicht bekannt!"

„Ich sagte ja schon, Herr Graf," entgegnete Reinhard ruhig, „manches, was noch nicht war, kann noch werden. Wenn die menschliche Einsicht um eine Treppe höher steigt —"

„Bitte, so nehmen Sie mich mit, Herr Doktor! Bitte, sagen Sie mir — aber ganz genau — was der Staat nun thun soll!"

Reinhard sah ihn mit seinen tiefblauen Denkeraugen fest und unverwandt an; mit der Hand über die Tischkante streichend antwortete er: „Jetzt noch nicht, Herr Graf. — Vielleicht kommt der Tag."

„Hören Sie, Herr Baron?" rief Erwin mit triumphierendem Lächeln und hochgezogenen Brauen; „der Herr Doktor ist mit seiner neuen Politik doch noch nicht ganz fertig. Seine Treppe, die hält noch nicht!" — Er warf einen Blick zu Reinhard hinüber, der nicht eigentlich übermütig, verletzend, aber voll Selbstgenuß und Behagen war. Er fühlte sich, als hätte er eben im

Reichstag einen Sieg erfochten; er fühlte sich überhaupt in der Fülle seiner Kraft, auf der Höhe seiner Existenz — vielleicht war sie's auch — und ein angenehmes Mitleid mit diesem Spaziergänger am Eisack, der so durchgefallen dasaß, verschönerte seine Züge.

„Jetzt aber genug Politik!" rief nun Juliane aus, die mit verstohlenen Blicken — sie nannte sie ihre „Angelhaken" — Reinhard beobachtet hatte. Die junge Baronin nickte eifrig; sie erhob sich schnell, da sie Juliane aufstehn sah, und deutete ins Klavierzimmer hinaus. „Lieber noch etwas Musik! Noch ein paar von Ihren Liedern, Gräfin, daß ich noch was lerne!"

Tettau stimmte begeistert zu; — „gut, ich ziere mich nicht," sagte Juliane; „wenn Sie mich wieder begleiten!" — Sie ging mit ihrer neuen Freundin zum Flügel, die Gesellschaft folgte. Es war das „Te voglio bene", das sie jetzt in ihrem Notenheft aufschlug und zu singen begann. Mathilde spielte, wie vorhin, unverzagt vom Blatt; obwohl sie nach ihrer Behauptung „nichts gelernt hatte". Es kam gleich wieder das sanfte „musikalische Glühen" (ein Wort Martins) über ihre Wangen, das ihr so gut stand; und der Charakter, die Seele der Komposition floß aus ihren Fingern.

Auf einmal sah Juliane, im Singen, wie Mathildens Finger unruhig wurden und der Ausdruck ihres Gesichts sich veränderte. Sie folgte ihren starrenden Augen und bemerkte Martin, der sich hinten an die Wand gesetzt hatte; sein Kopf war auf den Arm gelehnt, sein Körper halb abgewandt, er hatte nicht die Augen geschlossen, aber das zusammengezogene Gesicht war wie auf der Flucht vor dem, was es hörte, oder schien sich dagegen aufzulehnen. „Er mag nicht mehr!" dachte sie. „Aber was geht die das an?" -- Sie sang immer fort; aber mit ihren unendlich empfindlichen Organen nahm sie wahr, wie diese sonderbare Bezauberung in dem Mädchen anwuchs, wie sie zerstreuter, gleichgültiger, ohne Leben spielte, als schliefe ihre Seele ein. Auch kam ein trockener, leerer Ernst über ihr Gesicht. Sie traf die Tasten nicht falsch, doch es war, als bewegten sich die Finger nur noch, weil sie nicht den Mut hatten, aufzuhören. „Aber was ist denn das?" dachte Juliane. Ihr Blick suchte Reinhard; der stand aber wie in sich versonnen da und bemerkte nichts. Plötzlich faßte sie nach ihrer Art einen raschen Entschluß. Mitten in

einem Wort hörte sie zu singen auf, so daß ihre Begleiterin erschrak und zusammenfuhr. Dann zog sie ihr Taschentuch hervor und legte es auf ihre Stirn.

„Was ist —?" fragte Mathilde, als erwachte sie.

Tettau sprang auf, trat heran: „Frau Gräfin, was haben Sie?"

„Was ich habe? Kopfweh. Ich wollte es überwinden — aber es ist zu stark. O, bemitleiden Sie mich nicht so rührend; es wird schon vergehn!"

„Vielleicht vom Scirocco," sagte Martin, der nun auch heranfam. „Vor zwei Stunden, als ich meine Nase hinausstreckte, merkte ich, ein richtiger Scirocco schwült das Thal herunter —"

„Ja, das mag es wohl sein," erwiderte sie rasch. „Das spür' ich allemal sehr; so ‚von Eisen' wie der Graf bin ich nicht. Ich danke Ihnen für Ihr Fläschchen, ‚Nachbarin'; nützt es nicht, so schadet's nicht. Aber wie soll ich mit diesem Kopf diese Reise machen . . . Erwin!"

„Arme Juliane," sagte der Graf, einen Arm auf ihre schöngerundete, feste Schulter legend. „Du wünschest?"

„Drei Worte mit dir, weiter nichts." — Sie besprengte ihre Stirn, ihre Schläfen, nahm dann seinen Arm und führte ihn ins Speisezimmer, das eben Pauline verließ. „Was ist ihr geschehn?" fragte Mathilde, die noch sozusagen einen Traum in den Augen hatte. „Hat man ihr was gethan?"

Martin lächelte: „Sie sind schon wieder verliebt, Mathilde; und wen Sie gern haben, für den bekommen Sie sogleich ein streitbares Gefühl. Wenn jemand der Gräfin etwas gethan hat, so wird's der Scirocco sein; — jedenfalls, glaub' ich, ist das Ende von der Sache, daß Ihre neue Geliebte nicht abreist!" — — Nebenan hörte man Juliane flüstern. Das junge Paar ging auf und ab. Im Klavierzimmer ward auch gedämpft und leise gesprochen, wie es unwillkürlich zu geschehen pflegt, wenn man den Ausgang eines andern, leisen Gesprächs erwartet. Es währte indessen nicht gar lange, bis Graf und Gräfin zurückkamen. Martin hatte sich nicht getäuscht.

Mit einem weichen, schmachtenden Lächeln sagte Juliane, auf der Schwelle stehn bleibend: „Mein Gebieter ist gnädig; ich bleibe also morgen noch hier! Mit diesem Kopf könnte ich nicht reisen; Seine Gnaden sehen das ein. Wir machen es so: er fährt morgen

früh direkt nach Berlin; ich erst um Mitternacht, und dann nur bis München. Da besuch' ich noch eine Freundin und bleib' einen Tag."

„O das ist gut!" sagte Mathilde. „Da kommen Sie noch morgen zu uns!"

„Das ist mein Trost bei der Sache," erwiderte Juliane und nickte der Baronin zu: „so brauch' ich mich nicht so furchtbar schnell von diesem darling zu trennen! — Ja, Sie sind ein darling. Sonst ist es ja so unnatürlich, daß man nicht mit seinem Mann zurückkommt — zumal von der Hochzeitsreise — und zumal wenn er zu Felde zieht. In den Reichstag, mein' ich! — Also ich soll Sie morgen noch sehn —"

Der Baron unterbrach sie: „Zu Tisch müssen Sie unser Gast sein, wenn Sie irgend können. Mit diesen Herren da — wenn es Ihnen recht ist —"

„O, ich bitte drum! — Aber nun schleich' ich mit meinem Mann nach Haus. Droschken erster Klasse sind wohl nicht zu haben ... Herr von Tettau, verzweifeln Sie nicht: ich kann noch ganz gut gehn. Ich werd's überleben. Also gute Nacht, und auf Wiedersehn!"

VIII.

Das festliche Mittagsmahl in der Villa Rohrbach, am nächsten Tag, ging zu Ende. Pauline bediente wieder, ihr Urlaub war verlängert worden; nur das Einschenken des Schaumweins hatte der junge Baron übernommen und zeigte den redlichsten Eifer, ohne sich selbst zu verkürzen. Die junge Gräfin, nun ohne ihren Grafen, war von ausgelassener Lustigkeit (und ganz frei von Kopfschmerz), wie ein Kind ohne seine Bonne; als säße sie schon unter den „zigeunerischen" Leuten, von denen sie an ihrem ersten Bozener Abend geträumt hatte. Sie bezauberte den armen Herrn von Tettau vollends; auch der graubärtige Baron, zu dessen Rechten sie saß, ward von einer so schöngeformten und anmutig tollen Heiterkeit ganz mit fortgerissen. Am stärksten wirkte sie durch ihre schauspielerischen Künste: sie spielte einige Italienerinnen und Engländerinnen, die sie auf der Hochzeitsreise beobachtet hatte, mit großem Humor und unheimlicher Wahrheit nach. Der Schaum-

wein belebte und verschönerte sie noch, Augen und Wangen glühten, aber nicht übermäßig. Die Selbstbeherrschung verließ sie nicht; nur war jede Spur von der Tragik des „Vorrei morir“ verschwunden; sie schien auch nicht mehr zu ahnen, daß ihr ein Mann gegenübersaß, den sie vor drei Monaten für den so erwünscht abgereisten Grafen verlassen und verraten hatte.

Mit noch lachendem Gesicht wandte sie sich auf einmal zu Martin: „Nun, Herr Allerweltsdoktor, wir sehn ja Ihren neuen Diener noch nicht. Haben Sie vergessen, ihn zu engagieren?“

„Doch nicht,“ antwortete Martin, der mit der Heiterkeit eines Sokrates mitjubiliert hatte. „Es ist mir heute morgen geglückt, einen würdigen Nachfolger zu finden; er kann aber morgen erst antreten.“

„Und Ihr Jeremias oder Nikodemus?“

„Kommt natürlich nicht wieder. Er hat nur, als besonnener junger Mann, um seine Sachen geschickt. Flora und der Rest ihrer Haare liegen noch im Bett; sie erholt sich langsam.“

„Armes Mädchen! — Was es für greuliche Mannsbilder gibt! — — Was sagen Sie denn, Pauline?“ fuhr Juliane zu dem Mädchen gewendet fort, das eben den Kaffee brachte. „Sie werden als Schwester eine fürchterliche Wut auf den Menschen haben?“

Martin, mit seinem ernsthaftesten Komödiantengesicht, schüttelte den Kopf. „Da sind Sie nicht ganz unterrichtet, Frau Gräfin,“ sagte er (und Pauline ward rot). „Der unternehmende Nikodemus hatte sein zu großes Herz geteilt, auch diesem Fräulein den Hof gemacht, und viel zärtlicher; und, wie einige behaupten, nicht ganz ohne Glück.“

„O, Herr Doktor, wie sind Sie schlecht!“ rief Pauline nun aus, in der drolligen Mischung von Dialekt und Hochdeutsch, die Julianen so sehr gefiel. „O, glauben Sie doch das nicht, Frau Gräfin; der Herr Doktor bringt nur Unsereins so gern in Verlegenheit. Der Nikodemus hat oft so komische Einfälle, daß man lachen muß; weiter ist es nichts. Wie werd' ich — — Und seit er die Schwester so gebeutelt hat, könnt' ich ihn am Baum vor meinem Fenster hängen sehn, ich würd' ihn nicht abschneiden!“

„Das ist eine gute, christliche Gesinnung,“ sagte Martin ruhig; „dann geben Sie mir, bitte, auch eine Schale Kaffee.“

Juliane trank; schob ihre Tasse von sich weg, und heftete

nun die schwarzbraunen Augen auf Reinhard, an dessen Dasein sie während dieses Mahls scheinbar so wenig gedacht hatte. Ihn immer anschauend sagte sie: „Lassen Sie das alles nur gehn, Pauline; Sie kommen zu mir nach Berlin. — Nun, und Sie, Reinhard?"

„Wieso ich?" antwortete er. „Was ich?"

„Sie haben heute nicht viel von sich merken lassen ... Kommen Sie auch nach Berlin?"

„Ich wüßte noch nicht, warum," gab er ihr gelassen zurück. „Wenn dieses ‚Warum' sich einstellen sollte, nun, dann werd' ich's thun. Vielleicht kommt der Tag!"

„‚Vielleicht kommt der Tag'; — das haben Sie gestern auch zum Grafen gesagt!" erwiderte sie langsam, die Augen noch fort und fort auf seinem Gesicht. „Ich dachte gestern gleich: wie er das wohl meint! — Ach, seien Sie doch nicht so verschlossen, Reinhard; das ist ja unheimlich. Wir sind heut' ganz unter uns; erzählen Sie uns doch etwas von dem, was Sie denken — als Sozialpolitiker, mein' ich — was der Staat nun thun sollte. Machen Sie die Thür zu Ihrem dreifach verriegelten Gehirn doch einen Augenblick auf!"

„Was interessiert Sie daran?" fragte er, die etwas schmalen Lippen verziehend. „Sie leben als Gräfin, in Ihrer Welt —"

Er verstummte. „Bitte, bitte," sagte sie, „fahren Sie nur fort! Wie mir das gefällt, daß Sie mich aus Ihrer Welt so hinausstoßen, in die Aristokratie hinein — zu der ich doch so gar nicht gehöre. Was geht es mich an, daß mein Mann ein Graf ist? Wenn er über dies und das etwa gräflich denkt, mach' ich denn das mit? Ich bitte, lassen Sie mir doch meine eigene Meinung. Zum Beispiel über das, wovon Sie beide gestern sprachen, denk' ich durchaus nicht wie er. Ich bin überzeugt, Ihre und meine Gesinnung, was die sogenannten ‚Enterbten' betrifft, sieht sich so ähnlich wie Zwillinge ... Aber Sie trauen mir nicht. Oder Sie sehen auf mich herab. Zu mir sprechen Sie nicht!"

Sie sagte das alles rasch, aber weich, wie in unterdrückter Kränkung, die Augen bald senkend, bald wieder auf ihn richtend. Reinhard, noch erstaunt, daß aus der schallenden Heiterkeit auf einmal so ein ernstes Gespräch hervorging, fühlte sich durch Julianens sanft vorwerfende Blicke, ihre klagende Stimme doch etwas befangen; und während Tettau aufstand und durchs Zimmer

ging, begann er ein wenig stockend: „Warum übertreiben Sie so, Juliane? Ich verkenne Sie nicht, bilde ich mir ein; — und wenn Sie wirklich in mein bißchen Gehirn hineinzusehen wünschen, gut, so riegl' ich auf. Ja, allerdings, ich meine, unser Staat ist noch nicht am Ende seiner ‚Thaten' — in einem gewissen Sinn fängt er erst an! Und es ist auch gar nicht die Frage: wär' es hübsch, wär' es tugendhaft, wär' es liebenswürdig von ihm, wenn er sich dieser neuen Aufgaben annähme — sondern es ist die große Posaunen- und Schicksalsfrage: willst du zeigen, du moderner Staat, daß du denen, die bisher deine Stiefkinder waren, nun auch ein rechter und ganzer Vater werden kannst, oder willst du diesen Unzufriedenen, den gefährlichen ‚Vielen', überlassen, sich ein neues Vaterhaus zu suchen? Sehen wir doch die Welt, wie sie ist! Wir mögen noch so stolz von unsrer Bildung denken, die uns über die Ungehobelten und Unwissenden stellt, wir mögen noch so tief den ewigen Unterschied fühlen, der die schwachbegabte Menge von den Auserwählten, den großen Geistern, den Wohlthätern der Menschheit trennt — die Menge ist doch die Menge, und sie will sich ihr Massenrecht nicht mehr nehmen lassen. Nun, da war die Kirche — die doch so recht eigentlich für die Menge da ist — was hat die Kirche gethan? Sie hat Klostersuppen ausgeteilt, sie hat die Siechen und Bresthaften gepflegt, sie hat die Elenden aufs Jenseits vertröstet. Alles recht schön und gut — aber gegen den aufbäumenden Stiefkindertrotz und -groll ist das keine Hilfe. Wer soll denn also helfen? Der Staat! Er soll aus der Kirche etwas Christentum in seine Adern aufnehmen; nicht dogmatisches, aber thätiges; so recht das gesunde, handelnde Christentum, das eigentlich Menschentum ist. Glauben Sie doch nicht, das ist Schwärmerei, Sentimentalität; ich war nie ein Schwärmer, bin gar nicht sentimental; es handelt sich um ganz natürliche und praktische Dinge — und sie sind zu machen. Der Staat soll keinen Hilflosen im Stich lassen; das ist ausführbar! Wer sich selber helfen kann, nun, der soll sich helfen, dazu sind wir da; wer kräftige Arme und einen Kopf hat, der soll sie gebrauchen; aber wen eine zehrende Krankheit, wen ein unverschuldetes Unglück bei seiner Arbeit, wen Alter und Gebrechlichkeit um die Kraft der Selbsthilfe gebracht hat — für kurz oder für lang — dem soll der Staat seine Hand hinhalten: faß an, dir ist geholfen!"

Baronin Mathilde nickte; ihr zartbraunes Gesicht war vor Anteil fast bleich geworden. Martin lächelte; nur aus Wohlgefallen. Rohrbach Vater und Sohn hoben ihre Gläser, Reinhard zuzutrinken; Tettau war nicht mehr zu sehn, er hatte sich mittlerweile durch die offene Thür ins andere Zimmer begeben. Gräfin Juliane war eine Weile ganz still. Sie hatte den Kopf gesenkt; als sie ihn wieder hob, zeigte sie Reinhard, daß sie eigentümlich lächelnde, feuchte Augen hatte. „Nun ja!“ sagte sie schlicht, aber offenbar eine tiefere Bewegung unterdrückend. „Nun, und wenn es so würde, wenn der Staat das thäte — wie, meinen Sie, soll er's thun? Wie denken Sie sich das?“

Reinhard fühlte, daß sie jetzt mit dem Herzen sprach; ihre Stimme war ganz weich, ganz wie aufgelöst, aber ohne alle schauspielende Kunst. Von dem Ton getroffen, willig hingerissen, stützte er die Arme auf, nun völlig wie zu ihr gewandt; seine Gedanken waren ihm alle gegenwärtig, sie flossen ihm über die Zunge. Er schüttete sie so heraus, wie die Stille und Sammlung dieses Winters sie geboren hatte, manche noch unfertig, manche ausgereift. Sein so wohlklingendes Organ, über das Juliane von neuem erstaunte, legte einen eigenen Glanz über die Gedanken, die an sich so schlicht und so „praktisch“ waren; es wirkte ähnlich auf ihr Ohr, oder auf ihr Herz, als höre sie Poesie. Ihre Wangen brannten. Reinhard bemerkte es wohl; mitten im Reden durchfuhr ihn, wie er gestern zu Mathilde gesagt hatte: „Dies ist erst der Anfang einer langen Rache“ ... Es sauste etwas in seinem Hirn, als sei dies die Fortsetzung, als fühle er sie, als genieß' er sie ...

Doch es flog nur so durch ihn hin; der Jagd seiner Gedanken folgend, wie ein Wagenlenker, der die Zügel festhält, sprach er fort, die Augen nun seinerseits auf das „griechische Gesicht“ geheftet, und unterbrach sich nicht bis zum Ende.

Juliane sagte wieder kein Wort. Es entstand eine tiefe Stille; als erwarte jeder, was sie sagen werde, schwiegen auch die andern. Es dauerte ziemlich lange, bis sie sich erhob; nicht so elastisch wie sonst, vielmehr in einer gewissen schleppenden Schwere, ging sie um den Tisch. Als sie zu Reinhard kam, hielt sie ihm die Hand hin; jetzt ohne die Sorge, daß er sie ausschlagen könnte. „Ich danke Ihnen,“ sagte sie mit wenig Stimme. „Wie gut haben Sie das gemacht. Nun — — nun ist mir ganz

wohl! — — Wissen Sie, was ich glaube, Reinhard? daß Sie viel erreichen . . ."

„Nein, sprechen Sie jetzt noch nicht, Herr von Tettau!" unterbrach sie sich, den Oberkörper mit unendlich anmutigem Mißvergnügen wendend, da Tettau hinter ihr mit seiner hohen Stimme laut zu reden begann. „Bitte, warten Sie noch, bis ich den Klang von dieser Rede nicht mehr so im Ohr habe!"

„Er hat da etwas Geschriebenes," bemerkte die Baronin. Tettau hatte ein kleines Taschenbuch in der Hand, es war aufgeschlagen. Mit einer drolligen Gebärde legte er sich eine Hand auf den Mund, deutete dann auf das Buch und zuckte mit den Achseln.

„Was haben Sie denn?" fragte Juliane.

„Die Rede," antwortete er. „Doktor Dittmars Rede."

„Diese ganze Rede?"

„Ja. Nur den Anfang nicht. Ich war ins Klavierzimmer gegangen, etwas Luft zu schöpfen; da gefiel mir so, was er sagte — ich hörte es durch die offene Thür. Ich fing an, nachzuschreiben. Sehn Sie, da steht alles. Wollen Sie es hören?"

„Sie können stenographieren?"

„Zu dienen. — Ich habe schon öfter, wenn interessante Leute bei einander saßen, ganze Vorträge oder auch Gespräche stenographiert. Das ist meine Force; irgend eine muß man ja haben. Herr Doktor Dittmar, soll ich Ihnen diese famose Rede in deutschen Buchstaben abschreiben? Sie können sie dann in öffentlichen Versammlungen halten — ohne weiteres."

„Bitte, schreiben Sie sie für mich ab!" sagte Juliane rasch. „Wollen Sie das thun?"

Tettau verneigte sich, wie für eine besondere Gnade dankend. „Sie können überhaupt über mich befehlen, Frau Gräfin . . . Was diese Rede betrifft, so muß nur erst Doktor Dittmar erlauben —"

Reinhard lächelte. „Die Frau Gräfin hat sich beschwert," sagte er, „daß ich ihr nicht traue; da muß ich nun den Gegenbeweis antreten. Ich nehme nicht an, Juliane, daß Sie meine sogenannten Gedanken an eine Zeitung weitergeben werden — oder gar an den Grafen —"

„Nun, dabei wär' keine Gefahr!" warf sie halblaut hin.

Tettau verneigte sich wieder: „Dann gestatten Sie also,

Frau Gräfin, daß ich die Sache ins Reine schreibe und Ihnen heute abend oder morgen persönlich überbringe?"

„Ich würde mich außerordentlich freuen; Sie sind sehr liebenswürdig. Nur hab' ich heute abend zu schreiben — und gegen Mitternacht fahr' ich ab."

„Darf ich Ihnen dann meine Schrift — o, ich schreibe sehr deutlich; eine wunderhübsche Handschrift — darf ich sie Ihnen ans Coupéfenster bringen? statt des Abschiedssträußchens?"

Juliane lächelte ihn an; sie zeigte ihm unverhohlen, daß ihr seine heitere Ritterlichkeit gefiel. „Sie sind rührend gut," sagte sie. „Ich werde also am Coupéfenster stehn, bis der Zug abgeht —"

„Und dann noch eins, Frau Gräfin!" nahm er rasch das Wort. „Wenn ich wieder nach Hause gehe, und natürlich über Berlin — ungefähr einen Monat denk' ich hier noch an meinem Katarrh zu kurieren —"

„Glücklicher Katarrh!" rief Martin aus.

„Wieso ‚glücklicher'?"

„Nu, weil Sie ihn noch einen ganzen Monat lang durch Ihre Kur pflegen wollen. Das wird ihm gefallen!"

„Ihr Spott prallt an mir ab. Der Katarrh ist allerdings nicht viel besser geworden — aber auch nicht schlechter. Das ist schon ein Erfolg! — Wenn ich also nach Beendigung meiner Kur zur Erholung nach dem ‚jettlichen Berlin' komme, darf ich mir dann erlauben, Frau Gräfin, bei Ihnen anzufragen, ob Sie meine Schrift haben lesen können?"

„Es wird mich sehr freuen," antwortete sie, mit einer ihrer artigen, verbindlichen Kopfbewegungen. „Vergessen Sie es nur nicht! — — Das wäre also die Politik," fuhr sie fort, wie aus einem Gedankengang erwachend. „Da steht Baronin Mathilde (sie war aufgestanden, wie alle); — mein Herz, ich hab' ja noch einen Wunsch an Sie. Wissen Sie, was ich eigentlich bin? An mir ist ein Worth verloren — oder ein Makart der Toilette. Ich schneidere, ich erfinde — das heißt, wie ein Künstler — aber dabei furchtbar praktisch. Ich hab' Sie gestern und heute so viel angesehn; Ihre Göttergestalt — Sie kleiden sie aber nicht gut. Nehmen Sie mir das übel? Nein! — Ich glaube, Sie wissen nicht recht, was Sie anziehen; wenn's nur solid und tüchtig und anständig ist, und so leidlich sitzt. Sie leben hier ja auch unter

lauter Männern ... Aber für so 'ne Thusnelda-Figur ist das jammerschade! Wissen Sie, was ich will? Geben Sie mir Papier und 'nen Bleistift; ich will Ihnen eine Figurine zeichnen, eine Toilette. Ich hab' sie schon im Kopf!"

Mathilde, zuerst sehr überrascht, trat einen Schritt zurück; sie suchte wohl zu lächeln, aber ihr Kopf verneinte lebhaft. „Nein, nein," sagte sie, „lassen Sie mich nur. Ich danke Ihnen sehr. Aber wozu das ... Lassen Sie mich nur, wie ich bin!"

„Was ist —?" fragte sie plötzlich und drehte den Kopf zurück; als ginge hinter ihr etwas vor, das sie unbestimmt fühlte. Sie sah jetzt, daß Martin, der zwei Schritte rückwärts stand, mit seinem heiteren Blüchergesicht der Gräfin beifällig zunickte. Zu Julianens neuem Erstaunen — doch überraschte es sie nicht mehr so wie gestern — verschwand das Widerstreben in Mathildens Zügen, dem Anschein nach unbewußt. Es war bald völlig erloschen. „Eine Figurine?" fragte sie dann mit etwas unsicherer Stimme. „Was für eine Figurine?"

„Das werden Sie ja sehn," antwortete Juliane, ohne ihr Erstaunen zu verraten. „Geben Sie mir nur einen Stift und Papier!"

Mathilde seufzte ganz leise (auch das schien sie nicht zu wissen); darauf faßte sie die Gräfin am Arm und führte sie hinaus. Die neugierigen Männer folgten. Sie gingen über die Hausflur in ein größeres Zimmer, das dem Musikzimmer gegenüber lag, den sogenannten Salon. Hier sah man zum „Rosengarten" hinüber, dessen Zinken sich heute in trübem Dunst verwischten, und auf die hochragende Burg Karneid. Der Salon war, wie alle Räume der Villa, ohne Pracht, aber nicht ohne Geschmack mit Gemälden, Kupferstichen, farbigen Gefäßen und Majoliken belebt; warme Töne herrschten. An einem der beiden Fenster stand auch ein Damenschreibtisch, auf dem eine Mappe mit leeren Blättern, großen und kleinen, lag. „Hier haben Sie alles!" sagte Mathilde. Sofort saß Juliane am Schreibtisch nieder, nahm einen Bleistift von einer Schale und das größte Blatt, versank in den tiefsten Ernst und fing an zu zeichnen.

Die andächtige Gesellschaft versammelte sich hinter ihr und zu beiden Seiten. Mit hurtigen, gewandten Fingern arbeitete die schöne, zartgelbliche, feingeäderte Hand über das Papier hinunter. Die Figur war bald ausgeführt; sie erinnerte an die

Tracht des „Empire“, an die Königin Luise von Preußen, aber frei, mit eigenen, etwas auffallenden Zuthaten. Ueberraschend war die Sicherheit, mit der die Verhältnisse von Mathildens Gestalt festgehalten waren; sogar ihre eigentümliche Kopfform hatte der geschwinde Bleistift ohne weiteres Vergleichen hingezeichnet. Juliane schrieb die Farben, wie sie sich diese dachte, in das Bild hinein; „warten Sie!“ sagte sie dann, zu Mathilde aufblickend, „ich mach' Ihnen auch eine andre Frisur ... Sie schütteln den Kopf zu der Puppe? Ist sie Ihnen nicht recht? Das thut nichts; ich hab' noch eine zweite im Kopf. Die zeichn' ich Ihnen auch, da können Sie dann wählen ...“

Sie verzog aber plötzlich das Gesicht und wandte den Kopf hin und her; „oh!“ sagte sie, „da stehn sie, alle unsre Männer. Wie schmeichelhaft. Wie andächtig. Ich bitte aber doch, meine Herren, gehn Sie gütigst hinaus, lassen Sie uns allein; das sind Frauensachen; Sie sollen nachher das fertige Werk sehn — wenn wir einig sind. Bitte, erzählen Sie uns dann, wie das Wetter ist!“

Die Männer gingen aus der Thür; Tettau und der junge Baron mit entschiedenem Widerstreben. Sie traten vor das Haus hinaus in den kleinen Garten, in die graue und feuchte Luft, die aber die erhitzten Gesichter doch erfrischte. „Die Frau ist ein Genie!“ sagte Tettau, ganz Bewunderung. „Da man uns schon ‚hinausgefeuert‘ hat, will ich jetzt artig nach Hause gehn und die Rede abschreiben. Eine langwierige Geschichte. Na, ich hab's gelobt!“

Er ging auf die Landstraße hinunter und nach Bozen zu; Martin und Reinhard folgten ihm langsam, der alte und der junge Baron blieben in dem Gärtchen. „Ja, ja, eine geschickte Frau,“ sagte Martin; „die Figurine ist gar nicht übel; — o, aus Mathildens Gestalt wär' noch viel zu machen! — Aber, daß wir von der Hauptsache reden: hast heut 'nen glücklichen Tag, Reinhard; hast über deine Ideen noch nie so warm und so klar, so überzeugend gesprochen. Ich bleib' dabei: du mußt in den Reichstag ... Kerl, was lächelst du schon wieder. Hast du keinen Mut?“

„O ja; Mut genug —“

„Oder Ausdauer?“

„Auch das.“

„Na, dann laß das Lächeln. Wir gehn unsern Weg. Du hast die richtige Mischung von Feuer, Beredsamkeit, Schwung, sinnlicher Stimmwirkung — die gehört auch dazu — und von kaltblütigem, praktischem Denken, gründlichem Studium, historischer, abgeklärter Einsicht; kurz, von Herz und von Kopf! Diese Mischung ist im deutschen Parlament verflucht schwach vertreten ... Es gibt noch mehrere Nachwahlen; bei einer setzen wir dich durch. An unsre Leute, die ‚Häupter', hab' ich schon geschrieben; die wichtigsten kenn' ich persönlich; und wenn ich auch nur ein lumpiger ‚Gouverneur' bin, ich genieße bei ihnen einer komisch überspannten Achtung. Im März reis' ich mit dir hin. Du hältst deine öffentlichen Wahlreden, ich die im Kämmerchen. Im April oder Mai redest du im Reichstag!"

„Du wolltest mit hin? Und deine Nerven, Martin?"

„Ach was! die kuschen. Die haben schon öfter gekuscht! — Sag mir nur noch ein Wort in der einen Hauptsache. Die Dame da, die für Mathilde Figurinen zeichnet — die dir so merkwürdige Augen macht — steigt sie dir wieder zu Kopf?"

„Nein, Martin; sei ruhig. Ich sag' dir, ich bin ganz —"

„Na also. Dann marsch, marsch, hurra!"

IX.

Als Juliane sich mit Mathilden allein sah — die, über die Zeichnung gebückt, mit einem Knie auf dem Sessel kniete — that sie einen tiefen, langen Atemzug, als hätte sie etwas erreicht, das sie lange wollte; ihr ganzes Gesicht sagte: „Gott sei Dank!" Sie hatte aber bald wieder den ruhigen Ernst des Künstlers, nahm ein andres Blatt und fing an, eine zweite Figurine zu entwerfen; diese langsamer. Mathilde folgte dem zeichnenden Stift mit ein wenig lächelnden, zweifelnden, aber wißbegierigen Augen.

„Sehn Sie," sagte Juliane, indem sie ihre Linien zog, „hier denk' ich an eine Trikottaille ... Welch' ein Glück das war, daß der Doktor Olearius auf meine Figurinenidee einging: da ‚folgten Sie seiner Spur' und gaben Ihren komischen Widerspruch auf. Wirklich, im Ernst, liebes Herz, für Sie muß etwas geschehn; ich hab' Sie in dieser kurzen Zeit so märchenhaft lieb gewonnen —

und Sie leben hier ja halb wie ein Mannsbild, mit diesen unheimlichen Wissenschaften, und können sich wahrscheinlich keine Jacke, keinen Aermel machen. Ich kann alles selbst! — Was sind Sie übrigens für ein rührendes, wunderliches Wesen ... Ich darf Ihnen doch alles sagen? Aus Liebe!"

Mathilde, etwas beklommen, nickte.

„Ja, was für ein rührendes Wesen ... Ich hab's nun wohl viermal gesehn — zuerst gestern abend: da begleiteten Sie mich am Flügel, mit Ihrer unbeschreiblichen Musikseele, und mit Lust, nicht wahr; auf einmal sehn Sie, Doktor Olearius, Ihr Lehrer, hört nicht mehr gerne zu — aus ist's! Ihre eigne Andacht ist hin, Sie können nicht mehr spielen. Umgekehrt jetzt bei der Figurine ..."

Sie beobachtete Mathilde; das Mädchen hatte das Knie vom Sessel gezogen und stand nun regungslos da, ihre zartgebräunten Wangen hatten sich ein wenig gerötet, doch dieser Anflug verging wieder, sie ward eher blaß. Plötzlich schoß ihr die Farbe glühend ins Gesicht, als hätte sie einen gewaltigen Widerstand überwunden, und verbreitete sich bis zum Kinn und bis in die Stirn hinein. Mathilde blieb aber still, versuchte auch gar nicht, zu sprechen.

„Kurz," fuhr Juliane mit ihrer schonenden, gemütlich streichelnden Stimme fort, „Sie stehn mit ihm in einer Art von magnetischem Rapport, wie es scheint ... Liebes Herz, denken Sie, ich versteh' das nicht? Ich verstehe alles! Sie verloren Ihre Mutter so früh, wie Sie mir heute sagten; da kam dieser merkwürdige Mensch — Sie waren noch ein Backfisch —, er nahm sich mit seinem Erziehertalent Ihres verwaisten Seelchens an, er wurde, so zu sagen, Ihre zweite Mutter. Sehn Sie, das begreif' ich alles. Mir wär's ja gewiß ebenso ergangen, mir mit meinem Klematisherzen; ich fühl's ordentlich, sag' ich Ihnen ... Aber dennoch — was hilft das? Glauben Sie mir, meine Gute, Süße, es ist doch gefährlich. Nicht wegen der Leute, was die darüber denken: darauf geben Sie nichts, dazu sind Sie zu stolz. Aber denken Sie, diese Abhängigkeit ... Sie sagen sich wohl: was mischt die sich hinein; aber unsre Wahlverwandtschaft, Mathilde, unsre junge Liebe. Und wenn ich auch keine Matrone bin — ich hab' mehr Erfahrung als Sie; hab' immer in der großen Stadt gelebt, Sie doch nur zu Zeiten; bin fünf

Jahre älter als Sie — und verheiratet obendrein. Sie werden so unheimlich abhängig von dem einen Menschen ... Hab' ich nicht recht?" — —

„Sie thut den Mund nicht auf!" dachte Juliane. Das Mädchen stand noch immer wie zu Stein geworden, die Augen schräg gegen den Boden geheftet; nur ihr Busen bewegte sich langsam auf und nieder. Es war so schwer zu erraten, was denn in ihr vorging: mißfiel ihr diese Einmischung, oder duldete sie sie ohne Widerstand, oder wirkte sie tief auf ihre bisher ahnungslose Seele? — Juliane wartete eine Weile; zuletzt stand sie auf, denn sie saß noch immer. Auch diese Bewegung brachte die andre nicht aus ihrer Ruhe. Julianen fuhr durch den Kopf: Ist diese Versteinerung am Ende auch eine körperliche Verrücktheit, was „Magnetisches"? Sie hat offenbar mysteriöse Nerven; sie ist nicht gesund ... Es kam ihr ein rascher, kecker, verwegener Gedanke. Wenn sie diesen Zustand benützte und die Frage wagte, die ihr auf dem Herzen lag ...

„Ach, du lieber Gott," fing sie an, „ich rede wohl auch wie der Blinde von der Farbe, und Sie lachen mich im stillen aus. Am Ende sind das nur Nervenspiele, diese sogenannten Rapporte mit dem Doktor Martin, und in der Hauptabteilung, da spukt ganz was andres. Da magnetisiert Ihr neuer Freund, dieser blasse — bei Ihnen ist er aber merkwürdig aufgeblüht. Wie kindlich und harmlos wären die ‚Rapporte', wenn Ihr Herz dem andern — —"

Sie sprach nicht weiter, sie wartete auf irgend ein Zeichen, das ihr etwas verriete. Daran fehlte es denn auch nicht: das Mädchen, ohne aufzublicken, schüttelte den Kopf; mit einem so ruhigen, aufrichtigen Nachdruck, und mit so eigenem Aufschimmern eines ernsten Lächelns, daß die klugen Forscheraugen gar nicht zweifeln konnten. Nein, Gefühle der Liebe für Reinhard Dittmar hatte sie sicher nicht ...

Juliane nickte zufrieden. „Aber was geht denn dann in Ihnen vor?" wagte sie zu fragen. „O nein, zucken Sie nicht, fürchten Sie nur nichts; ich bin ja keine ‚neugierige Urschel', wie die Bayern sagen. Ich meine nur: Ihre Nerven, Ihr Körper, Ihre Gesundheit, meine Süße; das ist ja doch auch eine ernste Sache. Sie sind so ein Prachtweib — eine verfeinerte, vermenschlichte Juno —, aber mit Ihrer Gesundheit, fürcht' ich,

ist's doch nicht weit her. Sie haben viel zu interessante Schläfen, und manchmal ein so sonderbares, unruhiges Leben in den Fingern. Wissen Sie, was ich glaube? Daß diese schnurrigen seelischen Beziehungen zu der ‚zweiten Mutter' Ihren Nerven nicht gut sind und Sie ruinieren. Das ist eine Ueberfeinerung — die macht ja am Ende noch eine Hellseherin, eine Nachtwandlerin aus Ihnen. Sie werden ja ein Doppelgeschöpf: halb leben Sie in sich selbst, und halb in dem Martin. Verzeihen Sie, daß ich ‚Martin' sage; ich meine die zweite Mutter; Sie wissen, ich versteh' es ja! — Aber Sie sollten sich doch mehr von ihm lösen, mein' ich. Ueberhaupt, dieses ganze Leben hier — ist Ihnen das gesund? Einer lebt im andern, einer zehrt am andern; — und Sie, ein junges Mädchen, immer mit den drei Männern; jetzt sind's gar ihrer fünf. Sie sollten einmal hinaus. Kommen Sie doch mit, nach Berlin!"

Zum erstenmal gingen Mathildens Augen wieder zu Julianen hinüber; ein fast kindlicher Ausdruck der Ueberraschung belebte sie und schien ihren tiefen, geisterhaften Ernst flüchtig zu erheitern. Mitkommen? nach Berlin? schienen sie zu fragen. „Ja, ja, ja, nach Berlin," fuhr Juliane fort, als antworte sie darauf. „Da kämen Sie einmal aus Ihrer Sinnigkeit, Innigkeit und Minnigkeit in eine ganz andre Welt. Das thät' Ihnen gut. Oder können Sie" — die letzte, noch verhaltene Frage sprang ihr auf die Lippen — „oder können Sie sich nicht losreißen? Können Sie ohne die Nervenrapporte nicht leben? Muß man ‚Nerven' mit vier Buchstaben schreiben: H—e—r—z?"

Es währte nicht lange, so bereute sie diese Frage; denn das sonderbare, immer noch stumme Mädchen verlor jetzt die Farbe, den Blick, schloß die Augen, und nach einem krampfhaften Zusammenziehen der gleichsam noch kämpfenden Hände fiel sie seitwärts auf den Boden hin. Juliane schrie auf. Sie warf sich sogleich neben ihr auf die Kniee, suchte sie aufzurichten; die völlig willenlose Gestalt war ihr aber zu schwer, sie konnte nur ihren Kopf, ihren Nacken mit den Armen halten. Das Mädchen sah aus wie der Tod. „Aber Mathilde, Mathilde!" rief sie, oder stammelte sie vielmehr, und ihre ganze Gutmütigkeit trat ihr in die Augen, die sich feuchteten. „Was hab' ich da für einen Unsinn gemacht . . . Baroneß Mathilde, wachen Sie doch auf!" — Sie wußte nicht, was sie thun sollte; da die sich nicht regte, so

fing sie denn an zu rufen: „Hilfe! Pauline! Ist denn niemand da? Hilfe, Hilfe, Hilfe!“

Pauline war die erste, die ins Zimmer trat; dann kamen Rohrbachs, Vater und Sohn. Der Alte eilte herbei, kniete und nahm sein Kind in die Arme; Wolfgang brachte Wasser, Pauline kam mit einem Schwamm; Juliane war eine Weile wie verwirrt und gedankenlos, sie zitterte an allen Gliedern. Als Mathilde endlich zu sich kam und sich aufrichtete, wollte Juliane auf sie zu, mit einem lebhaften, gemischten Ausdruck von Freude und Reue; das Mädchen aber warf sich, wie vor ihr fliehend an des Vaters Brust und verlangte nur: zu Bett! zu Bett! — Rohrbach und sein Sohn führten sie hinaus, und sie verschwand, um an diesem Tag nicht mehr zu erscheinen.

Drittes Buch.

I.

Als Graf Erwin Wildhagen sich entschlossen hatte, nicht nach Afrika zu reisen, sondern zu heiraten, hatte er in der Wilhelmsstraße ein Haus gekauft, das er nach der Rückkehr aus Italien mit der „schönsten Frau von Berlin" zu bewohnen dachte. Es vergingen indessen noch der ganze Februar und ein Teil des März, eh sie die Einrichtung vollendet hatten; denn „meschin", wie der Graf seit der italienischen Reise zu sagen liebte, konnten sie nicht beginnen. Erst im April fing Juliane an, sich in dem weiträumigen Haus leidlich heimisch zu fühlen; weit lieber hätte sie am Tiergarten gewohnt, statt auf all die „langweiligen offiziellen Palais" dieser Prinzen- und Ministerstraße hinauszublicken. Gelegentlich gefiel es ihr wohl oder reizte ihren Ehrgeiz, in den großen Gesellschaftssälen die ganze „vornehme Sippschaft" ihres Grafen zu empfangen und durch die furchtlose Eleganz ihrer von Natur gefürsteten Person wo möglich zu übertrumpfen; dann zog sie sich aber um so kräftiger, gleichsam aus Instinkt, wieder zusammen und in ihr Boudoir zurück, wo sie ihre eigene Luft atmen, „sich an ihren Möbeln reiben" und, ohne shocking zu sein, ein herzhaftes Kraftwort von sich geben konnte. Sie hatte dieses Boudoir ganz nach ihrem warmblütigen Geschmack mit Kunstwerken aller Art, mit tiefen, satten Farben, vor allem aber mit Ruhelagern, kleinen Tischen und Sesseln, Staffeleien und zierlichen Gestellen angefüllt, daß es gewissermaßen eine Kunst war, sich durch den Raum zu bewegen. Sah man sie zwischen all diesen Vorsprüngen und „Möbellaunen" in ihrer unvergleich-

lichen, sicheren Grazie dahinschweben, so nahm es sich aus, als wolle sie ihren Besuchern sagen: einen Saal entlang gehn kann jeder, hier zeigt sich's erst, wer wie ein Mensch gehn kann und wer nicht!

Der Mai war herangekommen, die Fenster standen offen; selbst durch die nüchterne Wilhelmsstraße ging ein Hauch des Frühlings, von dem immerhin noch nahen Tiergarten — nur daß man den Wald vor Palais nicht sah — wehte der vom Lenzwind geschüttelte Blätter- und Blütenduft herüber. Juliane träumte am Fenster, sie sah aus wie der Frühling selbst: ein weißes Kleid von feinster Wolle, von kokett einfachem Schnitt, ein golddurchwirkter Gürtel, das üppige Haar in einen großen Knoten geschlungen — weiter nichts. Sie dachte sich über Charlottenburg hinweg in den „Grunewald", auf den Pichelswerder, auf die breite Havel mit den baumgrünen Ufern: da hatte sie als junges Mädchen um diese Zeit zu den Wipfeln hinaufgesungen, blumige Wiesen geplündert, ihre warme Hand durch das kühle, dunkle Wasser gezogen, verliebte junge Männer angespritzt — und mit ihrem eigenen Herzen gespielt wie mit einer Puppe. Sie hatte ihm die Liebe morgens an-, abends ausgezogen; hatte es gescholten, geschlagen, dann wieder gewiegt und gehätschelt, hatte es zum Schein gefüttert — mit den Bonbons zärtlicher Gefühle —, aber es nie aus der Hand gegeben. Bis dann einige Frühlinge später doch der rechte Mai kam: auflodernde Leidenschaft — freilich auch nur kurze — vielleicht konnte sie nicht lange lieben ... Und dann, wieder in einem Mai, wieder im Grunewald, das blasse, feine Gesicht Reinhard Dittmars in dem jungen Grün; er ging neben ihr her, sprach so „klug", wie sie dachte, lächelte so anders als die andern; ein paar Stücke von dem frühlingsklaren Himmel waren zwischen den Bäumen heruntergefallen und leuchteten tiefblau aus seinen merkwürdigen Augen. Von Aufflackern, von Leidenschaft damals keine Spur; aber es kam ihr so vor, als gingen ihre beiden Herzen Ellbogen an Ellbogen — und als könnten sie so durch das Leben gehn ...

Wie ist's nun doch anders gekommen, dachte sie unter einem huschenden Frösteln; „Gräfin Juliane!" — Auf einmal erschien die nervöse Unruhe wieder, die sie durch dieses Träumen am offenen Fenster eine Weile beschwichtigt hatte; ihr Auge flog an

den Häusern hin, der Leipzigerstraße zu, wo der Reichstag heute Sitzung hatte; sie horchte nach ihrer Thür, ob noch niemand komme. Ihr feines, durch die Neigung zum Horchen fast überfeinertes Ohr erkannte jetzt einen leisen Tritt, der sich näherte: den sonderbar vorsichtigen Gang Paulinens, ihrer neuen Jungfer. Die geräuschlose Thür ging auf, und das niedliche, rundliche Gestell des Mädchens zeigte sich auf der Schwelle.

„Nun? Ist Herr von Tettau da?“ fragte Juliane.

„Ja, er ist endlich da, Frau Gräfin,“ antwortete Pauline, als hätte sie die Ungeduld ihrer Herrin redlich mitgemacht. „Er legt seinen Ueberrock ab; — denken Sie, Frau Gräfin, bei diesem Wetter hat der arme Herr von Tettau noch einen Ueberrock. Und er hustet auch. Aber ganz vergnügt sieht er aus!“

„Warum teilen Sie mir das mit, mein Kind?“

„Nu, ich dachte doch ... Da Frau Gräfin ihm gestern beim Fortgehn sagten: Sie bringen mir also Bericht — und hoffentlich guten!“

„Hab' ich das gesagt?“

„Wissen Frau Gräfin das nicht?“

„Nein,“ entgegnete Juliane, mit einem Stirnfalten, das zu sagen schien: man spricht doch immer zu viel! — „Also lassen Sie ihn herein,“ setzte sie kurz hinzu; „und sonst weiter niemand — außer meiner Schwester. Wenn der Graf nach Hause kommt, melden Sie es mir.“

„Sehr wohl, Frau Gräfin!“ sagte das Mädchen, das die Berliner Aussprache und die weltstädtischen Manieren sich mit solchem Feuereifer angeeignet hatte, daß Juliane noch oft, so auch heute, innerlich lächeln mußte. Pauline verschwand, und Tettau trat ein. Er erschien, nachdem er sich des Ueberziehers entledigt hatte, auch durchaus als „Frühling“; die etwas eingefallene Brust und den fast zu schlanken Leib umschloß eine weiße Weste; im Knopfloch trug er Maiglöckchen. Seine Gesichtsfarbe war nicht gesünder, dauerhafter geworden, auch hustete er in „bekannter schnöder Weise“, wie er sich selber nachsagte, nachdem er die Hausfrau begrüßt und die dargebotene „Elfenhand“ geküßt hatte. Er sah aber durchaus nicht entmutigt, sondern wie ein Sieger aus; als könne ihm nun hier in Berlin, im Strom der Welt, die Genesung nicht fehlen — und als sei das Leben bekanntlich in jeder Beziehung eine schöne Sache.

„Es war also eine merkwürdige Sitzung," fing er an, sobald der Husten nachließ; „eine entschieden interessante Sitzung, sag' ich Ihnen; und — — ich bitte, lassen Sie mich noch eine Weile stehn, gesessen hab' ich genug! — Was denken Sie; dreieinhalb Stunden; ohne Getränk und ohne Zigarre ist das unglaublich viel Zeit! Dazu saßen wir eng, es war voll, schlechte Luft ... Sie hatten furchtbar recht, Gräfin, daß Sie mich hinschickten und zu Hause blieben, als — na, so wie Sie da stehn — als die leibhaftige Poesie!"

„Ich hätt' es ja seelisch nicht ausgehalten, Tettau, zwischen diesen beiden Männern ... Haben sie beide gesprochen? Reinhard und der Graf?"

„Alle beide, freilich; und jeder hielt seine Jungfernrede; das war ja das Drolligste. Zuerst also Doktor Dittmar —"

„Kommt der Graf schon nach Hause?" unterbrach sie ihn.

„Nein, — so viel ich weiß; sie tagen ja noch weiter. Sowie die Hauptsache vorbei war, bin ich hergestürzt —"

„Mein Ritter ohne Furcht und Tadel!" fiel sie ihm wieder ins Wort und warf ihm ein sammetweiches, huldvolles Lächeln zu. Er fing es auch als Almosen auf, sah sie dann aber mit einem Seufzer an. Sie überhörte den — wie schon viele andre — und fragte: „Und die Sitzung war gut besucht?"

„Sehr, sag' ich Ihnen; ich glaube, drei Viertel von den Reichstagsherren waren bei einander —"

„Und am Ministertisch?"

„So ein halbes Dutzend. Vor allen der Reichselefant, der Kanzler —"

„Ah! Der also auch!"

„Gewiß. Und Ihr Onkel-Minister, Graf Wildhagen; na, und dann so weiter. Und nachdem ich mich wohl zwei Stunden strafbar gelangweilt hatte — die Herren Großstädter sprachen von der Landwirtschaft, von der sie nichts verstehen, und die Herren Agrarier von den volksverderbenden Vergnügungen der großen Städte, die ja doch amüsant und ein Segen sind —"

„Kommen Sie zur Sache, Mylord!" unterbrach sie ihn wieder.

„Sehr wohl. Ich dachte meistens an Sie, und wie schön es im allgemeinen ist, sich für seine Dame zu langweilen ... Also endlich hatte Doktor Dittmar das Wort und stand auf. In

demselben Augenblick stand das Herz mir still; denn — — es war ja eigentlich komisch: ich bin ja im Grunde wütend eifersüchtig auf ihn, und gehorche Ihnen ja nur wie ein gezähmter Tiger —"

„Na, ob Sie gehorchen!"

„Doch; wär' ich sonst in diese Redeschlacht gegangen? und säß' ich sonst hier? — Aber, wie gesagt, das Herz stand mir still, weil ich doch eigentlich ein guter Kerl bin, und ich dachte: armer Doktor Reinhard! wie kommst du nun durch! — Aber für einen neugebackenen Parlamentarier, für eine Jungfernrede, muß ich sagen, kam er nicht übel durch. Ihm vibrierte allerdings zuerst die Stimme, ich hört' es ganz deutlich; er hatte auch eine gewisse steife Nonchalance — oder wie soll ich sagen — na kurz: natürlich und einfach war die Sache nicht. Nach und nach kriegte die Stimme mehr Metall und mehr Sicherheit; er nahm sie nun fest an die Kandare und —"

Eine nervöse Bewegung Julianens brachte ihn zum Schweigen. Sie hatte sich zuerst an einen Tisch gelehnt, auf welchem Wasser und Wein stand, dann war sie auf den Stuhl gesunken, den ihre Knie hinter sich fühlten, und hatte beide Daumen in ihren Gürtel gesteckt. Ihre Unterlippe ging wenig, aber hastig auf und nieder, als mache sie die Anstrengung des Redners im Reichstag mit, vor einer solchen Versammlung zum erstenmal zu sprechen. Plötzlich sprangen nun ihre Hände vom Gürtel; der nicht sehr gesunde Tettau fuhr zusammen. „Aber so erzählen Sie doch endlich," stieß sie hervor: „Was hat er gesagt? — ‚Kandare' ... Ich sitze hier und warte: Wovon hat er gesprochen? was hat er gesagt?"

„Erwähnte ich das noch nicht? — Bitte sehr um Entschuldigung; — aber wie streng die Gnädige sind. Also die Herren Reichsboten waren endlich auf das moderne Caeterum censeo, auf die Sozialpolitik gekommen; und nun nahm dieser Herr, den ich nicht hassen darf, Ihr neuer Mirabeau oder Sheridan, erwartetermaßen das Wort. Er sprach so im allgemeinen, wissen Sie: es müsse etwas geschehn; mit der bloßen Ablehnung komme man nicht weiter; es seien große Aufgaben da, und auch große Pflichten. Und so weiter, verstehn Sie; es war alles recht schön und gut; aber — — ich weiß nicht. Ich war doch enttäuscht; das hat man schon gehört oder gelesen, dacht' ich; und

dann klang es mir zu sehr auswendig gelernt. Ich war in 'ner komischen Lage: als ich, Tettau, war ich eigentlich ganz zufrieden, ‚mir war nichts weg', wie man bei uns sagt; aber wenn ich mich in Sie hineindachte — wozu ich ja verpflichtet war — so dachte ich: na, na, na! wo bleibt Mirabeau! — — Plötzlich — — Schönste Frau, was ist Ihnen?"

Juliane hatte ein kurzes, scharfes Lachen, das fast heiser ausging. Sie nahm sich auf diese Frage wieder zusammen und atmete ein paarmal tief; — „was mir ist?" gab sie dann, noch ziemlich stimmlos, zurück. „Abgezappelt hab' ich mich; diese dreieinhalb Stunden — — es gibt nichts Verrückteres als ein langes Warten. Also das war seine erste Rede ... Aber ‚plötzlich', sagten Sie. Nun, was war denn plötzlich?"

„Der Graf. Ihr Graf. Da stand er und sprach; — ich hatte gar nicht gemerkt, daß er das Wort verlangt und bekommen hatte. Seine Stimme war wie eine helle Trompete, das versichr' ich Ihnen; auch nichts von Vibrieren oder von Tasten und Die-richtige-Haltung-suchen: alles ganz in Ordnung. Ein schneidiger Dragoner! Es steckte fast an, — seine schöne Ruhe; man kriegte fast sein Gefühl: die Sache ist sehr einfach; der Herr, der da eben sprach, hat nicht viel gesagt, man braucht also auch nicht viel zu sagen, man baut einige majestätische Sätze ohne besonderen Inhalt, schießt den Herrn Vorredner damit über den Haufen, und dann ist's gut! — Er feuerte also los. Es machte ihm offenbar Vergnügen, Ihrem Grafen, grade auf diesen Gegner — — na, das begreift sich ja. Er hatte ein gewisses verwünschtes Lächeln, durch mein Opernglas konnt' ich's sehn, ein schneidiges, vernichtendes — aber immer kavaliermäßig, versteht sich; auch in seinen Worten. Ich dachte mir nur immer mehr, je länger er sprach: merkwürdig — er trompetet so gut — er sagt aber furchtbar wenig. Er — — Sie nehmen mir's wohl nicht übel, schönste Frau, daß ich von Ihrem Grafen so spreche!"

Juliane lächelte nicht, sie sah ihn nur an, aber mit einem Blick, den er schon manchesmal erlebt hatte, wenn Graf Erwin nach einer seiner selbstzufriedenen, leeren, langen Reden — denn er hatte sich die Weitschweifigkeit angewöhnt — aus dem Zimmer gegangen war. „Von ‚meinem Grafen'," murmelte sie. „Wie viele Sprachen können Sie eigentlich, Tettau?"

„Ich? — Höchstens drei."

„Wissen Sie in irgend einer Sprache ein Wort, das ausdrückt, wie der Graf mich langweilt?“

„Ja. Il est agaçant.“

„O, das reicht nicht aus. — — Ich wußt' es ja: der Graf spricht, wenn der andre spricht! Ich merkt's ihm ja an, wie ihm das im Kopf lag, seit auch Dittmar gewählt ist, wie es ihn verfolgte — nein, es freute ihn nur im voraus, seine ‚parlamentarische Klinge‘ mit dem Mann zu kreuzen, der mir einst so viel mehr gewesen ist als er — und von dem er weiß, ich hab' eine große, hohe Meinung von ihm! — — Was sagte er denn, der Graf?“

„Nun — Sie wissen ja; hier zu Hause hat er's Ihnen und mir (Tettau seufzte geschwind ein wenig) ziemlich oft gesagt! Von den unreifen philanthropischen Doktrinen unsrer Zeit, davon sprach er sicher; von demagogischer Sentimentalität — von dem scharfen Schwert des Staats — na, und überhaupt von der ganzen Waffensammlung. So weit er was zu entladen hatte, that er's gründlich; als Eingeweihter fühlte ich, daß es ihn schon monatelang gedrückt hatte, nicht zum Wort zu kommen, es kam alles heraus wie aus dem gefrorenen Münchhausenschen Posthorn. Bei seinen bedeutendsten Schlagworten — Sie kennen sie ja alle — sah ich ihn den schönen Kopf etwas höher heben und nach dem Ministertisch blicken, als wollt' er sich von der Wirkung auf seinen Onkel Minister oder auf den Reichskanzler überzeugen; oder als wollt' er sie aufmuntern: jetzt gebt einmal acht! — — Ich hätte so gern ein Glas Bordeaux oder Markobrunner gehabt ... Na, alles geht ja vorüber. Endlich war er fertig!“

Juliane strich mit ihren Fingernägeln den Tisch entlang, neben dem sie saß; ihre Wimpern zuckten. „Ich versteh' Sie doch nicht, Tettau,“ sagte sie fast gereizt. „Sie erzählen das so vergnügt; und Sie kamen so heiter. Wenn das aber alles war ... Reinhard Dittmar hörte diese ‚Widerlegung‘ mit an, und dann war es aus?“

„O nein, ganz und gar nicht. Dittmar sprach ja noch einmal; hab' ich das noch nicht gesagt? — Na, dann hab' ich's vergessen; entschuldigen die Gnädige ... Ich sah Dittmar zuweilen an, natürlich; er war so blaß geworden, wie ich ihn in Bozen nie gesehn hatte, auf seine Backen hatten sich rote Kringel oder Kreise gelegt — es sah eigentlich unheimlich aus. Aber der

Mann schien dabei körperlich zu wachsen; sein Ausdruck wurde immer fester, immer schneidiger; sein Profil — — na, kurz, ich muß ehrlich sagen, er kriegte etwas merkwürdig Bedeutendes ... Es kamen ein paar Zwischenreden — die hab' ich vergessen. Dann sprach wieder Dittmar! — Ich staunte. Er war wie ein andrer. Nichts mehr, gar nichts mehr von dem Vorgetragenen, Auswendiggelernten; auch nichts mehr von Unsicherheit; wie ein Pfeil abfliegt, so ging er los. Das heißt, ganz ohne ‚Theater'; äußerlich ruhig, fast gemächlich; dann kam aber gleich so ein Hieb — so ein witziger — das halbe Haus fing an zu lachen. Und dann wuchs er an ... Merkwürdig! Merkwürdig! — Ich hab's Ihnen nicht glauben wollen — wahrscheinlich aus infamer Eifersucht — aber es ist wahr: ein geborner Redner. Als hätt' er nur diesen gräflichen Sporn gebraucht, um als echtes Rassepferd loszulegen; als spräche der ganze Mensch — obgleich er sich wenig bewegte — als wär' bei ihm alles eins: Körper, Stimme, Gefühl, Phantasie, Verstand ... Der Teufel weiß — entschuldigen Sie — wie man das sagen soll!"

„Nu, Sie sagen's ja," warf Juliane ein, deren Wangen nun glühten, deren Augen lachten.

„Kurz, er ging durch die Bahn! — Zuerst nahm er das schwächste Hindernis, den Grafen; graziöse Zertrümmerung. Dann kam er über einen breiten Graben: den sogenannten ‚Racker von Staat'. Der Staat — so sagte er ungefähr, zum Beispiel — der Staat soll und kann ja nicht das große Universalheilmittel für alle Gebrechen sein; er soll weder unser Vormund, noch allmächtig sein; wir Germanen am wenigsten wollen auf die freie, selbstbestimmende Entwickelung des Ich verzichten — ja, so sagte er; und sehr richtig; ich lasse mich auch nicht bevormunden — wir wollen den Staat nicht wie einen kunstvoll gepflegten Park, oder gar wie eine verteilte Gemeindewiese, sondern wie einen großen, offenen See — allerdings mit festen Ufern — auf dem jedes Schiff seine eigene Furche ziehn, und mit eigner Fracht seinen eigenen Hafen ansegeln kann! — — Sehn Sie, wie gut ich mir das gemerkt habe; — aber immer nur ungefähr ... Kurz, sagte er, der Staat soll und kann im Grunde wenig; die Gesellschaft, die miteinander verkehrenden, liebenden, hassenden, schwatzenden, trinkenden — sehr richtig! auch trinkenden! — streitenden und sich vertragenden Menschen, die bauen die Menschheit auf, schaffen

Uebel und heilen sie; die mögen auch durch wachsende Einsicht, Bildung und Liebe das Elend mindern, das aus der notwendigen Ungleichheit entspringt! — Aber was nur der Staat kann, das soll er auch thun! — Und nun ging er los. Nun nahm er gleich drei, vier Hecken und Gräben hintereinander —"

Tettau unterbrach sich selbst; er zog sein von Heuessenz duftendes Taschentuch hervor und fuhr sich damit über die Schläfen, da er sich als kränklicher Mann bereits warm geredet hatte.

„Also was sagte er denn?" fragte Juliane ungeduldig; es war, als schlügen ihre Fußspitzen auf dem Boden einen Trommelwirbel. „Was für Gräben nahm er?"

„Nun, es war oft ähnlich wie in der Rede damals bei Rohrbachs, die ich für Sie abschrieb; — damit fing ja mein Unglück an . . . Der Staat, sagte er zum Beispiel, — so wenig der Staat Sozialist sein soll, so könnte und sollte er doch bis zu einem gewissen Grad den einen nehmen und den andern geben: er könnte und sollte durch Steuergesetze oder Monopole die Genüsse der vom Schicksal Bevorzugten unerschrocken besteuern und mit diesen wohlerworbenen Millionen dem Hilflosen helfen, den unverschuldetes Mißgeschick oder die ehrwürdige Last des Alters drückt. Jedem bleibt das Recht, sich selber zu Grunde zu richten — wiederum sehr richtig! von diesem Recht mache ich Gebrauch! — aber kein Mitbürger des Deutschen Reichs soll ohne seine Schuld verkommen und verderben! — Das entwickelte er dann — — nun, Sie wissen ja. Hilfe bei Unfällen, bei Siechtum, bei Invalidität — und bei hohen Jahren . . . Sie wissen ja auch, wie merkwürdig er spricht: mit der schönen Stimme, und feurig — daß man manchmal denkt: für einen Deutschen ist's beinah zu viel — und dabei mit so kaltem Verstand, so praktisch; immer nur was möglich ist. Und dann doch wieder große Blicke in die Ferne: was andre Zeiten noch können werden, wenn die Menschheit gewachsen ist; wenn wir viel gesäet haben, das sie ernten können; — für heut aber Beschränkung auf das, was wir schaffen können! — — Nein, nein, Sie haben ja recht: in ihm steckt etwas. Ein eigentümlicher Mensch; ein Kopf . . . Und endlich sagte er noch — und da kam noch ein besonderer Wärmegrad in seine Stimme —: Neun Jahre haben wir nun das ersehnte Reich; da sitzt sein Begründer. Das Reich ist nicht entstanden nur um dazusein; wir Deutschen nehmen so vieles von den andern Völkern, um auch vieles zu geben.

Möchten wir doch in dieser Sache auch die Gebenden sein; möchte unser junges Deutsches Reich allen andern vorangehn, um der Welt zu zeigen, wie weise und wie gerecht ein starker und gesunder Staat seinen letzten Bürger schützen und trösten kann!" —

„Ja, so ungefähr war's," murmelte Tettau nach einer Weile, sich wieder die Schläfen trocknend. Juliane schwieg noch. Hinter ihrer offenen, heiteren Freude schien noch eine geheime zu lauern, die leidenschaftlicher war, die sich nicht verraten wollte: darum blieb sie wohl still. Erst nachdem sie aufgestanden und einmal durch ihr Möbellabyrinth auf und nieder gegangen war, sagte sie mit etwas bedeckter Stimme, den rechten Arm zwecklos bewegend: „Also er sprach — gut. — Nun? Und dann? Dann war alles still?"

„Doch nicht; großer Beifall. Ganz entschiedener Beifall; rechts und auch links; — Einige zischten auch. Viele aber, schien mir, schauten sehr verwundert drein: was ist das für ein junger Herr, der hier gleich ‚erstes Fach' spielt? Sie sehn, allerschönste Frau, ich gab mir alle Mühe, möglichst viel zu hören und zu sehn; — Ihr Reinhard Dittmar kehrte übrigens mit vieler Fassung ins Privatleben zurück; er hatte wieder die gute Bozener Farbe, braunrot angelaufen. Mir kam's dann so vor, als ob der Graf auch noch reden wollte — und als ob ihn ein Nachbar, ein älterer Herr, davon abhielt. Kann mich auch getäuscht haben ... Plötzlich richtete sich in meinem rechten Augenwinkel etwas Hohes auf; wer war's? Der Reichsgewaltige, der alte Kanzler. Er sprach leise zu Ihrem Onkel Minister, der sich auch erhob; — dann gingen sie beide weg. Da sah ich nach meiner Uhr und sagte mir: dreieinhalb Stunden; was kann jetzt noch kommen? Gräfin Juliane stirbt ja vor Erwartung; also auf nach der Wilhelmsstraße!"

„Ich dank' Ihnen, Sie hatten ja recht!" sagte sie und nickte. „Seine beiden Reden hatten Sie ja gehört ... Gott, wie das wunderlich ist: an so 'nem himmlischen Maitag wissen diese Männer nichts Besseres zu thun, als sich in einen großen, dunstigen Käfig zu sperren und über Sozialpolitik zu streiten; — und diese Frau hier, in ihrem weißen Pfingstsonntagskleid, weiß nichts Besseres zu thun, als sich davon erzählen zu lassen! Was sind wir für Menschen! — Vor fünf Jahren wär' ich gewiß in den Grune-

wald gegangen ... Aber Tettau! was haben Sie? was machen Sie für ein Gesicht?"

„Nu — ich wär' auch lieber im Grunewald — da Sie davon sprechen. Mit Ihnen, natürlich ... Ja, da sitzen wir. Wovon reden wir? Vom Reichstag und von Doktor Dittmar. Daß mir dieser Maiglöckchengeruch in die Nase steigt, daß die Sonne scheint, daß Sie so frühlingsschön dastehn, ist der reine Hohn. Was hab' ich davon? Ich bin Ihr Agent, Ihr Geschäftsmensch, Ihr ‚Apportenträger', wie sie bei uns sagen. Na ja, weiter nichts!"

„Wie man nur so thöricht reden kann!" wies sie ihn zurecht, den Kopf vorgestreckt, mit einem ihrer drollig ernsten, sich einbohrenden Blicke. „Weiter nichts, sagt er. Also mein Freund, das ist nichts?"

Er war auch aufgestanden und verneigte sich jetzt. „Ich danke für diesen ehrenvollen Titel — ist mir mehr wert als ein kaiserlicher Orden — aber, verzeihen Sie, 's ist doch nur ein Titel. Da bin ich nun also schon zwei Monate in Berlin — in der selbstverordneten Nachkur; helfen thut sie auch nicht; macht nichts — und vegetiere zu Ihren Füßen. Ich vernachlässige meine Geschäfte, ich kümmere mich nicht um meine Landgüter —"

„Sie sagen ja, Sie haben Ihren Bruder dort," fiel sie ihm in die Rede.

„Na ja, dieser Bruder; ein ganz guter Kerl — von der Landwirtschaft versteht er sogar vielleicht mehr als ich — — also lassen wir ihn. Ich wiederhole nur, ich vegetiere hier zu Ihren Füßen! Wenn ich mir erlaube, Ihnen zu sagen, daß ich für Sie sterbe, so unterbrechen Sie mich mit Ihrer süßen Stimme: gehn Sie zu Reinhard Dittmar, besuchen Sie ihn wieder, hören Sie, wie er lebt! — Ich Ihr Freund, sagen Sie? Sagen Sie doch lieber: der gezwungene Freund Ihres Freundes. Ich muß kommen und Ihnen berichten, wie es ihm geht. Ich muß aus ihm herausbringen, wann er im Reichstag reden will. Ich bin gewiß ein sehr nützlicher Mensch; — nur leider gar nicht für mich!"

Tettaus Worte waren vorwurfsvoller als sein Ton, er klagte gedämpft und zurückhaltend, sozusagen vorsichtig, mit seiner hohen, immer etwas heiseren Stimme; dann sah er sie aber gleichsam

herausfordernd an: was sie nun sagen werde. Zu seiner Beschämung sagte sie nichts; sie starrte von ihm weg, seitwärts in die Luft; vielleicht hatte sie nicht einmal gehört, was er sagte. Ihre Seele war offenbar nicht bei Herrn von Tettau ... Es begann dann wieder das träumerische „Schlängeln", das er an ihr kannte: sie ging langsam in Schlangenwindungen durch das überfüllte Zimmer, sie schwebte so elastisch, so edel, so grausam geistesabwesend zwischen ihren Ofenschirmen und Staffeleien hin. Es war ein Unsinn, dachte er, ein Unsinn, nach Berlin zu kommen! Wär' ich nur wieder fort! — Seine Augen verschlangen sie noch; die schöne Gestalt kam zurück, so mädchenhaft in dem einfachen weißen Kleid. Immer noch wie verreist, aber doch mit sehenden Augen, lächelte sie ihn an; — in demselben Augenblick erwachte wieder sein Leichtsinn, seine Hoffnung. Ach laß sie nur! dachte er. So eine einzige Frau ist natürlich auch anders als die andern. ... Eines Tages hab' ich sie doch noch in den Armen!

Juliane blieb vor ihm stehn. Die Hände unter dem Busen gekreuzt, lächelte sie von neuem: „Ach ja, Sie haben wieder geklagt. Armer Ritter Sie. — Wollen Sie mir nur sagen, Tettau: hab' ich Ihnen etwas versprochen?"

Er schüttelte den Kopf, zuckte dann die Achseln. „Wie werden Sie das thun?" sagte er. „Sie haben's ja nicht nötig. Ich apportiere ja auch ohne das. Sie sagen sich als kluge Frau: seinen Katarrh und seine Liebe zu mir wird er nicht mehr los!"

„Sie reden manchmal entsetzlich, Tettau. Und dabei bin ich Ihnen so ganz ungewöhnlich gut; — wahrhaftig; ich lüge nicht. Ihre Anhänglichkeit, Ihre Ritterlichkeit, Ihr ganzes Wesen — Sie wissen nicht, wie mich das rührt. Aber es ist komisch, mir scheint, Sie vergessen immer: ich bin eine verheiratete Frau! — Nun will ich Ihnen noch ein Wort sagen, das ist jetzt das letzte. Haben Sie keine Geduld, so reisen Sie ab, auf Ihre ‚verwahrlosten' Güter! Haben Sie noch etwas Geduld, so zeigen Sie's auch, mein guter Tettau, und schweigen Sie wie ein Mann. Mir ist es noch lieber, wenn Sie husten, als wenn Sie sich beklagen. Jetzt geben Sie her, wir wollen Ihre Maiglöckchen teilen und ‚uns wieder vertragen' —"

Es kam aber nicht zu dieser Teilung; Juliane hielt horchend

inne. Aus ihrem Vorzimmer näherte sich ein leichter, weiblicher Schritt; sie erkannte gleich, daß es diesmal nicht die Jungfer, sondern Schwester Ulrike war. Auf ein kurzes, kräftiges Klopfen rief sie: „Herein!“

II.

Die zarte Gestalt Ulrikens trat in die Thür; mit der gesunden gelblichen Bläße des Gesichts und der Hände, die sie fast nie verließ, aber einen so lebhaften Glanz in den Augen, wie sie ihn selten hatte; ihr schlichtes schwarzes Gewand stimmte gar nicht dazu. Sie sagte nur „guten Tag“; dann fing sie an zu lächeln. Der Hut, den sie sonst gewöhnlich ablegte, eh sie zu Julianen ins Zimmer kam, lag noch auf ihrem schönen, reichen, kastanienbraunen Haar; es hatte sie offenbar getrieben, rasch hereinzukommen. Mit ihren leichten, flinken Bewegungen „schlängelte“ sie sich zu den beiden hin und gab ihnen die Hand. „Nun?“ sagte sie dann und lächelte schon wieder.

„Du kommst nicht im Wagen?“ fragte Juliane. „Ich hab' dich gar nicht gehört.“

„Nein; wie werd' ich denn fahren, bei diesem himmlischen Wetter? — In der Wilhelmsstraße begegnete mir übrigens Adams; er sah gar nicht mehr witwerhaft aus, sein Gesicht hatte schon wieder seinen unwiderstehlich zufriedenen, weltversöhnten Ausdruck. Gleich erkundigte er sich nach dir; sprach von seiner ‚bekannten grenzenlosen Verehrung‘ —“

„Sehr angenehm,“ sagte Juliane mit einer kurzen Verbeugung. „Aber, mein Herz, eigentlich bist du wohl nicht gekommen, um mir das zu sagen!“

„Nein,“ antwortete Ulrike. Sie hielt ihre leuchtenden klugen grauen Augen fest auf die Schwester geheftet und sagte ihr durch weiter nichts als durch diesen Blick, daß sie ihr etwas unter vier Augen mitzuteilen habe. Juliane verstand sie sogleich. „Mein guter Herr von Tettau,“ nahm sie das Wort, „jetzt wird's hier uninteressant: wir müssen über Kleidersachen und Frauenzimmergeschichten sprechen. Also für heute tausend Dank; — ja, was thun wir morgen? Da könnten wir, wenn das Wetter so bleibt, alle miteinander diesen Ausflug machen, den Sie neulich vor-

schlugen. Ich schicke Ihnen noch Botschaft, ob's wird. Husten Sie nicht mehr und leben Sie gesund!"

Tettau ging; Juliane nahm der Schwester den Hut vom Kopf, legte ihn auf einen Tisch und faßte sie an beiden Armen. „Also sag denn, Ule (sie nannte sie nur Ule oder Rike), was bringst du?"

„War Herr von Tettau auch in der Reichstagssitzung?" fragte Ulrike zurück.

„Ob Herr von Tettau auch in der Sitzung war? — O ja; freilich; zufällig. Das heißt, er hatte von meinem Mann gehört, daß er vielleicht heute sprechen wollte. ... Warum siehst du so urvergnügt aus?"

„Vergnügt?" erwiderte Ulrike träumerisch; „das ist wohl nicht das Wort. ... Dann hat dir also Herr von Tettau gesagt, daß auch Reinhard gesprochen hat —"

„Gewiß hat er mir das gesagt. Und begeistert ist er. Ule, mir scheint, du auch!"

Das Mädchen lachelte und nickte herzhaft; ihr oft so verschlossenes Gesicht ging wie aus der Knospe. „Ja, es war schön, Juliane; — für mich doppelt schön. Ich dachte immer: das ist unser Reinhard; und Gott sei Dank, dacht' ich, das alte Band ist nicht ganz zerrissen; wir können uns noch mit ihm freuen!" — Sich mit einer flüchtigen Bewegung an Julianens Schulter lehnend setzte sie hinzu: „Ja, das hast du gut gemacht, daß du damals in Bozen —"

„Was hab' ich dabei gethan?" unterbrach Juliane sie. „Er war der Gekränkte; er hat sich mit mir versöhnt! — Aber nun erzähle —"

„Nein, es ehrt euch beide!" fiel ihr Ulrike ins Wort. „Und wenn er auch dein Haus nicht betritt — und das unsre auch nicht — wir gehören doch noch zusammen. ... Ja, und nun erzähl' ich! Woher komm' ich denn? Von Erwins Onkel!"

„Vom Minister?"

„Ja! — Er ging aus der Sitzung fort, ich auch; draußen sieht er mich — er im Gespräch mit Excellenzen — wirft mir einen seiner liebevollen Onkelblicke zu, du weißt ja, wie er mich grüßt — und sagt im Vorbeigehn: ‚Kommen Sie doch, bitte, auf ein Wort zu mir!' Denn in seiner Zerstreutheit hatte er wieder vergessen, daß er mich jetzt Du nennt. ... Er geht die

wenigen Schritte nach Hause, ich ihm nach. Als ich in seinem Zimmer stehe, nimmt er meine beiden Hände — nimmt er meine beiden Hände —"

Sie lächelte, sie schien wieder den Minister vor sich zu sehn und seine Worte zu hören; aber sie sagte nichts.

„Also er nahm deine beiden Hände," wiederholte endlich Juliane, die das Mädchen verwundert betrachtete; so aufgeregt glücklich hatte sie sie lange nicht gesehn.

„Ja, ja ... ‚Kind!' sagt er und wiegt seinen schönen, langen, Wildhagenschen Kopf; ‚was haben wir da erlebt! — Sie erzählten mir ja öfter in hohen Tönen von Ihrem Freund Dittmar, was das für ein Kopf wäre, und wie's um ihn schade wäre; ich lächelte im stillen — Sie entschuldigen — nein, nein, du entschuldigst; wir lieben uns ja und nennen uns du. Aber du hast recht! Das ist eine ganz entschiedene Begabung; nicht weil er gut spricht — du weißt, darauf geb' ich nicht so viel — und der Reichskanzler auch nicht — aber weil er richtige politische Ideen hat; ein zweckmäßiges, staatsmännisches Denken —'"

„Das hat der Onkel gesagt?" rief Juliane aus.

„O, noch viel mehr; wer kann nur das alles behalten — wenn einem im Kopf so wirr und dumm wird, vor Freude. Dann legte er mir sogar beide Hände auf die Schultern: ‚Und im Vertrauen,' sagte er, ‚der Reichskanzler denkt ebenso. Während dein Herr Dittmar sprach, hat er manchmal wunderbar hell aufgehorcht — was er nicht sehr oft thut — oder still vor sich hin genickt; und im Fortgehn hat er zu mir gesagt: Dieser junge Mann hat mir zu denken gegeben; — mit dem möcht' ich 'mal sprechen!'"

„Mit dem möcht' ich 'mal sprechen!" wiederholte Juliane, ihre kleine Faust in ein Polster drückend.

„Ja, so sagte er. O, er kam nachher noch einmal darauf zurück; und doch war ich wohl nur zehn Minuten da; — oder länger? ich weiß es nicht. Plötzlich bekam er ein andres Gesicht und brach los: ‚Aber dieser mein Neffe! Wozu soll ich vor dir den Mund halten. ... Der hat mir Ehre gemacht! Der hat mir wohlgethan! Will und muß durchaus in den Reichstag — aber thut nichts, lernt nichts — verläßt sich auf eine gewisse Suada und auf sein Selbstgefühl und auf seinen Namen

— und wie steh' ich vor der Welt nun da! lächerlich! blamiert! — Wir dachten noch, das wird ihm gut thun, wenn er so 'ne kluge Frau nimmt; — ach du lieber Gott! Es scheint, sein geerbtes Pflichtteil von Mutterwitz hat er auch noch an sie abgetreten . . . Ah! So eine klägliche, erbärmliche, miserable Rede — um aus der Haut zu fahren. Als der Reichskanzler mir beim Abschied die Hand gab, murmelte er noch: Dagegen Ihr Neffe — — Weiter sagte er gar nichts. Es lag aber alles drin. 's war 'ne ganze Rede!'"

Juliane ward nun doch blaß; aber nicht für lange. Ein dunkles, unheimliches Feuer kam in ihre Augen; um ihre Lippen zuckte es, ihre Wimpern schlugen. Es wäre ihr unmöglich gewesen, zu lächeln, sie schämte sich zu sehr; doch es flog auch, gegen ihren Willen, eine wilde Genugthuung über ihre Züge. Wie hatte er sich aufgebläht, sie mit seiner politischen Weisheit erdrückt; dieser Graf — ihr Graf . . .

„Nun?" fragte sie endlich tonlos, halb abgewendet. „Ist's aus?"

„Ja — so weit ist's aus. — Ich mußte dir doch alles sagen. . . . ‚Ah, da kommt er schon!' sagte der Minister noch; er hörte einen Wagen in den Hof hereinfahren. ‚Ich hab' diesem jungen Staatsmann, dieser Ehre unsres Hauses, sagen lassen, er möchte mich besuchen. Ich will ihm für diese Rede meinen Dank aussprechen. . . . Mein liebes Kind, ich muß Sie also bitten, lassen Sie uns allein!' — In der Aufregung nannte er mich wieder Sie. Ich machte, daß ich fortkam. Im Empfangssaal begegnete ich schon deinem Mann; er machte natürlich ein sehr erstauntes Gesicht, mich zu sehn. Ich murmelte nur so was — und lief auf die Straße!" — —

Die Schwestern waren eine Weile still. Ueber Ulrikens feine, frühgereifte Züge verbreitete sich wieder, langsam, wie unter innerem Widerstreben, das beglückte Lächeln. Sie verscheuchte es durch ein Zucken; es kam dennoch wieder. Mit einer rührend weichen Bewegung legte sie sich gegen Julianens Schulter. „Nimmst du mir das übel," sagte sie, „daß ich bei alledem doch so heiter bin?"

„Ach was — du!" antwortete Juliane. „Aber sag mir, Ule — du bist der einzige Mensch, mit dem ich einmal davon reden kann — was denkst du eigentlich von mir, daß ich diesen Mann geheiratet habe?"

Jetzt war Ulrikens Lächeln fort; ganz von Mitleid erstickt. „Wozu wollen wir davon reden, Juliane; ändern kann's ja doch nichts. Die Sache ist abgemacht: du bist seine Frau!"

„Abgemacht?" fragte Juliane, mit einem unerwarteten Blitz aus den schwarzen Augen. „Aber was auf der Welt ist denn abgemacht?"

„Was heißt das? Du denkst doch nicht —"

„Gedanken sind frei! Meinst du nicht?" — Juliane drängte ihr Gesicht ganz nahe an das der Schwester, und ein unsinniges Lächeln — wie Ulrike in früheren Zeiten öfter an ihr gesehn — entstellte ihren „griechischen" Liebreiz. Auf einmal horchte sie und richtete sich auf. Ein Wagen rollte und hielt vor der Hausthür. Sie trat ans offene Fenster und sah auf die Straße hinab. Als sie sich wieder umwandte, nickte sie. „Ja, ja, ja," murmelte sie, mit ernstem, kaltem Gesicht, „da ist er."

„Erwin?"

„Ja. Jetzt wird er also wohl kommen und mir die Scene machen, die ihm sein Onkel gemacht hat. Dazu sind wir Frauen ja da. ... Na, ich halt's wohl aus. Geh du nur, Rike. ... Nein, wart noch einen Augenblick!"

Sie horchte; Ulrike auch. Sie hörten den Grafen in die Wohnung treten, mit seinen raschen, ausgreifenden Schritten in seine Gemächer verschwinden; dann war's wieder still. „Nun kommt er gleich von der andern Seite," sagte sie resigniert; „er hat sich so sehr an mich gewöhnt" ... Sie seufzte. — „Ule, heirate nie!"

Ule sagte nichts. Sie setzte ihren Hut auf — und mußte dabei an die gestorbene Konstanze Adams denken, und wie Olearius damals über ihr viertelstündiges Hutrichten „gelästert" hatte. Als sie eben fertig war, trat Graf Erwin schon ein, durch die andre Thür. Er warf sogleich einen Blick durch das Zimmer, als wolle er sehn, ob Ulrike da sei; sowie er sie entdeckte, machte er ein unwillkürliches Nicken mit dem Kopf. „Ich vertreibe dich doch nicht?" sagte er dann artig, da er sie noch an ihren Hut greifen sah.

Er vertreibt mich gern! dachte sie, und überflog sein gerötetes, erhitztes, von künstlicher, aufgeregter Heiterkeit zitterndes Gesicht. O, jetzt ist er nicht schön. ... Was ich davon denke,

daß sie den geheiratet hat? Daß mir Ludwig Adams noch lieber wäre . . .

Sie umarmte Juliane rasch, grüßte ihn mit dem Kopf und verschwand.

Erwin sah ihr nach. Mit einer zuckenden Bewegung der Achseln sagte er: „Sie hat dir natürlich erzählt —?"

„Was denn?"

„Daß sie auch bei meinem Onkel war. Der alte Herr hat den unendlich geistreichen Gedanken gehabt, dieses junge Mädchen zur Vertrauten seiner — seiner — "

„Du weißt, er hat sie besonders gern, er schätzt sie," warf Juliane hin, da er nicht weitersprach.

„Ja, das muß er wohl! Sonst begriff' ich nicht — —"

„Alle Teufel!" brach er auf einmal aus. „Das ist ein Vergnügen, Politik zu treiben; das ist ja das reine Pläsier! Von diesem steifbeinigen Onkel heruntergemacht wie ein Tertianer; mit seiner dünnen, pointierenden Diplomatenstimme: ‚Mein Lieber, du sprichst von Dingen, die du nicht verstehst — Phrasen ohne Kenntnisse — keine Witterung vom Geist der Zeit — hätt'st bei der Armee bleiben sollen, eine Compagnie führen ist leichter.' . . . Und dann richtet der Herr sich endlich wie 'ne Fahnenstange auf und versichert mir, daß ich dem Hause keine Ehre mache —"

Hier warf Erwin eine Hand in die Luft, als wäre das doch zu toll, und brach in ein ungestümes Lachen aus.

„Was hast du ihm denn geantwortet?" fragte Juliane, ohne ihn anzusehn.

„Ich? Ich war so verblüfft. . . . Kein Wort! — Das heißt, endlich, natürlich, doch. Da hab' ich ihm dann gesagt — gesagt — — ach, ich weiß nicht mehr, was. Was liegt auch daran. Er versteht's ja doch nicht! — Ich hab' ihn vor dem Reichskanzler und vor Europa blamiert, sagt der gute Mann. Nun, ich werd's ihm zeigen. . . . Ich werd' zu Mittag essen, eine Flasche Sekt trinken, und dann werd' ich ihm schreiben — da ich vorhin nicht die richtigen Worte fand — einen gehörigen Brief!"

„Was wirst du ihm denn schreiben?" fragte sie wie vorhin.

„Was ich ihm schreiben werde? — Ich werd' ihm schreiben: Mein lieber Onkel, der Teufel hole die ganze Politik; ich brauche sie nicht, ich kann ohne sie leben, ich lauf' ihr nicht nach! Ich hab' einmal versuchen wollen, ob man dieser alten Dame

etwas Jugend einblasen, ob man ihr etwas frisches, schneidiges Blut einflößen kann; nun, wenn das nicht geht, wenn die alte Knarre bureaukratisch-pedantisch weiterknarren soll, dann ziehe ich mich zurück! Es war dann offenbar ein Mißgriff, daß ich mich dazu hergab; — nun, es ist ja auch sonst noch Platz für mich in der Welt! Statt in diesem mangelhaft ventilierten Lokal zu verdummen, kann ich bessere Luft aufsuchen —"

„Etwa Löwen jagen!" warf Juliane dazwischen.

Er hörte den Spott, so trocken sie es sagte; mit einem wilden, rollenden Blick fuhr er aus seinem Briefstellern auf. Sie stand so gelassen, so jung und so reizend da; es kam ein Duft von ihr bis zu ihm, der ihm auf die Sinne ging. Dennoch hätte er in diesem Augenblick ihr welliges, duftiges Haar zausen mögen, das er so oft um seine verliebten Finger gewickelt hatte ... „Ich bitte dich, reiz mich nicht," stieß er hervor und suchte sich zu fassen. „Ich sag' dir in aller Güte und in deinem Interesse: reiz du mich nicht auch noch! — ‚Vor dem Reichskanzler' ... Was geht mich der Reichskanzler an. Wir waren früher da als seine Leute. Wenn er alt wird und auf sentimentale, philanthropische Gedanken kommt und ihm die Charakterzähne ausfallen, so bin ich nicht verpflichtet, ihm das nachzumachen. Ich hatte allerdings geglaubt, meine Wege wären auch *seine* Wege; ich hatte mir eingebildet, mit meiner schneidigen Replik gegen diesen Weltverbesserer würd' ich dem alten Herrn eine *Freude* machen. Er würd' mich dann rufen lassen, dacht' ich, und unter seinen grimmigen Augbrauen mich anlächeln und mir sagen — —"

„Pah!" warf er in die Luft, sich selber unterbrechend. „Wenn er statt dessen über mich räsonniert — und der Onkel Minister natürlich auch — nur zu! ich kann's aushalten. Meine hochzuverehrenden Herrn, ich kann euch entbehren! Es gibt noch andern und angenehmeren Sport als die Politik. ‚Löwen jagen?' Nein; aber ritterlichen Sport haben wir ja genug ... Was? Was wolltest du sagen?"

„Nichts."

„Ich dachte. — Na, wozu denn auch noch? Es ist alles gesagt. Zum Teufel mit der Politik!"

In einem plötzlichen Entschluß — als müsse gleich in diesem Augenblick das neue Leben beginnen — drehte er sich um, riß die Thür auf, und hinausstürmend warf er sie hinter sich zu.

Juliane horchte eine Weile, bis sie ihn nicht mehr hörte. „Hans im Glück!“ sagte sie dann halblaut vor sich hin, ahnungsvoll in die Zukunft blickend. „Seine Sache als Staatsmann besser zu machen, das fällt ihm nicht ein. Er täuscht!“

Plötzlich lag ihr die Hand auf dem Herzen, sie dachte an ganz andre Dinge. Was ging sie der Graf jetzt an ... Soll ich? dachte sie, oder soll ich nicht? — Ihre Lippen öffneten sich ein wenig zu einem schwachen, klugen Lächeln; ist man erst bei dieser Frage, ist man vor dem Entschluß! — — Sie machte die Augen zu, sie sog etwas ein, gleichsam einen neuen Willen. Nach einer Weile ging sie zur Thür; im Vorzimmer sah sie ihre Jungfer sitzen. „Pauline!“ sagte sie langsam, mit dem Kopfe winkend. „Nehmen Sie einen von Ihren Briefbogen, kommen Sie dann zu mir. Ich hab' etwas für Sie. Einen kleinen Brief!“

III.

Zwei Tage später, um Mittag, kam Ulrike wieder in Julianens Wohnzimmer, das sie inzwischen nicht betreten hatte. Die Frau Gräfin sei ausgegangen, berichtete Pauline, die ihr öffnete; sie werde gleich wieder da sein und lasse das Fräulein bitten, ein paar Minuten zu warten.

„Sie hat mir geschrieben,“ antwortete Ulrike, „zehn Minuten vor zwölf soll ich hier sein. Sie sehn, wie pünktlich ich bin. Gut, ich werde warten!“

Sie ging durchs Zimmer, während die Jungfer verschwand, und atmete die Frühlingsgerüche ein, die sich hier wie Gewölk ausgebreitet hatten. Ueberall standen Blumen; für Ulrikens ohnehin erregte Nerven — diese Jahreszeit machte ihr immer zu schaffen — war es fast betäubend. Das kommt von der Schwüle, dachte sie; denn nach den klaren, erfrischenden, belebenden Tagen waren nun bedeckte, wolkige ins Land gezogen, die sich wie ein starker Wein auf die Sinne und auch auf die Seele legten. Es blieb aber ein unbestimmtes Glücksgefühl in ihr; sie wußte eigentlich nicht, warum. In diesem Hause war sie sonst niemals glücklich; ihr war's kalt und fremd — und Julianen auch, wie ihr kluges Herz vom ersten Tage an fühlte. Und ich, was hab' ich davon — dachte sie, an einem der Blumensträuße riechend —

daß für ihn offenbar ein neues Leben beginnt? Ich werd' ihn nicht sehn, werd' ihm nicht sagen, nie, wie ich mich mitfreue —

Ein jäher Schreck ging ihr durch die Glieder: sie hörte die Stimme des Menschen, an den sie eben dachte, und sah ihn dann in die Thür treten; Pauline stand hinter ihm. Die Thür schloß sich wieder, Ulrike sah nur noch Reinhard, der mit seinem alten herzlichen Lächeln näher trat; ihr ward etwas neblig vor den Augen. Wie kommen Sie denn hierher? wollte sie ihm sagen; sie begriff es nicht. Dann fiel ihr aber doch ein: So was sagt man lieber nicht .. Wenn er hierher kommen mag, warum soll er nicht? Dann seh' ich ihn doch auch ...

„Guten Morgen, Reinhard," erwiderte sie auf seine Begrüßung, schnell gefaßt wie immer, und nahm seine ausgestreckte Hand. „Sehn Sie, das ist gut, das freut mich; — wie lange hab' ich Ihnen nicht so ins Gesicht gesehn. Was für eine kräftige, frische Farbe Sie haben, so gar nicht wie wir Großstädter; es scheint, Sie sind jetzt furchtbar gesund. Nun muß ich Ihnen aber geschwind noch sagen: Reinhard! das war gut von Ihnen! — Was? Daß Sie Julianen nicht tragisch grollten, daß Sie ihr verziehen haben, ihr Freund sind. Tout comprendre, sagt man ja — — Sie bemühten sich ja immer so redlich, alles zu verstehn. Ich hab's Ihnen nachmachen wollen — Sie wissen — aber mir fehlt's hier!"

Sie legte mit einem anmutigen, gottergebenen Lächeln die Hand an ihre Stirn.

„Sie sind doch auch kokett, Ulrike," erwiderte er, nochmals ihre andre Hand zwischen die seinen nehmend. „Ich hab' schon im Gegenteil manchmal gedacht, wenn Sie mir so verschlossen, aber so geistreich in die Augen guckten: die lacht uns alle im stillen aus, die durchschaut uns alle! — Ja, nun lächeln Sie wieder so still, so in sich zurückgezogen ... Aber davon dacht' ich doch eigentlich bei diesem Wiedersehn nicht zu reden. Es geht mir gut, Ulrike!"

„Ich weiß," sagte sie, nun ernsthaft nickend. „Und ich glaube, was die Freude darüber betrifft — gleich nach Ihnen komm' ich!"

„Glauben Sie? — Das ist rührend ... Sie meinten mir's immer gut; das weiß ich. O ich weiß auch, zuweilen ging mir durch den Kopf: wie eigentümlich reizend, poetisch so ein harmloses Verhältnis zur Schwester der Geliebten ist; — das heißt,

es muß dann wohl so eine Schwester sein wie Sie. Bei Ihnen hatt' ich immer Frieden — stille, gleichmäßige Wärme — und oft auch Erholung ... Wir vertrugen uns immer gut, Ulrike —"

„Ja," sagte sie und lächelte ihn an. „Freilich, wir wollten nichts voneinander: darum war's wohl nicht schwer! — Manchmal ließen Sie sich sogar herab, mich ‚bilden' zu wollen; wissen Sie das noch? In den Yorick-Zeiten; als Sie noch öfter diese Anfälle von verrücktem Humor hatten — später kamen sie immer seltener — wegen deren Juliane Sie Yorick nannte; ach, ich glaube, das war die beste Zeit! — Sie nahmen sich meiner verwahrlosten Kenntnisse an, Sie erboten sich, Vaterstelle an mir zu vertreten; ich nannte Sie auch unterthänigst meinen ‚väterlichen Erzieher' — — Wir kamen aber dann nicht weit. Natürlich ... Seit dem April sind Sie wieder hier?"

Er nickte.

„Und auch Olearius, hör' ich, war hier —"

„Der ist wieder fort. Es kam, wie immer, ein neues Leiden über ihn; ich fürchte, weil er sich für meine Wahl schonungslos verbraucht hatte. Da sitzt er nun wieder in Bozen, im ‚Lazarett', wie er schreibt; denn auch der Baroneß geht es gar nicht gut. Er schildert dieses Lazarett mit seinem gewohnten Humor —"

„Nicht wahr, ein sehr guter Mensch?"

„O ja! Dreimal besser als ich! — Aber Güte allein, die kann ja nicht viel; er ist entschieden weise, Ulrike. ‚Es geht mir gut', sagte ich vorhin; wem verdank' ich das? Ich wollte, ich könnte sagen: mir selbst; aber so sehr es mein Selbstgefühl drückt, ich muß es doch bekennen: ohne Martin Olearius läg' ich irgendwo im Graben. Nicht weil ich in Bozen zum Teil von seinen Ersparnissen gelebt habe; — das hätt' ich ja für ihn auch gethan. Aber er hat mir erst die Einsicht und den Mut gegeben, meinen ‚Dornenweg', wie er's nennt, mit Bewußtsein, mit Zweckmäßigkeit, auf ein festes Ziel hin zu gehn; mich dabei nicht für ein Stiefkind des Schicksals, sondern für seinen rechten, echten Sohn zu halten. Und an seinem Beispiel — — Worüber lächeln Sie?"

„Ich?" — Sie sah ihn mit ihren großen grauen Augen in so ehrlicher Klarheit an, als öffne sie einmal die Fenster in ihr Inneres. — „Wohl aus Eitelkeit, Reinhard: weil ich mich auch mit getroffen fühle. Sehn Sie, ich bin gar nicht weise — aber

so leb' ich auch. Ich sag' mir's auch so. Lachen Sie mich nur nicht aus, daß ich von mir mitspreche; aber jedes Wort, das Sie eben sagten — ach, wie ist das merkwürdig — — mehr in meiner weiblichen Art, nicht so männlich ausgedrückt — aber sonst jedes Wort, jedes Wort!"

„Sie denken und leben so?"

„Ja; — verzeihen Sie mir die Anmaßung. O, schon lange, lange."

„Aus — Christentum?"

„Man gilt ja nicht mehr für einen Christen, wenn man nicht an das Jenseits glaubt. Ich glaub', es — wird aus sein. Aber für dieses Leben, wissen Sie, in das ich hineingestellt bin — und das gewiß einen Sinn hat, wie ich mir fest einbilde — für dieses Leben geh' ich getrost und so tapfer wie möglich meinen ‚Dornenweg'!"

„Gradaus auf Ihr Ziel?"

Sie zog die Schultern hinauf, mit einem resignierten Lächeln der Augen.

„Sie haben doch Ihr Ziel?"

„Ich weiß nicht. Zu leben; — was hätten wir Frauen sonst für Ziele auf der Welt? Heiraten — daran denk' ich nicht. Reichtagsmitglied — das kann ich nicht werden. Talente habe ich nicht. Sehen Sie, darum haben wir Frauenzimmer es auch schwerer als ihr, diesen Weg zu gehn —"

Sie brach ab; sie beugte sich über einen Strauß, als müsse sie daran riechen; es waren aber nur Stiefmütterchen, von verschiedenen Farben.

Reinhard betrachtete sie von der Seite, voll Teilnahme; ihre feine, geistige Stimme, die zarten Umrisse der etwas schmächtigen Gestalt wirkten warm und herzlich auf ihn wie immer; — nein, doch mehr als immer. Er sah ihr Profil, es war nicht schön, aber anziehend, charaktervoll; die weiche Wange schien sich ein wenig zu röten. Ihn überraschte ihr Bekenntnis; und doch, warum überraschte es ihn? Hatte er nicht stets empfunden, daß sie still und in sich gefaßt ihre Straße ging? Nur hatte er nie ernstlich über sie nachgedacht ... Wenn jetzt diese Uebereinstimmung ihn betroffen machte, wer hatte sich verändert als er?

Er machte seinem Schweigen ein Ende: „Aber sagen Sie,

liebe Ulrike, was für einen schweren Weg haben denn Sie zu gehn?"

„Jeder hat sein Teil," antwortete sie leichthin; sie versuchte die Blumen anders zu ordnen.

„Verzeihn Sie mir eine komische, indiskrete Frage. Was mir das Leben so schwer machte, das war dieses — — das war diese Liebe. Wenn Sie diese Dornen nicht kennen, dann — — Kennen Sie die auch?"

Ulrike blickte flüchtig zu ihm hin, aber mit Heiterkeit: „Jetzt sprechen Sie wieder im Ton des ‚väterlichen Erziehers'; der gab Ihnen ja immer das Recht der Indiskretion! — O ja; warum sollt' ich diese Dornen nicht kennen. Sehn Sie, wie offenherzig ... O ja, mon père, ich kenne diese Dornen. Ich kenne sie in ihrer ganzen Dummheit ... Darum geh' ich doch meinen Weg!"

„In ihrer ganzen Dummheit — wieso?"

„Nun, weil ich mich dabei ganz besonders thöricht benommen habe; — es ist eine alte, gestorbene und begrabene Geschichte. Ich hatte eine sehr verliebte Freundin, in die man sehr verliebt war; sehen Sie, deren Schatz liebte ich so mit. Das ist rührend; nicht? Jahrelang, hoffnungslos —"

„Wußte er es?"

„Nein. Erlauben Sie —! — Aber so dumm es war, es that ganz ordentlich weh, kann ich Sie versichern. Und überhaupt — ‚was für einen schweren Weg', fragen Sie — hab' ich es denn leicht gehabt? Neben dieser Schwester: wir beide immer zusammen; Juliane nicht bloß schöner, anmutiger, reizender als ich — das haben wohl schon manche tapfer ausgehalten — aber auch begabter, unterhaltender, klüger, geistreicher! Denken Sie denn, Reinhard, daß man nicht auch seine Eitelkeit, seinen Ehrgeiz hat? Daß man nicht zuweilen nachts in der Verzweiflung denkt: wozu bin denn ich auf der Welt? — Und ich hatte keinen Martin Olearius, der mir helfen konnte. Mußte alles selbst — —"

Sie wandte sich nun aber herum und sah ihm mit den klaren, mutigen Augen leuchtend ins Gesicht. „Und es ist doch gegangen! Es geht!"

„Hm!" murmelte er, fast verwirrt. „Ich muß mich also vor Ihnen schämen ... Das ist also schon die zweite Ueberraschung heute durch Sie: zuerst Ihr Brief, und nun diese Bekenntnisse. Aber jetzt sagen Sie mir, liebe, gute Ulrike —"

„Was für ein Brief?“ unterbrach sie ihn.

„Jetzt sagen Sie mir endlich: was für einen Auftrag haben Sie für mich?“

„Ich für Sie einen Auftrag?“

„Oder einen Wunsch, ein Anliegen. Ich weiß nicht, welches Wort Sie brauchten. Was es auch ist, sagen Sie's getrost. Ich war noch nie so in der ‚Laune‘, Ihnen etwas zu Liebe zu thun, wie in diesem Augenblick!“

Ulrike hatte die Farbe verloren — sie war vielmehr noch blasser als sonst — und sah unruhig im Zimmer umher. „Ich verstehe nicht,“ sagte sie. „Was sprachen Sie da von einem Brief —“

„Den Sie mir geschrieben haben; heute morgen kam er. Was ist Ihnen? Sie schütteln den Kopf? — Sie hätten mir keinen Brief geschrieben? Ich sollte um zwölf Uhr hier sein, es sei eine wichtige Sache — unsre alte Freundschaft —“

„Ah! jetzt verstehe ich!“ rief Ulrike aus.

„Nun also! — Ich erschrak, als ich las: ‚in Julianens Wohnung‘; die wünschte ich durchaus nicht zu betreten ... Aber da Sie schrieben: ‚bei mir zu Hause kann ich Sie aus mündlich zu erklärenden Gründen im Augenblick nicht empfangen; weder der Graf noch die Gräfin werden zu Hause sein‘ —“

„Reinhard! Das alles hab' ich Ihnen nicht geschrieben! Ich nicht!“

„Sie nicht? Wer denn sonst?“

Auf diese Frage antwortete sie nicht. Offenbar nach Fassung, nach einem Gedanken, einem Entschluß ringend, und die Stimme dämpfend, warf sie die Worte heraus: „Aber Sie kennen doch meine Schrift! Sie müssen doch gesehen haben, daß das eine andre schrieb —“

„Ihre Jungfer, steht da. Sie hätten sich am Finger verletzt —“

Ulrike hielt ihre rechte Hand in die Höhe: „Da ist nichts verletzt! — — Ich will Ihnen etwas sagen, Reinhard: kommen Sie mit hinaus. Draußen erklär' ich Ihnen —“

Jetzt öffnete sich aber die Thür zum Vorzimmer; Ulrike sah es, ihre Gestalt sank wie resigniert zusammen und sie sprach nicht weiter. Auf der Schwelle stand Juliane, den Hut auf dem Kopf; mit einem eigentümlich ernsten, tiefängigen, offenbar leidenden

und erregten Gesicht. Sie blieb eine Weile so stehn, als möchte sie sich nicht rühren. Es war Ulriken, als sei Juliane seit vorgestern älter geworden; — aber wie denn älter: jugendloser nicht; doch von irgend einem inneren Zustand ergriffen, den sie sonst nicht hatte. Auf ihrer leichten Gestalt schien etwas Schweres zu liegen, gegen das sie kämpfte. Ulrike erschrak, wie wohl immer ein Mensch erschrickt, der den andern auswendig weiß und nun ein neues Blatt beschrieben sieht, das er nicht gekannt hat. Aus ihren wirren, durcheinanderwogenden Gefühlen tauchte der herzbeklemmende Gedanke auf: was ist da zu thun?

„Guten Tag, Reinhard," sagte Juliane, die, als die Vorbereitete, sich schneller als die andern faßte. „Ich seh' euch an, die Geschichte mit dem Brief — ist schon aufgeklärt. Ich hab' gelogen; ich wußt' es nicht anders zu machen; sprechen wollt' ich Sie, und auf meinen Wunsch wären Sie nicht hergekommen — sagen Sie doch selbst. Sie hätten mir ein höfliches Billet geschrieben: ich bedaure, und so und so! — Nun ist es geschehn; nun seien Sie noch einmal groß — wie damals in Bozen — und vergeben Sie mir. Was den Grafen betrifft, der ist wirklich nicht zu Hause; kommt auch nicht nach Hause; vor einer Stunde nicht. Es wird auch nie wieder geschehn, daß ich Ihnen zumute, des Grafen Haus zu betreten . . . Nun hab' ich Sie beruhigt, nicht wahr. Thun Sie mir nun eine letzte Liebe, setzen Sie sich, hören Sie mich an!"

Reinhard wollte etwas erwidern; dann machte er aber nur eine Bewegung mit den Armen, als ergebe er sich, als erwarte er, was folgen werde, und ergriff einen der kleinen Sessel, ohne sich zu setzen. „Nun, und ich?" fragte Ulrike.

„Du bist meine liebe Ule — und gehst. Mach mir kein so ernstes Gesicht; ich bitt' dir's noch feierlich ab, und dann wirst du wieder ganz gut. Ich hab' dich schnöde mißbraucht; aber mein Gott, unter Schwestern! wie wir! — Und jetzt brauch' ich dich nicht. Es betrifft" — sie suchte zu lächeln — „es betrifft die hohe Politik! Guten Morgen, Ule!"

Sie umarmte die Schwester, die es sich gefallen ließ, ohne es zu erwidern. Julianens Arme kamen Ulriken überwarm, fast heiß vor; sie fühlte auch ihren Atem auf der Wange, wie von einer Fiebernden. Oder war es nur die Schwüle, die in ihnen allen steckte, die ihr selber im Blut lag? — Was ist da zu

thun? dachte sie wieder und wußte keine Antwort. Sie warf noch einen Blick auf Reinhard; in dem war jetzt nichts vom „Yorick", er stand regungslos, mit sonderbar glühenden, aber weniger aufgeregten als bewußten, entschlossenen Augen da. Es gefiel ihr, es beruhigte sie etwas — ohne daß sie sich sagte, warum. Mit einem kurzen Abschiedsgruß, einem Händedruck ging sie an ihm vorbei und ließ die beiden allein.

IV.

„Wundern Sie sich sehr über mich?" fragte Juliane.

Reinhard lächelte, nur eine Wange verziehend. „Je nachdem," antwortete er. „Noch nicht."

„Ich hätt' Ihnen allerlei zu sagen, Reinhard ... Zuerst — meine Freude — meine große, frühlingshafte, schwesterliche Freude über Ihren ersten Erfolg, Ihren großen Tag! — 's ist ja erst ein Anfang; aber was so anfängt, wird gut! — Ich weiß alles, Reinhard. Ich hab', wie die großen Herren, auch meine Spione, meine Odinsraben; die tragen mir alles zu, was sonst eine Frau nicht erfährt. Ich war ja immer so ehrgeizig für Sie — rasend ehrgeizig — wollte Sie berühmt, gefeiert, von aller Welt anerkannt sehn. So denk' und fühl' ich ja noch — wenn ich auch schlecht gegen Sie war. Ach, mehr thöricht als schlecht ... Sie sind nun gerächt, Reinhard! Es geht Ihnen besser als mir!"

Diese Worte überraschten ihn; er wandte den Kopf, da er bisher auf das Bild des Grafen an der Wand geblickt hatte, und betrachtete ihr unheimlich lächelndes Gesicht. Es war so leidenschaftlich bewegt, wie er es selten gesehn; die Lippen waren nicht ganz geschlossen, die Augen übergroß, durch das Elfenbein der Wangen glühte ein matter Schein, der sie zu quälen schien, denn sie zuckten leise. Es erinnerte ihn an jenen Bozener Tag, als sie das „Vorrei morir" sang; aber die schwarzbewimperten Lider waren heut gerötet, und eingesenkte Bogen, dunkelbläuliche, zogen sich darunter hin.

„Sind Sie krank?" fragte er unwillkürlich

Sie schüttelte den Kopf. „Ich hab' nur die letzten Nächte wenig geschlafen; — wahrscheinlich vor Freude. Sind Sie nun glücklich, Reinhard? Sind Sie nun zufrieden?"

„Was soll ich darauf sagen, Juliane. Ja — ich hatte noch nie —“

Die innere Unruhe schien sie zu jagen; als könne sie es nicht abwarten, daß er zu Ende spreche, ergriff sie schon wieder das Wort: „Wie ich Ihnen sagte, Reinhard, ich weiß alles, alles! Und sehn Sie, schon darum mußt' ich mit Ihnen reden; denn ich glaube, ich weiß etwas, das Sie noch nicht wissen. Graf Wildhagen, der Minister, ist gar nicht mehr für seinen Neffen, er ist ganz für Sie —“

Reinhard nickte.

„Sie wissen das? — Aber etwas andres wissen Sie nicht. Auch der Reichskanzler hat mit Hochachtung, mit Interesse von Ihrer Rede gesprochen ... Sagen Sie mir, Reinhard! Was kann ich für Sie thun? Ich will und muß etwas für Sie thun. Der Kanzler — den kenn' ich nicht; aber der alte Graf, der ist mir sehr gut. Wenn ich vermitteln soll, daß Sie zum Grafen und durch den zum Kanzler kommen — und da für Ihre Ideen wirken — sagen Sie mir's nur! sagen Sie mir's nur! Ich will, was Sie wollen!“

„Dann wollen Sie lieber nichts,“ antwortete er kühl, wenn auch mit vollkommener Artigkeit. „Ich danke Ihnen bestens für den guten Willen; aber —“

„Worüber lächeln Sie so?“

„Worüber? Daß es gar keiner Vermittelung bedarf — auch wenn ich sie annehmen möchte. Ich war beim Reichskanzler. Gestern gegen Abend; er hatte mir in harmloser Weise sagen lassen, er würde mich gerne sehn. Und wohl eine Stunde lang —“

Sie konnte wieder nicht länger schweigen: „Sie waren bei ihm?“ fuhr es aus ihr heraus.

„Wie ich Ihnen sagte. Er hat mir Eröffnungen gemacht — nach denen ich diese Nacht auch nicht viel geschlafen habe: denn für mich heißt das Ganze so viel wie eine Zukunft. Er sei auf denselben Wegen wie ich; meine Gedanken seien so ungefähr auch die seinen; nur habe er bisher weniger Zeit gehabt als ich, sie zu bearbeiten, sie reif zu machen. In meinen Darlegungen sei ihm allerlei entgegengesprungen, das ihn als praktisch, als ausführbar anmute, das er sich gerne aneignen werde, wenn die Zeit erst da sei. Mein Auftreten sei ihm ein Sporn, das alles zu beschleunigen. Es würde ihn freuen, wenn er sich in dieser

oder jener Weise meiner Mitwirkung versichern könnte ... Und so weiter und so weiter; so nüchtern, so kalt kam es aber nicht heraus. Von diesem Mann geht eine sachliche Größe und Wärme aus — wer kann das beschreiben!"

„Ihre ‚Mitwirkung' —"

„Ja."

„Reinhard!"

Es war ein fast schrilles Aufjauchzen in dem einen Wort, das ihm auf die Nerven, doch auch ein wenig in die Seele ging. Juliane trat auf ihn zu, ihre Arme hoben sich zitternd, wie um ihn zu umfassen. Es währte aber nur ein paar Augenblicke; als hätte die Arme ein Schuß getroffen, sanken sie wie vor Schmerz zurück. Gleich darauf schlug sie sie vor ihr Gesicht, und unter einem schweren, lauten Atmen, das in Stöhnen überging, schüttelte sich die ganze Gestalt.

„Sind Sie nun zufrieden?" fing sie nach einer Weile wieder an, zuerst zwischen den geschlossenen Zähnen sprechend, und sich nach jedem Satz durch ein krampfhaftes, tönendes Atmen unterbrechend. „Ich wünsch' Ihnen Glück ... Meinen Mann lachen sie aus; Sie werden zur Mitwirkung an großen Werken berufen ... Freuen Sie sich doch. Mein Unglück kriegen Sie noch obendrein. Ich bin eine schlechte Frau, nicht wahr, daß ich mich über Ihren Sieg so mitfreue; — aber das gleicht sich aus: ich hab' meine Strafe. Ich bin unglücklich, Reinhard. Ich bin furchtbar unglücklich ... Nicht wahr, Sie haben kein Mitleid. Wozu sollten Sie auch. Sie haben Ihren Triumph — wozu da noch Mitleid ..."

Als müsse sie nun aber doch sehn, wie es damit stehe, nahm sie die bleich gewordenen Hände von ihren Augen fort und blickte ihn an. Sie blieb lange so, sie schien nicht recht zu verstehen, was sein Gesicht ihr sage. Es war so tief ernst, aber nicht bewegt; nicht hart, aber fest ...

„Sagen Sie doch etwas!" murmelte sie endlich.

Er senkte den Kopf ein wenig: „‚Mitleid', fragen Sie. Wie sollte ich nicht mit Ihnen Mitleid haben, wenn Sie unglücklich sind; — ich verstehe nur Ihr Unglück nicht. Was sich da in der Sitzung begeben hat, ist doch nicht so tragisch. Sie wußten ja vorher — ich denke wenigstens — daß der Graf kein besonderes Licht war. Sie nahmen ihn ja aus andern Gründen.

An denen hat sich doch nichts geändert, so viel ich verstehe ... Ich merke aber, meine Worte fallen anders aus, als ich will; sie fangen an, bitter zu werden. Und Sie, fürchte ich, sprechen auch zu viel ... Sehn Sie, es wäre besser — — lassen Sie mich lieber gehn!"

Juliane machte aber eine Bewegung mit dem Arm, die ihn leidenschaftlich bat: „noch nicht!" Sie lehnte sich an die Wand, so daß ihr Kopf einen andern, gemalten, eingerahmten verdeckte; es sah wunderlich aus und beinahe gespenstisch, wie das nur allzu lebendige, schmerzhafte Gesicht in der goldenen Einfassung lag. „Wieso sprech' ich zu viel?" sagte sie. „Ich schweige mich ja tot; lassen Sie mich doch sprechen ... Ob ich unglücklich bin? Warum ich unglücklich bin? Das will ich Ihnen sagen. Ich hab' mein Leben verpfuscht. Ich schäme mich meines Mannes. Ich mag ihn nicht mehr sehn. Ich hab' Sie verloren. Ich — — Kurz, Sie haben gehört. Ist das Unglück genug? Sind Sie nun zufrieden?"

„Warum wiederholen Sie immer dieses eine Wort? Warum sollte ich —"

„Weil jedenfalls eines von beiden ist: entweder haben Sie Sehnsucht, sich an mir zu rächen — dann können Sie nun zufrieden sein, glaub' ich — oder Sie haben mir wirklich vergeben und — — und sind mir noch ein wenig gut. Nun, dann würden Sie — —"

Doch sie schloß die Augen, schüttelte den Kopf und schwieg.

„Was würd' ich dann?" fragte er nach einer Weile.

Ihre Augen blieben geschlossen; sie hoffte wohl auf besseren Mut, wenn sie so für sich bliebe, wie im halben Traum, und ihn und die Welt nicht sähe. „Ach, was fragen Sie," sprach sie endlich in sich hinein, daß er sie kaum verstand. „Helfen würden Sie mir."

„Wie das?"

„Nun, was man helfen nennt. Retten. Befreien. Erlösen. — — Fragen Sie doch nicht mehr."

Sie sah noch immer nicht auf; ihr Kopf war wirklich wie der einer Mater dolorosa im Rahmen: die leidenschaftliche Unruhe war aus ihm gewichen, die Schönheit des Schmerzes verklärte ihn, aus den geschlossenen Augen rollten langsam ein paar Thränen hinab. Reinhard fühlte seine Sinne und sein Herz er-

schüttert; es starrte aber eine wilde Kraft in ihm, die ihn aufrecht hielt. Ja eine dunkle, schauerliche Freude ging zuweilen wie ein Pulsschlag durch sein verworrenes, aufgewühltes Gemüt ... Er bewegte den Stuhl, auf den er seine Hände lehnte, langsam vorwärts und rückwärts, und wägte seine Worte, eh' er sie über die Lippen ließ.

„Was nennen Sie erlösen, Juliane?" fragte er nach einer Stille, in der sie schon halb verging. „Meinen Sie etwa damit: Sie aus diesem Hause nehmen und in ein andres führen?"

Sie antwortete nicht, rührte sich auch nicht.

„Meinen Sie, daß Sie einen andern noch lieb haben — oder wenigstens lieber haben als den Herrn, dem dies Haus gehört? Und meinen Sie, daß der andre Sie noch so lieben könnte, daß er alles vergäße, daß alles wieder gut würde, daß Sie einfach da wieder anfingen, wo Sie das Buch damals zuschlugen und sagten: ‚so, nun ist's aus!'?"

Juliane zuckte. Sonst blieb sie aber stehn, wie sie stand. „Fragen Sie doch nicht mehr," murmelte sie, nachdem er eine Weile geschwiegen hatte. „Entweder wissen Sie's — oder Sie wissen es nicht."

Auf einmal erbebte seine Stimme, als er wieder anfing: „Ich will Ihnen sagen, was ich davon weiß. Sie sind sehr verwöhnt ... Es langweilt Sie jetzt, mit einem einfältigen Mann zu leben; Sie sind zu gescheit, um mit dieser Puppe und mit der Grafenkrone noch so weiter zu spielen; auch hat man über Ihre Puppe gelacht. Das vertragen Sie nicht. Da weinen Sie vor Verdruß und sagen: ‚Gebt mir meine alte Puppe wieder, mit der will ich spielen!' Das nennen Sie ‚retten', ‚erlösen'. Ob es überhaupt sein kann, ob es möglich ist, das kümmert Sie nicht. Ob der eine freiwillig geht, ob der andre freiwillig kommt — was die Leute sagen — was Ihr eignes, innerstes Herz sagt — darauf kommt's nicht an. Ihre Laune will es. Wie hübsch, wenn Sie dann Ihrem Grafen schreiben: ‚Vergessen Sie mich! werden Sie glücklich!'"

Reinhard wunderte sich im stillen: sie rührte sich noch immer nicht. Es liefen nur den ersten Thränen, die jetzt an ihrem Kinn vergingen, ein paar andre nach. Sie hob dann die Lider; ein Blick aus diesen wunderbar gefärbten, tiefgebetteten, oft so siegesgewissen Augen traf ihn ohne Absicht, matt, und darum so wirk-

sam. Er ward blasser; sie sah es. Ein schwaches, zaghaftes Aufflackern von Hoffnung flog über ihr Gesicht. „Ja, ja — das muß ich alles hören," erwiderte sie mit ganz aufgelöster Stimme. „Sagen Sie nur alles. Ich verdiene alles. Ich darf mich nicht wehren. — O, wenn ich mich wehren dürfte, würd' ich Ihnen sagen: Und Sie glauben das doch selber nicht, womit Sie mich so grausam beschimpfen. Sie wissen, ich hab' doch ein Herz; und das macht mich unglücklich. Reue — Ehrgeiz — Liebe . . . Aber ich sage nichts. Schelten Sie nur weiter!"

„Sie meinen: er schilt sich satt, und dann wird er weich! — Glauben Sie das nicht, Juliane. Sehn Sie, so wie Sie da stehn, hab' ich geträumt, gewünscht, gehofft, gelechzt, Sie einmal zu sehn; in meinen schwärzesten Nächten hat mir das Trost und Halt gegeben. Denn das ahnte ich wohl: mit so 'nem Wunderknäuel glücklich zu werden sind Sie doch nicht geschaffen! — Aber Ihre ‚Reue'? Sie brauchen jetzt ein neues Knäuel, denn Sie haben eine rasche Hand; darum wollen Sie mich, der ich Ihnen grade so recht in die Augen falle; das ist Ihre Reue. Ihr ‚Ehrgeiz'? O ja, Sie hätten schon damals gerne was Großes aus mir gemacht, um mit mir zu prunken; aber es mußte, wie im Märchen, über Nacht geschehn: denn zu Ihren Füßen, als treuer Sklave, mußte ich ja bleiben. Mich für meine Arbeiten hergeben, mich meinem Beruf, meiner Zukunft opfern? Ermattet haben Sie mich, gequält, verbraucht, abgenützt, zerrüttet! — Und Ihre ‚Liebe'? Sprechen Sie doch nicht von Liebe; das Wort kommt Ihnen nicht zu. So lange sie dauerte, Ihre sogenannte Liebe, war ich ein verlorener Mensch; erst als sie mich endlich verriet, diese Liebe, da war mir geholfen. Da kam ich wieder zu mir. Lassen wir's dabei . . . Sollte sie wieder erwacht sein, diese Ihre Liebe, so entschuldigen Sie, wenn ich ihr aus dem Wege gehe: sie kostet mich zu viel; bis sie mich zum zweiten Mal verriete, wär' wohl mein bißchen Lebenskraft ganz und gar zu Ende!"

V.

Juliane blickte wieder auf — und erschrak. Der Graf öffnete die Thür vom Vorzimmer; er trat hastig ein, den Hut auf dem Kopf. Diesmal hatte sie ihr feines Ohr doch im Stich ge-

lassen; über Reinhards Worten und dem Sturm in ihrer Seele hatte sie nichts gehört. Auf Erwins Gesicht lag mehr als Verwunderung: es hatte einen so scharfen, gefährlichen Ausdruck, daß all ihre weibliche Bangigkeit erwachte. Langsam nahm er den Hut herunter, warf auf jeden der beiden aufgeregten Menschen noch einen kurzen Blick, und erwiderte Reinhards Gruß durch eine gemessene, neigende Bewegung.

„Welche Ueberraschung," sagte er mit kalter Höflichkeit. „Meine Frau hatte nie zu hoffen gewagt, daß Sie uns beehren würden —"

„Es war auch für mich eine Ueberraschung," erwiderte Reinhard, der sich leidlich gefaßt hatte. „Die Frau Gräfin hatte ein Anliegen an mich, sie brauchte einen Rat. Da ich glaubte, ich könnte ihn mündlich sehr viel besser geben, so hielt ich es natürlich für meine Pflicht —"

„Sehr liebenswürdig," fiel ihm der Graf ins Wort; er unterdrückte ein höhnisches Lächeln, das sich eben rührte.

„Ich denke, Sie sind nun zufrieden," fuhr Reinhard fort, sich zu Juliane wendend; — es gab ihm einen Stich, daß er, so unabsichtlich, ihre eigenen Worte brauchte. „Meine Zeit war kurz; ich muß fort. Leben Sie denn wohl!"

„Ich habe nicht das Recht, Sie zurückzuhalten," sagte der Graf mit derselben äußern Ruhe wie vorhin. Er machte Reinhard Platz, da er noch immer im Thürrahmen stand. Juliane sagte nichts; sie erwiderte Reinhards Verneigung nur durch ein blickloses, wohl auch gedankenloses Nicken. Alle Denkkraft, die sie zusammenraffen konnte, war auf den Augenblick gerichtet, in dem sie mit Erwin allein sein werde: was wird dann geschehn? was werd' ich dann sagen?

Der Augenblick war gekommen, hinter Reinhard hatte sich die Thür wieder geschlossen; sie hörte noch seine gemessenen Schritte, weder rasch, noch langsam. Sie schämte sich, daß sie sich vor dem Grafen fürchte — vor der „Puppe, über die man gelacht hatte" — und richtete sich auf. „Was machst du für ein Gesicht?" fragte sie, da sie fühlte, es möchte besser sein, selber anzugreifen.

„Was für ein Gesicht ich mache? — Ich denke nur, was für einen guten ‚Rat' dir der Herr wohl gegeben hat. Was für ein ‚Anliegen' du wohl an ihn hattest —"

„Bist du denn närrisch geworden? Bist du eifersüchtig?"

Dieses Wort machte der Zurückhaltung des Grafen ein Ende; es gab ihm einen Ruck, und er trat so plötzlich auf Juliane zu, daß sie zusammenfuhr. Sie fühlte sein gerötetes Gesicht nahe vor dem ihren; die kalten blauen Augen blitzten. „Für wen oder was hältst du mich denn?“ sagte er und schlug die Zähne heftig aufeinander. „Ich finde dich da an der Wand, tragisch aufgelöst, nasse Augen — nachdem ich schon von draußen gehört hatte, wie dieser Herr im großen Stil deklamierte. Er war offenbar nicht mit dir zufrieden, er warf dir allerlei vor; du hörtest das alles an ohne einen Laut — und mit diesem Gesicht. So spricht man nicht mit der Frau eines andern, sondern mit — —“

„Sprich's doch aus! sprich's doch aus!“ sagte Juliane, da er mit einer Handbewegung abgebrochen hatte. Sie sammelte ihren ganzen Mut; sie fühlte eine Verzweiflung in sich, eine Erbitterung, die über ihre körperliche Feigheit siegte. „Schone mich doch nicht so gnädig, so vornehm! Mit wem ‚spricht man so‘?“

„Ach was! Du machst mich nicht irre!“ rief er mit seiner vollen, schmetternden Stimme aus. „Ich hab' Ohren, um zu hören, und Augen, um zu sehn! Dieser Herr — deine alte Liebe... Zuerst da unten in Bozen das Wiedersehn, die ‚Versöhnung‘; — mir gefiel schon nicht alles, ich schwieg. Ich sagte auch kein Wort, als du auf einmal einen kranken Kopf hattest, allein dableiben mußtest; — ich war viel zu stolz, um nicht jede Anwandlung von Eifersucht in mir zu ersticken. Du kommst mir dann nach — hierher — bist nicht mehr die Alte — hast oft so was Fremdes, Schnödes, Ablehnendes — liegst oft so verträumt da, als ob — — ich seh's, ich sag' nie ein Wort! Was geht mich das an? denk' ich in meinem Stolz; das sind Kindereien; sie weiß, wer ich bin, sie wird — — Kurz, ich nahm dich hin, wie du bist, ich fühlte mich erhaben über Eifersucht — — Lächle nicht so, sag' ich dir; mach mich jetzt nicht toll! — Auch als dieser Herr von Tettau kam, mit seinem fidelen Leichtsinn, seiner ewigen, kurmachenden, scharwenzelnden Ergebenheit — und du ihn sich hier einnisten ließest, ohne mich je zu fragen: gefällt dir's? — ich sagte noch immer kein Wort. Jetzt find' ich aber auf einmal den in meinem Haus —“

„Und warum den nicht?“ — Juliane hob den Kopf, sah ihn herausfordernd und trotzig an. — „Ist mir das verboten? Bin ich überhaupt ein Kind, mit dem man so herablassend spricht?

Als ich mich damals entschloß, deine Frau zu werden — als du mir dein Herz so recht unter die Füße warfst — schwurst du mir da nicht: ‚anders wird es nie! Du sollst fröhlich und frei leben wie der Vogel — nie wird mir in den Sinn kommen, über dich herrschen zu wollen — über eine Frau wie du!‘ Und ganz Hingebung, ganz Anbetung — — Hast du das vergessen?“

„So spricht die erste Verliebtheit,“ antwortete er kalt, mit einer kurzen Kopfbewegung das alles beiseite werfend. „Hier handelt es sich um meine Ehre, nicht um deine Freiheit; das weißt du so gut wie ich. Du willst mich nur irre machen, meinen Gedankengang verwirren; aber glaube nicht, daß dir das gelingt! Mein Kopf ist ganz so klar wie der deine. Wo die Ehre meines Hauses ins Spiel kommt, da muß ich der Herr sein. Da breche ich deine ‚Freiheit‘, verstehst du. Da geh' ich, wenn es sein muß, mit diesem Kopf durch die Wand!“

„Willst du mich einsperren?“ fragte sie, sich wieder an den Bildrahmen lehnend und die Arme kreuzend. „Oder was willst du sonst?“

„Weder dich einsperren, noch — —“ Er wußte nicht, was für ein „noch“, und ging mit einer zornigen Gebärde darüber fort. „Aber so wie du jetzt dastehst — mit diesen wilden, trotzigen Augen, die mich wohl einschüchtern sollen, mit diesem höhnischen Lächeln, das mich in mein Nichts hinunterzudrücken sucht — denn seit dieser Reichstagskomödie da bin ich ja in deinen Augen klein, ganz klein geworden, und der andre groß — — Aber seit du —“

Er fand das nicht wieder, was er sagen wollte. Mit einem harten Blick auf seine kleine, gerötete Stirn sagte sie, sich zurücklehnend: „Ich hab' deinen Gedankengang diesmal nicht verwirrt —“

„Ich sage dir, reiz mich nicht!“ donnerte er sie nun an. „Ich weiß sehr gut, was ich sagen will: so wie du da stehst, mit diesem herausfordernden Gesicht, werd' ich dich doch beugen — werde dich hindern, verstehst du, an meine Ehre zu tasten — die Ehre meines Hauses — die mir heilig ist. Ich verbiete dir, diesen Herrn zu sehn! Ich verbiete dir, vor mir Geheimnisse zu haben, die zwischen Mann und Frau nicht am rechten Ort sind! — Dein ganzes Gesicht widerspricht mir ... Nun, du wirst ja sehn. Eh' ich meinen Namen durch dich beflecken lasse, thu' ich das Aeußerste;

die Ehe zerreißen, sterben, töten, das ist mir alles nichts. Du weißt nun meinen Weg! also auch den deinen!"

Er drückte sich den Hut wieder auf den Kopf, stürmte aus der Thür und ließ die für einige Augenblicke betäubte, halb bewußtlos schwankende Juliane allein.

VI.

Reinhard saß am Nachmittag desselben Tages über seinen Papieren; es ging schon gegen die Nacht zu, er hatte eben seinen Arbeitstisch näher ans Fenster gerückt, um das sinkende Licht besser aufzufangen. Wenn er aufblickte, so sah er wenigstens ein Stück vom Gendarmenmarkt und die „neue Kirche", deren barocker Kuppelbau doch einigen Reiz für ihn hatte. Seine kleine, fast dürftige Wohnung lag in der Mohrenstraße, drei Treppen hoch, nicht weit vom Reichstag entfernt, was ihm die Hauptsache war, da er das Droschkensparen und Zufußgehn in diesem Bozener Winter gelernt hatte. Ihm lag daran, eine angefangene Arbeit noch heute zu vollenden; wenn er nur die immer wieder auseinanderfahrenden Gedanken hätte sammeln können! Blickte er aufs Papier, die Feder in der Hand, so trat ihm plötzlich, zum hundertstenmal, Juliane vor die Augen, die er in einer so schweren Bedrängnis zurückgelassen hatte; er sah die Tropfen auf ihren Wangen, er hörte ihre tonlose und bedeckte Stimme. Schaute er zum Fenster hinaus, so ließen ihn die überlange Kuppel der kalt antikisierenden Kirche, die unschönen Häuser des öden Platzes nicht in Ruhe: auf einmal war er wieder in seinem Zimmer in der „Kaiserkrone", sah auf den zierlich schönen Turm der Pfarrkirche von Bozen und die herrliche Majestät der Berge. Von da war der Weg so kurz bis zur Villa Rohrbach; da saß er am runden Tisch, dem humorvoll ernsten Gesicht Mathildens gegenüber ... Endlich blickte er auf seine kahlen Wände, nun ward ihm wenigstens leichter und freier zu Mut: er weidete sich an dieser Aermlichkeit, da er ihr nun bald zu entrinnen hoffte, da eine lichtere, ehrenvollere, sorglosere Zukunft winkte. Doch auch dieses Frohgefühl zerstreute ihn; er hatte es so lange entbehrt ...

An seiner Thür ward geklopft; sie führte gleich auf den Vorplatz, an dem noch die Thür zu einer andern größeren Wohnung

lag. Ungern gestört rief er nach kurzem Zögern: „Herein!“ — Er erstaunte, als eine Dame eintrat. Sie war schwarz gekleidet, einfach, aber doch so, daß er gleich die „gute Gesellschaft“ sah. Ein dichter schwarzer Schleier lag auf ihrem Gesicht. Sie blieb stehn, bis er zu ihr kam; nicht aus Verlegenheit, sondern weil sie nach dem Treppensteigen mühsamer Atem holte. Da sie noch nicht das Wort nahm, um zu sagen, was sie wolle, fragte er verbindlich: „Zu wem wünschen Sie?“

Jetzt warf sie den Schleier zurück. Zu seiner Ueberraschung sah er die feinen Züge Ulrikens, von starker Bläße und Unruhe etwas entstellt; ein beklommenes Lächeln huschte darüber hin. „Sie sind doch allein?“ fragte sie sogleich.

Er nickte. Auf einmal stand ihm klar vor Augen, daß sie ihrer Schwester wegen komme. Ohne etwas zu sagen, nahm er sie bei der Hand, führte sie von der Thür hinweg zum Fenster, das er schloß, und drückte sie sanft auf einen Stuhl nieder, neben seinem Tisch.

„Ja, um Juliane,“ fing sie nach einigen neuen Atemzügen an, als erriete sie seine Gedanken. „Ich will nicht viele Worte machen — denn wir haben wohl nicht viel Zeit. O, ich dacht' mir's gleich, als sie heute mittag in die Thür trat: in der ist was Neues an den Tag gekommen, und das wird nicht gut! — Sie will zu Ihnen, Reinhard ... Ja, zu Ihnen, hierher; darum bin ich hier. Mir hatte es keine Ruhe gelassen, ich ging nachmittags wieder hin; da find' ich sie in einem schrecklichen Zustand: nach dem Gespräch mit Ihnen war der Graf gekommen — doch das wissen Sie ja — der hatt' ihr eine Scene gemacht, die furchtbarsten Drohungen; sie soll Sie nicht wieder sehn. ‚Sie soll Sie nicht wieder sehn!‘ Sie kennen Juliane! So ein Verbot macht sie rasend; nun gar jetzt — mit dem wunden Herzen. Lieber sterben will sie — so hat sie zu mir gesagt — als sich unterwerfen. ‚Alles ist mir eins! Er soll mich niederschießen; mir auch recht! Oder verstoßen — desto besser. Dabei leb' ich doch. Ich will hin zu Reinhard. Ich will weg, weg von diesem Grafen. Ich kann ihn nicht mehr sehn. Wie es endet, das ist mir gleich!‘“

Ulrike sprach rasch, nicht hastig; bei aller Erregung, und anfangs auch Atemnot, doch in voller Klarheit, mit dem sichtbaren Bestreben, daß er jedes Wort, jeden Sinn verstehe. Es kam auch

eine Art von Ruhe über ihn, trotz alledem, was sie sagte; er setzte sich, da er bisher noch gestanden hatte, und nickte ihr herzlich, unwillkürlich zu. „Gute Ulrike," sagte er, während seine hilfesuchenden Gedanken vorauseilten. „Und um ihr beizustehn, kommen nun Sie —"

„Ja; wer sonst? — Ich hab' sie beschworen; es hat nichts genützt. Ich hab' sie auf ihr Bett gelegt, sie zugedeckt, sie soll sich beruhigen; — kommen wird sie doch. Ich kenn' sie ja, ich weiß es. Da hab' ich mir endlich gesagt: wenn ich noch länger bleibe, so jagt sie mich aus der Thür, und ich hab's ganz mit ihr verspielt. Ich geh' lieber von selbst — und zu ihm. Kommt sie dann auch, nun, so bin ich da; und wenn er ihr nachgeht — der Graf — findet er uns beide. Das ist doch nicht halb so schlimm, als fände er sie allein. Dann kann ich's auf mich nehmen, als hätt' ich sie nur mitgenommen — kann irgend etwas erfinden — ich wußte noch nicht, was. In meiner Verzweiflung bin ich also hergelaufen . . . Und da bin ich nun!"

Sie holte wieder tief Atem, und oft.

„Und was will sie hier?" fragte Reinhard.

Ulrike sah ihn an, es war ein jungfräulich leidender, abbittender und zugleich bange forschender Blick. „O, verzeihen Sie ihr; — sie weiß nicht, was sie thut. Sie will alle Ihre Vorwürfe hören, will nicht widersprechen; zuletzt, hofft sie, werden Sie ihr doch vergeben — und sie nicht verlassen. Sie werden sie erlösen, hofft sie. Dabei bleibt sie; das ist immer ihr letztes Wort. Sie ist außer sich, Reinhard, sie ist nicht bei Sinnen!"

„Nun, und wenn es heute gut abgeht — wenn sie mit Ihnen hier ist, mit Ihnen wieder geht — was ist dann geholfen? Was wird dann morgen sein?"

In Ulrikens Augen erschien wieder ihre stille Klugheit, ihr gefaßtes Wesen. „Zwischen heute und morgen ist eine Nacht," antwortete sie. „Kennen Sie Juliane nicht? Eine Nacht ist viel. Denn sehen Sie, dieser Zustand, in dem sie jetzt alles an alles setzt, nur für ihr Herz lebt und die Welt verachtet — der ist ihr ja nicht natürlich; — wer weiß das so gut wie Sie. Das ist eine wilde Thorheit, die vorübergeht. Morgen, wenn sie aufwacht, liegt da wahrscheinlich schon wieder eine andre Frau: verständig — weltklug . . ."

Sie lächelte ihn an; es war ein feines, überlegenes und doch

rührendes Lächeln. Es suchte die Schwester zu entschuldigen, daß sie so weltklug sei, es schien ihn zu bitten: verlange nicht mehr von ihr, du weißt, wie sie ist! — — Reinhard schwieg. Er sah vor sich hin. Sie bemerkte es, und jenes bange Fragen und Forschen ging wieder über ihre Züge. „Sagen Sie mir nur noch eins," fuhr sie leiser fort. „Bitte, thun Sie das; ganz, ganz ehrlich, Reinhard ... Wollen Sie es thun?"

Es war ein unwiderstehlicher, kindlich guter Klang in ihrer Stimme; er mußte lächeln und nickte; in diesem Augenblick hätte er ihr gewiß nichts versagt. „Was soll ich noch —? Fragen Sie!"

„O, es ist zudringlich; ich fühl' es sehr. Aber in dieser Not — und um Julianens willen ... Sie täuscht sich in Ihnen, nicht wahr, wenn sie auf Sie hofft? Es kommt mir so vor; aber ich weiß es ja nicht gewiß. Oder wär' es Ihr eigener Wunsch, sie zu ‚erlösen' — um ihr Wort zu brauchen —?"

Er schüttelte ernst und nachdrücklich den Kopf. „Nein, meine gute Ulrike; daran denk' ich nicht. Mein Herz ist — von ihr ganz frei. Ich will nichts von ihr. — Glauben Sie auch nicht, daß ich mich da in mir selber irre; ich bin mir heute nachmittag, nach diesem Erlebnis, sehr auf den Grund gegangen. Da hab' ich's schauerlich klar gefühlt: an Ihnen häng' ich noch — und mehr als je — seit diesem Gespräch heute mittag viel, viel mehr als je — an Julianen nicht. Es wär' höchstens Mitleid. Es ist kaum Vergebung. Nein — ich sagte mir endlich: nur weil sie diese Schwester hat, dieses reine Herz, dieses Engelsherz, kann ich ihr vergeben!"

Ulrike errötete so heftig, daß sie sich schämte, — denn sie fühlte es; da sie sich nicht abwenden konnte, senkte sie den Kopf. „Wie können Sie solche Worte brauchen," sagte sie sehr mühsam. „Sie übertreiben für mich — und doppelt hart ist's für Juliane. Aber ich muß Ihnen doch danken, daß Sie mir's gut meinen ... Arme Juliane — —"

Sie stand plötzlich auf. „Sollten wir nun nicht gehn?" fragte sie.

„Wohin?"

„Nun — fort von hier."

„Und wenn Ihre Schwester noch kommt?"

„Dann findet sie Sie ja nicht —"

„Aber wenn dann der Graf ihr nachkommt? — Sie fürchten ja, daß er —"

„O ja. Sie fürchtet es auch. Sie ist überzeugt, daß er sie bewacht. Wenn sie das Haus verläßt, fürchtet sie, wird er's auch verlassen —"

„Nun also! Wenn er sie dann in diesem Haus, vor meiner Thür fände — allein, ohne Sie — so war es ja ganz umsonst, daß Sie zu mir kamen. So wäre sie jedenfalls in den Augen des Grafen — meine — —"

Er sprach nicht zu Ende. Ulrike fing an zu zittern; dann sah sie ihn an und nickte. Reinhard trat zu ihr und nahm ihre Hand.

„Liebe, gute Ulrike! — Wie kalt sind Ihre armen Finger ... Wie leiden Sie ... Und doch stehn Sie so tapfer da. Sie sorgen nur für Juliane; für sich sorgen Sie nicht. Man könnte sich doch auch über Sie wundern, daß Sie hier bei mir sind —"

Sie bewegte nur den Kopf: „Daran hab' ich noch gar nicht gedacht! Ich dachte: der Graf — der mich für ein musterhaftes, zuverlässiges Frauenzimmer hält — wenn er Juliane mit mir hier findet, wird er denken, es kann so etwas Schlimmes nicht sein. Und das glaub' ich noch —"

„Aber wenn man Sie hier fände? Sie ganz allein?"

Offenbar ohne weiter nachzudenken, zuckte sie die Achseln. „Das müßte ich dann tragen ... Mein Gott, wer bin ich? — Da hätt' ich in meinem Leben vieles unterlassen, wenn ich so gedacht hätte; — ich hab' ja doch immer nur für Juliane gelebt! Und heut' mußt' ich doch —"

Nur durch eine Gebärde setzte sie hinzu: „Versteht sich das nicht von selbst?"

„Nun," sagte er lächelnd — und doch beinahe befangener als sie — „wenn Sie sich vor der Welt nicht fürchten, ich ertrag' es auch! — Dann sollten Sie sich aber wieder setzen, Ulrike — da wir doch warten müssen — und wir sollten so ruhig und gefaßt miteinander reden, wie's nur möglich ist. Sie hatten ja immer das Talent, sich früher als die andern zu fassen ... Aber ich schäme mich doch —"

„Worüber?"

„Daß ich Sie nach so langer Bekanntschaft doch so wenig kannte! — Wenn ich heute nachmittag dasaß und an unser Ge-

spräch zurückdachte — ich hab's oft gethan — dann war mir, als hätt' ich mit Ihnen früher eine weite Reise gemacht, zu Schiff, über See, Sie hätten aber nie Ihren Regenmantel, Ihren dichten Schleier abgelegt; erst nach der Landung, am Ufer: da hätt' ich erst gesehn, wer Sie sind. Wie wunderlich, Ulrike, geht es mir zu Herzen, daß wir so recht eigentlich Kameraden sind — und haben es nicht gewußt. Derselbe Kampf mit dem Leben, und derselbe Sinn. Nur daß Sie, wie Sie für mich so niederschmetternd sagten, ohne einen Martin sich selber halfen. Das hätte ich nie gekonnt!"

„Wie können Sie so reden," antwortete sie eifrig; sie saß wieder auf ihrem Platz. „Haben Sie noch Ihre alte Gewohnheit, daß Sie sich gerne schlechter machen, als Sie sind?"

„Ich wüßte nicht. — Ist das nicht niederdrückend, daß ich, der sogenannte Menschenkenner, heute sagen muß: ich hab' Sie noch nicht gekannt?"

„Ihre andre Gewohnheit: gern zu übertreiben —"

„Und unsre gemeinschaftliche Seereise, vier Jahre hat sie gedauert!"

„Sie reisten aber doch nicht mit mir; ich war nur so nebenher auf demselben Schiff. Sie Armer, der Hauptpassagier machte Ihnen viel zu schaffen; glauben Sie mir, ich habe redliches Mitleid mit Ihnen gehabt —"

„Weil Sie meine Leiden verstanden," fiel er ihr liebenswürdig lächelnd ins Wort: „Sie sagen ja, Sie hätten auch unglücklich geliebt. Arme Ulrike! — Sie wurden allerdings früher damit fertig; es ist lange her, sagten Sie —"

„O ja, lange, lange. Bedenken Sie, wie alt ich schon bin. Bald fünfundzwanzig!"

„Das ist freilich viel —"

Sie unterbrach ihn, nach der Thür horchend, leiser: „Hörten Sie etwas?"

Er schüttelte den Kopf.

„Geht nicht jemand da draußen?"

„Ich hör' wirklich nichts. Nur die Unruhe in Ihrem Ohr. Draußen ist es still. — Sie konnten also so selbstlos lieben, Ulrike? so ganz still für sich?"

„Ihre neugierigen Fragen sind drollig. — Selbstlos? Ich mußte ja. Wenn er nun doch einmal meine Freundin vorzog?"

„Nun, Sie konnten doch — — Unsereiner denkt sich so schwer in eure Passivität hinein. Sie konnten doch — wie soll ich das sagen — Sie konnten nach ihm streben, konnten um ihn werben —"

Sie lächelte: „Wie macht ein Mädchen das? Sagen Sie mir das doch. In den Märchen, o ja, da geht's: da wandert das gute Mädchen viele hundert Meilen, oder arbeitet Tag und Nacht, oder opfert sich — bis sie den edlen Jüngling gewinnt. Wir sitzen bei unsern Handarbeiten; die gewinnen niemand ... Sie hören noch immer nichts?"

„Nein. — Es ist schauderhaft; versucht man einmal, sich in euer passives Dasein recht hineinzudenken, so wird einem elend zu Mut. Sie konnten so dasitzen, Sie mit Ihrem warmen, opferfähigen, großen Herzen, und sich still verzehren — um was? Um einen oberflächlichen Burschen, der einer andern nachlief, weil er Sie nicht verstand. Und Sie gaben nicht einmal ein ‚Piep' von sich, wie ein kleiner Vogel ... Er hat die andre geheiratet?"

„Die andre geheiratet? — Ja. — O ja, wir haben unsre eigenen Dornen, die ihr Männer nicht kennt! — — Einmal übrigens bin ich doch dreist geworden, fürchterlich verwegen, und hab' so ein ‚Piep' gemacht; er hat's aber zum Glück nicht gemerkt; es war auch kaum möglich. Ich schenkte ihm zu Weihnachten ein Buch — denn wir kannten uns — und schrieb ihm vorn eine scherzhafte Widmung hinein, acht Worte; die acht Anfangsbuchstaben hießen zusammen: I love you! — Kein Mensch hat's gemerkt. Mir that's aber gut, daß ich auch einmal ‚verrückt' war wie meine so oft verrückte Schwester; es erleichterte mich ... Worüber lächeln Sie?"

„Daß Sie das schon verrückt nennen. Ach, du lieber Gott! — Wie hieß denn diese scherzhafte Widmung?"

„Da fragen Sie doch zu viel. — — Ich hab's auch vergessen. — — Bald denk' ich: kommt sie nicht endlich? bald hoff' ich: sie kommt nicht! — Was werden Sie denn thun, wenn sie kommt?"

„Thun? Was ich muß: hart sein. Daß ich sie nur so oder so wieder nach Hause schaffe, mit Ihnen. — Das ergibt sich ja ..."

Er stand auf, von irgend einem Gedanken oder Gefühl unbewußt getrieben; denn er ging umher, auf den Boden starrend, blieb an der Wand vor seinen Büchern stehn, sah an ihnen

hinunter; ging dann wieder, die Finger an den Handflächen reibend.

„Was haben Sie?“ fragte sie.

Wie durch die Anrede erwachend starrte er sie an. Seine Augen wanderten auf ihrem Gesicht, als könnten sie da eine Erinnerung finden, die er suchte. Mit einem plötzlichen Emporziehen der Brauen sagte er endlich, tonlos: „Wie nannten Sie mich damals?“

„Wann?“

„Als ich — der ‚Yorick‘ war; als ich Sie ‚bilden‘ wollte. Sie sprachen heute davon —“

„Meinen ‚väterlichen Erzieher‘ hab' ich Sie genannt. Warum fragen Sie?“

Er nickte vor sich hin. „Väterlicher Erzieher,“ wiederholte er, und sah wie in die Ferne, langsam von links nach rechts. Dann blieben seine Augen stehn, als hätten sie's gefunden. „Edgar Poe!“ murmelte er.

„Was gibt's?“ fragte sie, da sie nicht verstand.

Er antwortete nicht; er stand wieder vor seinen Büchern, die er größtenteils, nicht alle, auf einem einfachen, hohen Gestell geordnet hatte. Ein braun gebundenes, kleines Buch nahm er heraus — „Erzählungen von Edgar Poe“ — und schlug's vorne auf. Nach wenigen Augenblicken ward er blaß, fuhr sogar zusammen.

Ulrike erhob sich, nur aus Verwunderung, völlig ahnungslos. „Aber so reden Sie doch!“ nahm sie nach einer Weile das Wort, da er immer noch in das Buch sah. „Darf man denn nicht wissen?“

„O doch,“ stammelte er. Noch ohne sie anzublicken, hielt er ihr das Buch hin; sie trat etwas näher. Auf einem weißen Blatt vor dem Titel stand geschrieben, von ihrer Hand, mit lateinischer Schrift:

„Ihrem lieben ohnmächtigen väterlichen Erzieher Yorick opferfreudig Ulrike.“

Sie blickte nur hin, und wieder auf sein Gesicht, so erschrak sie. „O, mein Gott!“ entfuhr ihr.

„Ja, mein Gott!“ sprach er ihr nach. Er sah sie noch immer nicht an; es schwirrte ihm etwas im Kopf, und was er begriffen hatte, vermochte er doch noch nicht zu fassen. Er stand wie über einen Abgrund gebeugt, vor dessen Tiefe ihm graute; solche Verschwiegenheiten, dachte er, kann es also geben — so ein zartes

Herz kann jahrelang im Dunkeln bluten, am hellen Tag zuckt es nie — er martert sie, sie lächelt mit ihm, sie ist hold mit ihm, sie hat Mitleid mit ihm, sie tröstet ihn — sie, sie tröstet ihn! Und das Leben geht jeden Tag über sie hinweg, und in den Zeitungen schreibt man von Unglücksfällen und Schlachten und Helden, und von so einem Heldentum des bittersten, süßesten Elends weiß kein Mensch ein Wort! — — Es überlief ihn vom Kopf bis zum Fuß. Schritte weckten ihn; ein Kleid rauschte leise. Er sah aus diesem Abgrund auf — und sah Ulrike schon an der Thür stehn, nach deren Klinke sie griff. Sie war jammervoll blaß, die entfärbten Augen — denn sie war rückwärts gegangen — wie in erstarrtem Schreck fest auf ihn geheftet. Wie eine Heldin sah sie nicht aus; aber so unerträglich rührend, daß es ihm ins Herz schnitt. „Ulrike!" rief er sie an.

Sie schüttelte nur den Kopf, als wolle sie nichts hören, und legte ihre tastende Hand an die Thür.

„Sie können ja nicht fortgehn, Ulrike!" fuhr er mit festerer Stimme fort; ihre Verstörtheit gab ihm die Besinnung wieder. „Sie wissen ja, warum Sie hier sind. — Haben Sie gehört?"

„Ja," hauchte sie. Mit dem Opfergefühl, mit der Selbstaufgebung, die sie ihr ganzes Leben geübt hatte, ließ sie ihre zarten Schultern sinken, sank auf einen Stuhl neben der Thür, den sie an sich fühlte, und schloß ihre Augen; denn ins Licht oder gar in die seinen konnte sie nicht sehn.

Reinhard trat langsam näher; auf eine bange, scheue Bewegung ihrer beiden Hände blieb er wieder stehn. „Fürchten Sie sich doch nicht, Ulrike," sagte er, und seine Stimme fing nun an zu zittern; „ich werd' Sie nicht kränken. ‚I love you' . . . Die acht Worte; — ich sah es gleich . . . Nicht wahr, daß ich es damals nicht sah, hat Sie nicht gewundert. Wie eitel hätt' ich sein müssen, wenn ich je hätte ahnen können — — O, Ulrike! Ulrike! — — Lassen Sie nur Ihre armen, bleichen Hände ruhn, ich rühre mich nicht vom Fleck. Schämen Sie sich nicht . . . Es hätte ja auch umgekehrt sein können . . . O, wär' es lieber umgekehrt gewesen: hätte ich so an Ihnen gehangen — statt an Juliane. Ihr gutes, liebevolles Herz hätt' ich wohl gewonnen; Sie hätten mich nicht entnervt, sondern angefeuert; Sie hätten mich ganz zu mir selbst gebracht, statt mich mir zu entfremden, statt mich zu zerstören. Es wäre so gut geworden, alles, alles

gut. Statt dessen verjagte ich meine beste Jugend hinter diesem Schmetterling her . . ."

Er seufzte, und so tief, daß es sie mit fortriß; sie begann leise zu weinen.

Sonst liebte Reinhard es nicht, Frauen weinen zu sehn; diesmal that's ihm wohl. Er horchte eine Zeitlang stumm, wie man auf Musik horcht; unterdessen wuchs etwas in ihm, das er dunkel spürte; er sah wie in einen andern Abgrund, aus dem es heraufwuchs — in den er aber gern versank, mit einem leisen, lieblichen Taumel, einem süß wollüstig grauenden Gefühl. Ulrikens Augen waren noch geschlossen; es perlte auf ihren Wangen; — alles wie heute mittag bei ihrer Schwester — und wie anders alles. Vor Julianens Madonnenschmerzgesicht wich seine Seele in sich zurück, wie vor einem Blendwerk; jetzt hoben sich seine Arme, ohne daß er's wollte, eine nie gekannte Sehnsucht zog ihn, diese „armen bleichen" Hände zu nehmen, vor ihnen niederzuknieen, sie an seine Stirn, seine Brust zu drücken; die zarten, bläulichen, feuchten Lider zu küssen, bis diese zusammengedrückten Augen — das Sinnbild ihres so lange verschlossenen Herzens — sich aufthun würden, um ihn anzulächeln. „Ulrike!" flüsterte er nach einem süßen, nicht beklommenen, erwartenden Schweigen. Er fühlte, daß ihm nun das Herz auf der Zunge lag, daß es reden wollte. „Liebe, gute Ulrike! hören Sie mich?"

Sie nickte nach einem Zögern; aber so schwach, daß er's kaum bemerkte.

„Nicht wahr, Sie wissen, ich bin kein Jüngling; ich denke, fühle, rede wie ein Mann. Und seit dem vorigen Jahr — glauben Sie mir das — bin ich vollends ein Mann geworden . . . Nein, das ist nicht das Wort; ich bin ein andrer geworden; der Reinhard, der Ihre Schwester liebte, der steht nicht mehr hier. Wissen Sie, wer hier steht? Ihr Kamerad auf dem Dornenweg. Ein Mensch, der sich vor Ihnen beugt — aber Sie auch versteht. Hören Sie mich an; es fliegt mir das nicht plötzlich durch den Kopf, es schlägt nur plötzlich die Augen auf . . . I love you. Hören Sie? I love you. Ich red' jetzt von mir. Solang' ich an Ihrer Schwester hing, konnt' ich Sie nicht lieben; solang' ich Sie nicht lieben konnte, zeigten Sie mir Ihre goldne, himmlische Seele nicht; — so waren wir beide elend, verloren — Sie und auch ich. Jetzt ist alles gut: mein freies Herz sieht Sie

ohne Schleier — — Ich will Ihnen sagen, wie es ist, und kann's nicht. I love you —"

Ulrike war aufgestanden, als sie ihn diese drei Worte zum erstenmal wiederholen hörte; ihre Glieder flogen, ihre gehobenen Wimpern gingen auf und nieder. Sie wollte ihn öfter unterbrechen, bewegte die Lippen und konnte nicht; auf ihren Wangen bildeten sich aber leichte, zarte Rosen, die sie sehr verschönten. „Ach, still, Sie töten mich ja!" brachte sie nun endlich hervor. „Welche schreckliche Stunde ... Warum erzählt' ich das; war ich denn wieder ‚verrückt'! — Aber wie ahnt' ich denn auch —"

Sie warf einen trostlosen Blick nach dem Buch, das sie verraten hatte; Reinhard hielt es noch immer in der linken Hand.

„Klagen Sie doch nicht," fiel er ihr ins Wort. „Uns ist ein großes Glück widerfahren! — Sie haben mich noch lieb, nicht wahr; — Sie wollen mir's nicht sagen; es ist auch nicht nötig. Und ich, zur rechten Zeit hab' ich Sie gefunden ... Ich leb' ein neues Leben, Ulrike. Ich kann nun zufrieden, nützlich, glücklich werden — aber nur mit Ihnen. So wahr ich lebe, Ulrike —"

Die Stimme versagte ihm auf einmal: er hörte einen raschen Schritt, draußen auf dem Vorplatz; dann öffnete sich die Thür, ohne Klopfen. Statt der erwarteten Juliane trat aber Graf Erwin ein; den Hut in der Hand, doch sonst wie ein Halbverstörter, nicht wie ein Kavalier von feinster Erziehung, der eine fremde Wohnung betritt. Er sah offenbar noch nicht recht, er hatte zu wenig Blut in den Augen. Mit einer Bewegung, die ein Gruß sein sollte, sagte er fast ohne Atem: „Sie werden entschuldigen, daß ich so formlos — — Wo ist meine Frau?"

Jetzt bemerkte er erst Ulrike, die zwei Schritte rechts von ihm stand. Der Anblick verwirrte ihn. „Sie sehen, Sie sind im Irrtum," antwortete Reinhard kalt; seine Geistesgegenwart versagte nicht. „Fräulein Ulrike hat mir die Ehre erwiesen; sie hatte mit mir zu sprechen. Darf ich fragen, Herr Graf —"

Erwin blickte mit rollenden Augen umher; er suchte immer noch Juliane. Er schüttelte die gehobene Hand: „Und doch — und doch ist sie hier! Ich weiß, sie ist hier! Sie ist gefahren — dann gegangen — hierher. Leugnen Sie doch nicht. Wo ist meine Frau?"

Reinhard deutete auf sein Schlafzimmer, das gleichfalls an der Straße lag; eine Thür neben dem Büchergestell führte hinein,

sie war jetzt geschlossen. „Ich könnte Ihnen einfach sagen, Herr Graf — — aber bitte, bitte. Suchen Sie in dem andern Zimmer; mehr hab' ich nicht. Vergewissern Sie sich, beruhigen Sie sich. Gehn Sie nur hinein!"

Der Graf zögerte einen Augenblick; dann öffnete er die Thür. Er verschwand im Schlafzimmer. Ulrike, nahe bei der andern Thür auf ihren Sessel gestützt, warf einen Blick voll Angst auf Reinhard. Dieser lächelte ihr zu, um ihr Mut zu machen. Ihn berührte dies alles kaum, als ginge es ihn nichts an; eine übermütige Lust war in seinem Herzen. Ein keckes, frisches Verlangen ergriff ihn, dieses verzagte junge Mädchen mit den blaßroten Wangenrosen kurzweg in die Arme zu nehmen und sie so zu trösten.

„Alles wird ja gut," sagte er heiter — nicht flüsternd, um keinen Argwohn zu wecken — mit seiner natürlichen, nur gedämpften Stimme. „Wachen Sie doch auf, Ulrike; — Sie hatten immer so viel Sinn für die ‚Hand des Schicksals', wie Sie's nannten; sehen Sie die heute nicht? Wenn es endlich gut machen will, was es an Ihnen verbrochen hat, sagen Sie dann nein? Ihr Kamerad auf dem Dornenweg — Ihr angeborener Kamerad —"

„Reinhard!" bat sie fast unhörbar, die Hände aneinanderdrückend. „Reden Sie nicht so; Sie wissen nicht, was Sie thun! — Und da — da steht er wieder —!"

Sie deutete auf den Grafen, der aus dem andern Zimmer zurückkam, finster, außer Fassung, aber nicht beruhigt.

„Gewiß," antwortete Reinhard ruhig und vernehmlich. „Da steht der Herr Graf; grade um seinetwillen sollten Sie jetzt reden. Er hat gesehn, daß Ihre Schwester nicht hier ist, aber er wundert sich jetzt, daß Sie hier sind; sehn Sie doch sein Lächeln. Ich denke, dieses Lächeln müßte Ihren Stolz — — Grade hier vor ihm! Er soll es hören, daß ich um Sie werbe — und daß Sie mich wollen. Sagen Sie's! I love you!"

Statt Ulrikens antwortete aber jetzt eine andre Stimme; ein halb erstickter, stöhnender Aufschrei, der von draußen kam; er war so überraschend, erschreckend, daß die Männer zusammenfuhren und Ulrike bebte. Sie errieten alle zugleich, wessen Stimme es war. Mit drei Schritten war der Graf an der Thür und riß sie auf; unmittelbar davor lag Juliane am Boden; sie mußte

in diesem Augenblick hingefallen sein, denn ein Tischchen neben der Thür, auf dem ein Flurlämpchen stand und an dem sie sich vermutlich hatte halten wollen, lag neben ihr und bewegte sich noch. Von ihren geschlossenen Lippen kam noch ein langgezogenes, dann vergehendes Stöhnen.

Ulrike stürzte hinaus; ohne einen Laut — so beherrschte sie sich — warf sie sich neben der Schwester auf die Kniee, um sie aufzurichten. Julianens Sinne mußten aber nicht ganz verdunkelt sein: denn sowie sie von Ulriken berührt ward, stieß sie sie mit einer schwachen, aber entschiedenen Bewegung zurück. Dann ließ sie, als wollte sie es so, ihr ganzes Gesicht auf den Boden fallen.

Viertes Buch.

I.

Es war Mitte Mai geworden und etwas darüber; Martin ging in der Abendstille, als die Dämmerung beginnen wollte, in dem kleinen Gärtchen vor der Rohrbachschen Villa langsam auf und ab und sah auf die staubbedeckte Landstraße und das vom Eisack durchsilberte Thal hinunter. So oft er sich von Westen nach Osten wendete, fiel ihm der „Rosengarten" ins Auge, auf dem das letzte Licht rotglühend allmählich verging, auf den höchsten Gipfel zurückweichend. Es begann auch schon ein kühler Hauch durch das Thal zu ziehn; eine erste Erquickung nach des Tages Hitze, denn an diesen Abhängen, die gegen Süden gekehrt sind, wird oft auch ein Maitag schon drückend. Von einem Lastwagen, der unter der Villa schwerfällig und knarrend nach der Stadt zu vorüberfuhr, stiegen Wolken von Staub auf, verunreinigten die klaren, bläulichen Schattentöne der Luft und schwebten hinter dem Wagen her, so daß er fast in ihnen verschwand. Durch den kleinen „hängenden Garten" zog aber auch reizendes Gedüfte, von Blumenbeeten und Büschen, gleichsam noch sonnenwarm. Martin sog es ein. Er genoß das Kleine und Große, den Fliedergeruch und die feierliche Friedensstimmung dieses milden Abends, der einen elend verlebten Tag doch noch schön verklärte. Der letzte rosenfarbene Glanz, der da oben schwebte, zog die Seele so aus sich hinaus ins rätsellösende Licht; die kühlen Schatten der beginnenden Dämmerung unter ihm im Thal lullten so beschwichtigend ein. Worte aus dem „Faust" gingen ihm durch den Kopf, er sprach sie vor sich hin:

„Entzündet alle Höh'n, beruhigt jedes Thal" ...

Ein weniger edler und durchaus unerwarteter Anblick fiel ihm gleichsam ins Wort. Auf dem Fußweg, der von der Fahrstraße zur Villa führte, tauchte der lächelnde, beinahe grinsende Kopf des „Brixleggers“ auf, des Nikodemus Prenner, der vor einem Vierteljahr und darüber das Haus so stürmisch verlassen hatte. Nikodemus, in eine Joppe von gutem Stoff fast elegant gekleidet, einen weichen Filzhut mit Edelweiß und Gemsbart auf dem breiten Kopf, ging behäbig wie sonst, sehr bescheiden und fast unterthänig auf Olearius zu, machte eine nicht ungeschickte Verbeugung und entblößte seine wohlgescheitelte Frisur.

„Guten Abend, Herr Docktohr!“ sagte er mit einem neuen, zutraulichen, nicht ganz sorgenfreien Grinsen. „Ich hab' doch einmal wieder schauen wollen, wie's dem Herr Doktor geht. Und hab' Sie was fragen wollen . . .“ Höflicher und feiner setzte er hinzu: „Hab' mir nämlich erlauben wollen, Sie etwas zu fragen. Ich hoff', dem Herrn Doktor geht's gut!“

Martin beobachtete den Burschen eine Weile, eh' er Antwort gab. Es war offenbar die „Kultur der Welt“ über ihn gekommen; auch sein haarbuschiger Hinterkopf war gezähmt, geglättet, allerdings mit einer Verschwendung von Pomade, die sich sogleich vernehmlich unter die Fliederdüfte mischte. Sogar der Kopf schien sich ein wenig gestreckt zu haben; das immer noch plumpe Gesicht, über dessen Oberlippe der junge Bart endlich dämmerte, hatte sich ins Schlaue, Listige verfeinert. Es erschien dem Martin auch verwegener, unternehmender; doch hatte es jetzt die Fahne der treuherzigen Unterwürfigkeit aufgesteckt. Der Bursch wartete ruhig, mit den Zehen des rechten Fußes auf dem linken spielend, bis diese Besichtigung enden und der Doktor antworten werde.

„Also Sie wünschen mich etwas zu fragen, Brixlegger,“ sagte Martin endlich. „Wie steht's nur mit unsrer alten Rechnung? Sie sind damals als Uebelthäter schmählich fortgelaufen; der Herr Nikodemus werden sich wohl noch erinnern. Nachdem Sie die arme Flora bedrängt und fast ohnmächtig gebeutelt hatten . . . Wenn ich Sie nun noch nachträglich der Gerechtigkeit übergebe? Wie?“

„Das werden Sie ja nicht thun, Herr Doktor,“ entgegnete Nikodemus mit einem schlau hochachtungsvollen Blinzeln. „Dazu sind der Herr Doktor viel zu noblig; — und jetzt, so spät,

wär's doch auch eine Ungerechtigkeit. Und da Sie von der Flora reden —"

„Na, und wenn der Herr Baron Sie festnimmt?" unterbrach ihn Martin.

Der Brixlegger schmunzelte. „Der ist ja nicht zu Haus; und die jungen Herrschaften auch nicht. Das hab' ich mir ja doch erfragt, Herr Doktor, daß Sie jetzt alleinig zu Haus sind. Zu Ihnen hab' ich halt das Vertrauen — das wissen ja der Herr Doktor!"

„Nikodemus, Sie schmeicheln mir. Was wollen Sie denn wissen?"

„Eben von wegen der Flora!" antwortete der Bursch, der jetzt den Schleier der Zerknirschung über sein Gesicht zog. „Wie's ihr geht, Herr Doktor. Und ob sie noch hier ist. Na, ich hoff' halt, gut!"

Martin nickte ernsthaft: „Ich kann Sie beruhigen. Ja, es geht ihr gut. Nicht mehr bei uns; sie ist jetzt in Meran. Ob sie Ihnen vergeben hat, weiß ich nicht; aber es geht ihr gut."

„Das ist mir 'ne wahre Freud' zu wissen," seufzte Nikodemus. „Ich hab' mich dazumal wie ein schlechter Kerl gegen sie benommen ... Sie sind ja so gelehrt, Herr Doktor, Sie wissen, wie so was kommt: alle Tag' hockt man bei einander — jung ist man halt auch. Da wird man halt so begehrlich ... Von Verliebtheit war da ja gar keine Red'; so ein Zwirnsfaden, Herr Doktor; und wie sie im Eisackthal sagen: ‚Dumm wie die Nacht, und stolz wie 'ne Laus auf'm Teller!' — Aber die Gewohnheit, Herr Doktor; und dann trug sie ihre spitze Nas' so hoch, wollt' von meiner Lieb' nichts wissen; da dacht' ich: jetzt justament!"

„Sie brauchen vor mir nicht zu rechtfertigen, daß Sie ihr die Ehre angethan haben. Sie machten es nur sehr grob, Nikodemus!"

„Ah ja!" — Der Bursch seufzte wieder. — „Aber der Herr Doktor müssen nur nicht denken, daß die Flora nichts davon hat wissen wollen, weil sie gar so besonders tugendhaftig war; müssen die Weibersleut' nicht überschätzen, Herr Doktor. Die Flora hat sich nur so geforchten, daß die Leut' von ihr sagen, sie hat ein Hufeisen verloren —"

„Was heißt das?“

„Wissen das der Herr Doktor nicht? Das sagt man halt so bei uns vom Kinderkriegen. Und die Flora hat —“

„Lassen Sie die Flora. Sie wissen nun, wie's ihr geht. Wünschen Sie sonst noch was?“

Nikodemus zog sein Gesicht ins Verschüchterte, Unterthänige zusammen; gleich überflog es dann aber ein so helles Aufleuchten, daß Martins wachsame Haushundsaugen sich nicht irren ließen. Er erriet, daß nun erst kommen werde, was der andre eigentlich wollte. Es ergötzte ihn, wie der breite Mund sich zögernd und allmählich aufthat, bis die vorsichtigen, wohlerwogenen Worte herauskamen: „Na ja, Herr Doktor, und dann noch wegen ihrer Schwester!“

„Floras Schwester?“

„Ja. Die Pauline, wissen der Herr Doktor, die da oben auf dem Kampenner G'schlössel Jungfer gewesen ist — und dann ist sie fort. Und ich weiß auch, wohin sie gegangen ist: nach Berlin, und zu einer Gräfin . . . Aber, Herr Doktor! Herr Doktor! Was haben Sie da am Fuß?“

Er deutete mit seinem dicken Zeigefinger auf den weiten, bequemen Schuh, den Martin am rechten Fuß trug — denn er ging in Hausschuhen — und auf das aufgeschnittene Vorderstück, das sich zurückgelegt hatte: es ward nun die unbekleidete große Zehe sichtbar. Die neugierigen Augen des Burschen suchten irgend eine Wunde daran; es war aber nichts zu sehen. Martin verzog seine Wangen zu einem Lächeln, das der „Brixlegger“ nicht verstanden hätte, und wäre er hunderttausend Jahre alt geworden.

„Das ist eine kranke Zehe,“ sagte er dann ruhig. „Da sitzt der Teufel drin.“

„Der Teufel?“

„Ja. Der, der mich plagt. Das nennen die Doktoren eine Knochenhautentzündung; die ist manchmal ganz still; aber sowie die Zehe gedrückt wird, nur ein ganz klein wenig — oder sowie eine Hitze hineinfährt, wenn auch nur ein Scirocco — dann geht's wieder los. Darum kann ich keinen Stiefel tragen, nur so einen offenen Schuh. Darum bleib' ich zu Haus, wenn die andern spazieren gehn. Dieser Garten ist für mich ganz Tirol.“

„O du mein!“ sagte Nikodemus, in ganz aufrichtigem Mit-

leid. „Der arme Herr Doktor ... Und wenn sich's hitzt, thut's dann weh?"

„O ja; ich wünsch' es Ihnen nicht."

„Dank' schön. Ich mir auch nicht —"

„Sehn Sie, Brixlegger: das gehört auch zur Ungleichheit, mit der die Brandenburger behaftet sind und die Brixlegger. Ich bin krank und Sie sind gesund."

„Ja, ja, ja," stimmte Nikodemus zu; sein mitfühlendes Gesicht erheiterte sich zu einer zurückhaltenden Behaglichkeit. „Besser ein gesunder Esel als ein krankes Roß! — — Aber da wir grad' von der Pauline gesprochen haben — 's ist halt dumm, Herr Doktor, daß ich weiß, sie ist in Berlin, aber nicht wo. Und ich möcht's doch wissen —"

„Warum möchten Sie das?" fragte Martin, vor dessen Forscheraugen der Brixlegger sich gleichsam zusammenlegte und seine simpelste Bauernjungenhaut über die andern schob. „Ich denke, Sie kommen wegen der Flora her?"

Nikodemus senkte den Kopf. Dann konnte er sich doch nicht enthalten, lächelnd hinaufzuschielen: „Aber Herr Doktor, daß die in Meran ist, hab' ich längst gewußt. Nun möcht' ich aber auch wissen, wo die Schwester ist; das können Sie sich doch denken, Herr Doktor. Ich hab' sie ja recht gut gekannt. So 'n sauberes Mädel; und brav auch; natürlich. Ob sie noch bei der Gräfin ist, Herr Doktor, und wie die heißt, und in was für 'ner Nummer sie wohnt!"

„Da kann ich Ihnen nicht dienen, Brixlegger. Die Gräfin ist fort."

„Wieso fort?"

„Fort von ihrem Mann. Ganz fort aus Berlin; ich weiß nicht, wohin."

Nikodemus glotzte; dann kratzte er sich am Ohr. „Hat sie Ihnen das geschrieben?"

„Sie nicht. — Aber seien Sie ruhig; ich weiß es."

„O, ich bin auch ruhig. — Aber die Pauline? Ist die mit ihr fort?"

„Es scheint so. Ueber die Pauline hat man mir, offen gestanden, nichts geschrieben; da aber gewöhnlich die Jungfern ihren Gräfinnen folgen —"

Nikodemus nickte: „Ja, da ist sie mit fort! — — Das ist

'ne dumme Geschichte. — Das sollt' doch nicht sein, Herr Doktor, daß so 'ne Frau Gräfin von dem Grafen fortgeht — und daß er sich das anthun laßt. Jessas! wenn ich der Graf wär' — ich wollt' sie —!"

Er gab durch eine Armbewegung ganz deutlich zu verstehn, daß er seiner Gräfin vom Fortgehn entschieden abgeraten hätte.

„Vielleicht hat der Graf sie fortgeschickt," sagte Martin trocken. „Aber was ist denn mit Ihnen, Nikodemus? Wo kommen Sie nun her? Und was schaffen Sie?"

„Von München komm' ich her," antwortete er, mit einem sonnigen Blick über seine feine, noch fast jungfräuliche Joppe. „War zuerst in Innsbruck; aber nur ein paar Tag'; was sollt' ich in Innsbruck —"

„Nun, und wie steht's mit der Weltverbesserung? Sie wollten ja so nach und nach alles aufs Gleiche bringen, wollten sich zu den Nichtshabern halten, die den Etwashabern ihr Etwas abnehmen. Nun, wie geht das Geschäft?"

„Gar nicht schlecht geht's, Herr Doktor; dank' schön —"

„Ah! Also es wird schon gemacht?"

Nikodemus lächelte schlau. „So, wie Sie's meinen, noch nicht; das geht halt noch nicht. Aber auf andre Art! — Schauen Sie, Herr Doktor: ich bin ja jetzt in der Welt schon ein gutes Stück herumgekommen — aber 's is ja noch nix mit die Leut'. Da wird so viel gered't und gedruckt, wie's müßt' anders werden; aber Sie müssen die Leut' nicht überschätzen, Herr Doktor: die rechte Schneid' haben sie noch nicht. Es bleibt halt bei Worten!"

„Sie meinen, es wird noch zu wenig auf die Gedirm' gewirkt —"

Nikodemus warf einen unsicheren Blick auf Martin; ausweichend nahm er wieder das Wort: „'s ist ja auch kein Wunder! Die schreckbar vielen Soldaten, die sie in München haben — und im ganzen Reich. Sagen Sie selber, Herr Doktor: wenn von so 'ner Kumpanie vom Militär auf Sie angelegt wird: ‚stad sein, sonst schießen wir' — sind Sie dann stad oder nicht?"

„Ich bin stad, Nikodemus."

„Ich auch. — Ja, wenn wir ganz gleich viel wären, wir und die Soldaten, und keine Gewehre, sondern lauter Messer: da kämen wir wohl aufs Gleiche, und da könnt' die Sach'

richtig werden. So aber kommen wir nicht aufs Gleiche, und es bleibt bei Worten!"

„Es schmeichelt mir, Brixlegger, das Sie sich so vertrauensvoll an meinem Herzen aussprechen. Aber nun sagen Sie: da die Sache noch nicht so gemütlich mit Messern ausgemacht werden kann, was schaffen Sie denn vorderhand? Was sind Sie?"

„Vacierender Kellner, Herr Doktor," antwortete der Bursch, mit einem seiner schiefen, scheinbar frommen Blicke.

„Ein recht hübscher Titel; aber ich glaube, er ernährt seinen Mann nicht lange."

„Nein, das thut er auch nicht. Es ist auch mehr, Herr Doktor, daß die Sach' einen Namen hat; man steht dann doch anders da in der Welt!"

„Aber ‚Kellner'? Ich wüßte nicht —"

„Na, ich hab' doch aufwarten gelernt; hier bei Ihnen, Herr Doktor. Und in so 'ner großmächtigen Stadt wie München — wo ich mir den Titel angenommen hab' —"

„Da kennt man die Leute nicht. — Aber, junger Mann, wovon leben Sie?"

Nikodemus machte sein allerpfiffigstes, abgrundtiefstes Gesicht: „Nu, halt doch von der Ausgleichung. Schauen Sie, Herr Doktor: derweil, bis die Sach' richtig werden kann, muß halt ein jeder sich rühren, daß er zum Seinigen kommt. Weil Sie grad' von den Nichtshabern gesprochen haben, die den Etwashabern was abnehmen: grad' so machen wir's. Das ist unser Geschäft."

„‚Ihr'! Wer seid ihr? Was sind Sie?"

„Spieler bin ich halt. Leb' von meinem Glück."

„Und das sagt er mit diesem Duckmäusergesicht! — Mit wem spielen Sie denn?"

„Nun — wenn so Leut' vom Land in die Stadt kommen; oder aus die kleinen Städte und Marktflecken. Die haben mehr Geld als ich; aber ich hab' mehr Glück."

„Sie, Brixlegger! Nur Glück?"

„Nu — auch Verstand. Ich spiel' halt besser; hab' mehr Kopf dafür. Schauen Sie, Herr Doktor, so mach' ich's ja grad' so, wie Sie damals gesagt haben: die Leut' sind verschieden, einer klüger und einer dümmer, ‚da ist nichts zu machen'. Wenn aber der Dümmere mehr Geld hat und ich nehm's ihm ab, so gibt's halt doch eine Ausgleichung; meinen Sie nicht?"

„Was das für ein kleines Ungeheuer ist," sagte Martin, diesen vierkantigen Kopf mit dem unreifen Flaum nicht ohne eine gewisse Bewunderung messend. „Mir scheint, wir leben wirklich in einer großen Zeit: sie macht was aus ihren Leuten! — — Aber Brixlegger, schauen Sie mich einmal fest an. Sie sind doch kein Falschspieler?"

„Wie werd' ich denn," antwortete er so treuherzig wie nur irgend möglich. „Alles nur Verstand und Glück! — Ich spiel' halt gern; 's ist mein Liebstes. Und von irgend was muß der Mensch ja leben: und man muß die Welt nun einmal nehmen wie sie ist; 's ist nie gut, wenn man mit dem Hinterteil voran-gehn will. Das hab' ich ja eingesehn —"

„Aber wenn Sie beim Spiel das Glück verläßt?"

„Dann hab' ich halt desto mehr Verstand! — Jetzt will ich aber lieber gehn, Herr Doktor: die Herrschaften kommen heim; — nein, nicht da von der Stadt; von Kardaun herauf. Zu Ihnen hab' ich mehr Vertrauen ... Also von der Pauline wissen Sie weiter nix?"

„Kann Ihnen nicht dienen, Brixlegger —"

„Na, dann leben Sie wohl! Merci!"

Mit diesem welschen Wort, das ihm das Großstädterleben eingetragen hatte, nahm er seinen Urlaub; zog den Hut vom Kopf, verbeugte sich wieder und lief den Fußpfad hinunter, leicht-füßiger als vordem, dann auf der Straße gen Bozen.

II.

Baron Rohrbach und seine Kinder kamen langsam herauf; der Baron den Hut in der Hand, Stirn und Schläfen mit seinem Taschentuch trocknend, denn ihm war in dem durchsonnten Thal doch noch warm geworden; seine kleine Pfeife hing ihm zwischen den Zähnen. Er zog sie heraus; „beneiden Sie uns nicht, alter Freund," sagte er, den Doktor mit einem Händedruck begrüßend, „eine Erquickung nenn' ich so einen Spaziergang nicht. Im Eggenthal war die Sonnenwärme förmlich aufgespeichert; und im Eisacktal auch. Es wird Zeit, daß wir uns auf die Beine machen und in eine richtige Sommerfrische gehn!"

„Wie Sie meinen, Padre. In der Sommerfrische werden wir frieren; das ist eine Abwechselung."

„Martin!" sagte der junge Wolfgang, seinen Lehrer und Meister von rückwärts umarmend.

„Na, was gibt's, mein Junge?"

Wolfgang deutete auf Martins große Zehe, die sich jetzt eben ihrer Freiheit und der abendlichen Abkühlung freute. Sein mannhaftes Gesicht zerschmolz vor Mitleid. „Sie mißhandeln dich, Doktor Martin!"

„‚Sie' nicht. Nur einer."

„Dein Satan. — Du, wenn ich den je zu fassen kriege —!"

„Es kommt leider selten vor, daß junge Leute den Teufel holen. Umgekehrt ist's öfter."

Um sein Mitgefühl loszuwerden, schlug Wolfgang sanft auf Martins Schulter und brummte in seinem grimmigsten Baß: „Eine bodenlose Infamie!" — Dann ging er mit den großen Schritten seiner langen Beine dem Vater nach, der bereits ins Haus trat.

Mathilde war zuletzt gekommen, sie blieb noch stehn. Sie lächelte weich ihrem armen „Zweijährigen" zu. In ihrem enganliegenden braunen Kleid stand sie hoch und schlank gegen den erblaßten Himmel; Martin, der ihr zunickte, freute sich still an ihrer prinzeßlichen Gestalt. Sie sah so blühend aus, als könne ihr nichts fehlen; die frischen, gebräunten Wangen hatte die Wanderung zart gerötet. Wer sie nicht so gut kannte wie er, hätte denken können, es gebe kein gesünderes Mädchen in ganz Südtirol. Er las ihr freilich an den Augen ab, wie es um sie stand: bald glühten sie zu stark, zu heftig, mit einem täuschenden Feuer, bald fehlte ihrem Lächeln, ihrer Heiterkeit der eigentliche Strahl des Lebens, wie jetzt. Auch rührte sich wieder eine gewisse unbewußte Unruhe auf der Stirn, zwischen den dunklen, fast graden, schwachgewölbten Brauen. Sie sah, daß er sie prüfend betrachtete, es gefiel ihr nicht; in einem weiten Bogen, halb abgewendet, ging sie um ihn hin.

„Waren Sie brav?" fragte sie. „Die ganze Zeit hier im Garten?"

„Zu Befehl, Eure Hoheit. Ich hab' im Auf- und Abgehen Sophokles deklamiert."

„Die Antigone? ‚Aktis aëlioio' —"

„Nein. Aus dem Oedipus."

„Und was macht die Zehe?"

„Sie läßt sich empfehlen. Er ist grade auf Gaudi und es geht ihr gut."

„Wer ist auf Gaudi?"

„Ihr Aftermieter: der Gottseibeiuns. — Aber wie geht's Ihnen, Mathilde?"

„Ach lassen Sie mich doch. Wir haben auf dem Spaziergang lange davon gesprochen, von der Sommerfrische; ich hab' über den Padre gesiegt — wie es sich gehört. Wir gehn nicht wieder auf die Alm, sondern diesmal an einen See: da können Sie mit Ihrem Gottseibeiuns fertig werden. Das heißt, Zweijähriger, wenn Sie einverstanden sind —"

„Gouverneure werden nicht gefragt," antwortete er sehr ernsthaft; „die gehn einfach mit, wohin die Herrschaften gehn."

„Manchmal reden Sie doch wirklich wie ein kleines Kind! — — Also gut, Sie gehn einfach mit. Wir nehmen an irgend einem österreichischen See, wo es nicht zu kalt ist — denn das ist Ihnen auch nicht gut — ein Haus ganz am Wasser; da können Sie spazieren rudern: das strengt die Zehe gewiß nicht an. So oft Sie Lust haben, steigen Sie ins Boot; Sie nehmen mich oder Wolfgang mit, oder fahren allein, alles wie Sie wollen. Wenn Sie dann rudern, so gehen Sie mit den Armen; das ist auch gegangen. Hab' ich nicht recht?"

„Wenn Sie nur nicht so ewig gut wären; was soll das. Kümmern Sie sich doch etwas mehr um Ihren Teufel, anstatt immer um den meinen! Sie haben den richtigen Oberteufel im —"

„Lassen Sie mich gehn," fiel sie ihm ins Wort. „Sagen Sie mir, was Sie von der Wasservilla denken!"

„Das will ich Ihnen sagen, Mathilde: daß Sie ein gescheites und ein himmlisch gutes Frauenzimmer sind — und daß es so nicht länger fortgeht, denn mit all Ihren Muttersorgen für Ihren kleinen Jungen, für mich, gehen Sie zu Grunde! Ja, ja, ja, zu Grunde; schütteln Sie doch Ihren Kopf nicht so vornehm — Ihr Nervensystem ist nur noch ein Haufen von aufgedröselten Zwirnsfäden —"

„Davon verstehen Sie nichts!"

Martin richtete sich in seiner ganzen Höhe auf, entwickelte sein Blüchergesicht und warf ihr einen vernichtenden Blick zu:

„Wie können Sie so zu Ihrem Lehrer sprechen; ich habe Ihre Erziehung geleitet; ist das eine Manier? — — Mit Ihrer Gesundheit geht es so nicht weiter, jetzt muß endlich der Arzt mitsprechen —"

„Unterstehen Sie sich!"

„Ich habe mich schon unterstanden: hab' hinter Padres und Ihrem Rücken an den alten Doktor Merzbacher geschrieben — hingehn konnt' ich ja nicht. Ja, ja, ich hab' es gethan; nur meiner großen Zehe wegen: denn die kann nicht gesund werden, solang' da oben über ihr — er deutete auf seine Stirn — die ewige Sorge um Ihre Zwirnsfäden ist. Der Doktor soll einmal herkommen, Sie anschauen, hab' ich ihm geschrieben. Der gute Merzbacher weiß nicht viel von solchen Aufgedrösselten, das ist richtig; aber vielleicht macht er doch diese oder jene nützliche Beobachtung. Oder er sagt uns, an wen wir uns wenden sollen ... Was bemerken Euer Wohlgeboren?"

Sie hatte etwas vor sich hin geflüstert, das er nicht verstand. Ihre schönen Augen hatten wieder ihren weichsten Blick; „ach," sagte sie mit einem sonderbaren Schmollen der Lippen, das sie sich angewöhnt hatte — „ich ärgere mich nur, daß Sie immer von meiner Herzensgüte sprechen. Während Sie — — in Ihrer Eigenmächtigkeit — die eigentlich unverschämt ist — aber es ist doch rührend und steht Ihnen gut. — Nun soll gar der Doktor kommen ... Meine Ruh' ist hin!"

„Ich weiß eine andre Ruhe," entgegnete Martin, „die schon lange hin ist. Es ist rein des Teufels: seit drei Monaten gehn Sie wie ein Krebs, kommen immer weiter zurück. Eigentlich seit dem Unglückstag — — Sie wollen es nicht zugeben, aber es ist doch so. Seit Sie der schönen Gräfin unter den Händen ohnmächtig wurden; die nächste Nacht phantasierten Sie; dann wurden Sie wieder ruhig — aber die Maschine hat irgend einen Sprung gekriegt. Sie knarrt ... Ich bitte sehr, das ist nicht zum Lachen. Denken Sie denn, ich hab' eine gute Nacht, wenn Sie einen schlechten Tag hatten? Und ich lieg' dann da und füttere meinen Wurm —"

„Was für einen Wurm?"

„Daß Sie so verstockt, so verschlossen sind. Das wurmt mich. Sie wollen uns nicht sagen, was Ihnen die Gräfin damals angethan hat —"

„O Sie Kind, man kann doch nur sagen, was ist. Nichts hat sie mir angethan!“

„Aus was für einer fidelen Laune fielen Sie denn in Ohnmacht? Uebrigens verbitt' ich mir das herablassende ‚Kind‘ —“

„Ich fiel nicht aus Fidelität in Ohnmacht, mein erhabener Meister, sondern aus irgend einer körperlichen Dummheit. Das kommt ja vor, wie Sie wissen —“

„Aber diese Dummheit lebt dann doch nicht drei, vier Monate in all ihrer Herrlichkeit fort! Sie befinden sich ja jetzt in einer permanenten Ohnmacht; ja, ja, müssen schon erlauben: ‚Macht‘ ist es jedenfalls nicht. Sie sind oft tausend Meilen weit weg, oder schlafen bei offenen Augen; dafür schlafen Sie dann nachts keinen Augenblick. Haben oft die lächerlichsten geistigen Symptome ... Wollen Sie brav sein, Mathilde, und dem Doktor Merzbacher alle Symptome offenherzig sagen?“

„Wollen Sie, Zweijähriger, ganz artig in die Sommerfrische am Wasser gehn?“

Er hob die Schwurfinger. „Beachten Sie: ich schwöre!“

Sie machte es ihm nach: „Ich auch!“

Dann trat sie zu ihm und nahm seine Hand. „Sie sind doch sehr brav,“ sagte sie voll Anerkennung. „Sehn Sie, wie nützlich es ist, wenn Sie brav sind: dann bin ich es auch. Was guckt Ihnen aber da aus der Rocktasche?“

Martin hatte in die äußere Tasche, über der linken Brust, ein gefaltetes Papier gesteckt, so daß es hervorsah wie ein Taschentuch. Er blickte hin, und nun fiel ihm etwas ein, das in seine leuchtenden graugrünen Augen noch einen eigenen Glanz warf. „Raten Sie!“ sagte er.

„Das kann ich nicht.“

„Das kam, während Sie auf dem Spaziergang Padre unterkriegten. Ein Telegramm vom ‚Sieger‘, von Reinhard Dittmar, aus Meran: er kommt von da noch heut!“

„Ah! Also noch heut!“

„Im Mietswagen oder im Omnibus, ich weiß nicht. Hat durch Bozen durchfahren müssen, ohne uns zu sehn; wahrscheinlich weil er in Meran jemand zu sprechen hatte; — das Geschäft geht vor. Er steckt ja jetzt in der Geschäftshaut; der ganze Kerl wird amtlich. Soll's nur werden. Nur zu!“

„Gibt's denn jetzt in Meran noch so viele Fremde?“ fragte

Mathilde, deren Geist wieder anfing, sich „tausend Meilen weit“ zu entfernen.

„O Sie süße Weisheit! Einer wär' ja genug. Vielleicht irgend so ein Sechzehnpfünder, aus der hohen Politik; was weiß ich. Mathilde! Wo sind Sie? Wachen Sie auf; freuen Sie sich einmal mit mir. Sie haben ja den Reinhard auch gern. Ich bin vergnügt wie ein Kind, daß er so wiederkommt; — gestern träumte ich, er säße in Bismarcks Brusttasche — hier außen — und guckte da wie 'ne Puppe heraus, einen Lorbeerkranz auf dem Kopf. Daher hab' ich vielleicht auch sein Telegramm, unbewußterweise, in dieselbe Tasche gesteckt . . . Mathilde, ich freue mich!“

Sie lächelte bewegt. „Was thun Sie denn überhaupt andres, als sich für andre freuen. Oder über andre —“

„Natürlich: wenn man's über sich selber nicht kann, dann nimmt man die andern!“

„Ach, wenn Sie doch einmal ernsthaft und vernünftig sprechen könnten . . .“

Sie suchte wieder durch jenes schmollende Verziehen der Lippen ihr Gefühl zu verstecken; es gelang ihr nicht mehr. In ihre Augen drängte sich alles, was sie Tag und Nacht bewegte: Mitleid, Sorge, Verehrung, Sehnsucht, der leise, aber tiefe Kummer, der so ruhig und stark an ihren Nerven zehrte, wie die Verwitterung da oben an den Dolomiten. Ihre junge Gestalt verlor die mädchenhafte Ruhe; von all den geheimen Kräften zu ihm hingezogen, wie der Venuswagen, den die Tauben ziehn, näherte sie sich. Aber es umflatterten sie auch die jungfräulichen Gefühle; sie schwirrten gegen ihre beengte Brust, hemmten ihre Kniee. Sie wußte nicht, was sie thun, was sie lassen sollte; darüber verfiel sie wieder in das schleifende Gehen, dem sie sich seit einiger Zeit hingegeben hatte, wobei die Füße kaum den Boden verließen, als suchten sie sich im Scherz durch diese reibende Hemmung selber aufzuhalten. Wolfgang nannte es „ihr Schlittenfahren“. Sie schob sich langsam und langsamer vorwärts; endlich blieb sie neben Martin, seitwärts von ihm, stehn.

Er schien das alles nicht zu bemerken, rührte sich auch nicht.

„Ich glaub', wir zwei werden nie gesund,“ sagte sie, mühsam lächelnd.

„Warum glauben Sie das?“ fragte er mit seiner trockensten Ruhe.

„Weil wir — — Sagen Sie doch selbst. Leben wir denn gesund?"

„Wir bemühn uns, denk' ich."

„O ja . . . Aber was treiben wir? — Jetzt lehren Sie mich Geschichte der Philosophie —"

„Gefällt Ihnen das nicht? Haben Sie's nicht selber gewollt?"

„Freilich hab' ich's selber gewollt," sagte sie etwas kleinlaut.

„Und dann lernen Sie jetzt sprechen; das that Ihnen sehr not. Die schöne Alt-Sprechstimme, die Sie eigentlich haben — wie sich's auch bei Ihrer Gestalt gehört — die war noch nicht so recht herausgekommen, stak Ihnen, sozusagen, noch unterhalb der Kehle. Was ich damals bei meinem Sprechmeister gelernt habe, üb' ich jetzt mit Ihnen. — Mögen Sie nicht mehr?"

„O ja; was denken Sie —"

„Oder strengt's Ihre armen Nerven an? So sagen Sie das; so müssen wir's jetzt lassen —"

„Nein, das glaub' ich nicht!"

Sie sah ihn dann nur an und schwieg; mit einem langsam heranwachsenden, so tief ernsten Lächeln, daß er kaum ertrug, es zu sehn. Darauf wandte sie ebenso langsam ihren Kopf zur Seite, starrte auf den Gartenkies, der leise unter ihren schleifenden Zehen knirschte, und atmete hörbar, schwer, aus der tiefen Brust.

„Gehn Sie lieber ins Haus, Mathilde," sagte Martin, nachdem er eine Weile auf ihr Atmen gehorcht hatte.

„Warum?" fragte sie wie aus dem Traum.

„Warum? — Ich glaube, die Nachtluft thut Ihnen jetzt nicht gut."

„Ach, was thut mir gut?"

„Mir scheint, Sie fangen wieder an, vierzehn Jahr' alt zu werden. Glauben Sie mir, das steht Ihnen nicht! — Seit einiger Zeit ergeben Sie sich auch dem Grillenfang, und quälen damit Ihre Leute. Mir thut das nichts, mich brauchen Sie nicht zu schonen; aber denken Sie an den Padre: der vergeht ja ohnehin schon vor Kummer, daß Sie nicht gedeihen. — Wollen Sie nicht ins Haus, Mathilde?"

Sie warf ihm von der Seite her einen wunderlichen Blick zu, in dem sich allerlei mischte: Abhängigkeit, Sehnsucht, Trotz. „Sie sind ein Tyrann!" sagte sie dann langsam. „Sie sind ein Despot!"

„Ich bin ein Despot?"

„Ja. — Neulich nachts, als ich nicht schlafen konnte und so ganz besonders närrisch war, wollt' ich aufstehn und Ihnen einen Brief schreiben, um Ihnen darin ausführlich zu beweisen, daß Sie ein Despot seien. Ich wollte Ihnen auch auseinandersetzen, daß ich entschlossen sei, mich von Ihnen zu emanzipieren; — ich hatte damals ein besseres Wort, das fällt mir jetzt nicht ein. O, damals wußte ich alles, was ich sagen wollte. Jetzt, in diesem Augenblick, bin ich nur zu dumm!"

„Erhalten Sie sich diese Dummheit, Mathilde; ich glaube, sie ist Ihnen gesünder. — Warum lächeln Sie plötzlich so?"

„Ah!" sagte sie und schwenkte ihren Hut, den sie abgenommen hatte, „jetzt geh' ich doch nicht ins Haus!"

„Warum nicht?" fragte er.

„Weil es sich nicht schickt: ich muß doch erst Reinhard Dittmar begrüßen; da kommt er eben den Weg herauf. Das ist recht, das ist recht: so muß es den Despoten gehn; nieder mit den Tyrannen. Grüß' Sie Gott, Doktor Reinhard!"

III.

Der „Sieger", wie Martin ihn seit einer Woche nannte, stand schon oben im Gärtchen, er war den Fußpfad hinauf mehr gesprungen als gegangen, als wollte er zugleich mit der Freude auch die Kraft seiner Lungen zeigen. Wie anders trat er heute in den Garten ein, als das erste Mal, im November! Damals kam er als guter Wille, heute als vollbrachte That; damals trug ihn die zaghafte Hoffnung, heute der Erfolg. Er stand vor seinen liebsten Menschen, drückte ihre Hände; sah in Martins brüderliches, zunickendes, lächelndes, vom Triumphgefühl gerötetes Gesicht, und in Mathildens strahlende Augen. Er erstaunte, was für eine unruhige Heiterkeit darin glühte, fast wie bei einem Fiebernden. Zugleich verwunderte er sich, wie viel geistiger ihr Ausdruck war, — nur fast übergeistigt; und wie schön sie dastand; als hätte er sie in dem ganzen Winter nie so schön gesehn. Sie drückte auch seine Hand herzlicher als je, mit aufgeregter, flackernder Freude. Er hatte nach Martins Briefen geglaubt, sie matter, erschöpfter, leidender zu finden; diese Erregung, wenn sie

auch nicht beruhigend war, that ihm wohl beim Willkomm. „Wenn Sie noch einen Kranz aufgesetzt hätten, Baronin Mathilde," sagte er, in seinem Glückstaumel scherzend, „so hätten Sie eben dagestanden wie 'ne Siegesgöttin! Oder haben die Siegesgöttinnen nur einen Kranz in der Hand, um ihn dem Herrn Sieger aufzusetzen; ich weiß nicht. . . . Hoffentlich sind Sie auch, was Sie scheinen: gestärkt, fast gesund!"

„Von meiner Gesundheit," antwortete sie rasch, „wird jetzt nicht gesprochen. Sie schwelgen nun also in Glück?"

„Ich wäre wohl höllisch undankbar, wenn ich es nicht thäte! — Uebrigens ist es komisch — aber das Leben macht es ja gerne so —: nach diesem stillen Bozener Winter ist nun plötzlich die Unruhe, das rastlose Hinundher in mein Leben gekommen; — mir recht, mir gefällt's. Von Berlin plötzlich nach Meran, um einen Menschen zu sprechen, so wie man sonst einen Brief schreibt; eine Sache, die grade eilig war und die man mir antrug; nun, ich nahm sie um so lieber an, da ich auf diese Weise die Villa Rohrbach wiedersehen konnte. Morgen aber schon nach Berlin zurück!"

„Und darf man fragen, was Sie in Meran —"

Reinhard schüttelte lächelnd den Kopf: „Nein!"

„Er hat schon Geheimnisse!" rief Martin mit drolligem Triumph aus. „Der ganze Kerl ist fertig! — Und das wird nun so weitergehn?"

„Diesen Sommer, ja. Ich werde allerlei Reisen machen, um mit eigenen Augen zu sehn, was in den andern Ländern für die Arbeiter geschieht oder nicht geschieht; das ‚Reichskanzleramt' schickt mich aus. Er hat eine Form gefunden, mich einstweilen so ohne Titel in Besitz zu nehmen; ich bin dem Kanzleramt bis auf weiteres angehängt. Grade so ist mir's recht. Kann nun so ganz der einen Sache leben — unter seinen Augen. O, Baronin Mathilde, was ist das für ein Mann! Kennten Sie den Mann!"

„Ich glaub's wohl; ich möcht's wohl!" antwortete sie, in ihrer nachdenklichen Weise auf die Erde blickend. „Sie haben ihn noch öfter gesehn?"

„Ja; noch zweimal. Bin ich voreingenommen? macht mich der Eifer für meine Sache zu warm? Ich weiß nicht. Die Größe dieses Mannes geht mir sehr zu Herzen! — Im Herbst soll dann wirklich — — Aber da sind wir schon wieder bei den

Geheimnissen. Ich werde jetzt so verschlossen und randvoll werden wie ein verliebtes junges Mädchen!"

„Schadet nicht," sagte Martin ruhig; verstohlen blickte er auf Mathilde. Die schien nichts gehört zu haben, ihre Augen träumten. „Wie wär's denn, liebe Mathilde?" sprach er lauter, so daß sie aus ihrem Hinbrüten auffuhr. „Wollen Sie da drin den Männern nicht sagen, daß der Reinhard hier ist? Ich bring' ihn dann bald hinein; hätte noch drei Worte mit ihm zu sprechen. Geben Sie uns eine recht gute Flasche auf den Tisch; so eine fürs Abschiednehmen und fürs Wiedersehn!"

Mathilde nickte und ging. Ihre etwas müden, träumerischen Schritte klirrten auf dem Kies; die hohe Gestalt verschwand in der Hausthür. „Lassen wir die jetzt," sagte Martin, da Reinhard, der ihr nachgeblickt hatte, offenbar nach ihr fragen wollte; „ebenso wie meine Zehe, mit der du schon so teilnehmend geliebäugelt hast. Sag mir nur noch eins, eh wir zu den andern gehn: deine Verlobung ist abgemacht?"

„Ja," antwortete Reinhard und nahm Martins Hand; „jetzt kann ich's sagen. Bisher konnt' ich's nicht, so fest ich auch daran glaubte, so verlobt ich mich fühlte; Ulrike war fast krank vor Bangigkeit und Scheu, sich zu entschließen. Zuerst schien ihr's unmöglich, solange sie um Juliane sorgte, um ihre Gesundheit, ihre Seelenruhe, ihr Schicksal; dann kam sie auf die erste Sorge zurück: war es keine Uebereilung, gehören wir wirklich zusammen? — O, ich sage dir, sie zeigte dabei jeden Tag, jede Stunde ihr rührendes, vortreffliches Herz. Sie machte mich oft ungeduldig — denke dich hinein: alles, was mich beschäftigte, meinen Kopf, meine Seele erfüllte — aber ich segnete mich dann doch, daß ich gleichsam gezwungen wurde, in jede Falte ihres Herzens zu sehn. Da sind keine kalten, toten Stellen; alles sonnig, warm. Ich fände keine bessere Frau!"

„Kann mir's denken, Reinhard. Als ich sie das letzte Mal sah — du wirst dich nicht erinnern; wir standen aber zusammen, bei Adams — da kriegte ich einen meiner Anfälle von Einsicht und sagte: die könnte man vom Fleck weg heiraten und wär' gut daran! — — Aber Juliane. Da war ja nach deinen Briefen der Teufel los. Nieder mit der Aristokratie, es lebe der interessante Bourgeois, es lebe die alte Liebe! — Und jetzt hat sie nichts?"

Reinhard schüttelte den Kopf. „Weniger als nichts! — Dem Grafen war es genug, daß er sie vor meiner Thür gefunden hatte — und wie. Nun, was ist da zu sagen? Ich hätte es ganz gewiß mit meiner Frau ebenso gemacht! — Juliane natürlich zu stolz, sich gegen die Scheidung zu sträuben; Kinder sind nicht da, Schwierigkeiten wird es nicht geben. Vorläufig lebt sie noch von dem Geld, das er ihr aufgedrängt hat, vornehm wie er ist; sie ist fort, mit der unglücklichen Mutter, zu Verwandten nach England; Ulrike folgt ihnen nach. Denn vor dem Winter, das sehe ich ein, können wir nicht heiraten; und allein in Berlin zurückbleiben kann Ulrike nicht. ... Was aus Juliane werden wird? Ja, wer kann das sagen. Ich versichere dich — auf meine Ehre, würd' ich sagen, wenn das nötig wäre — ich bin ohne Schuld. Mitleid mit ihr, das hab' ich genug. Mehr hatt' ich nicht!"

„Um Juliane ist mir nicht bange," sagte Martin ruhig. „Wenn jener Görg in der Gellertschen Fabel nach seines Vaters Meinung ‚durch seine Dummheit fortkommt', so hat Juliane andre Qualitäten, die auch nicht von Stroh sind. — Erlaubst du mir nur noch eine Frage, mein Junge?"

„Jede, die du willst!"

„Schau' — erst war's Juliane, jetzt ist es Ulrike. Wenn ich wählen sollte und statt dieses einen Lebens hundert zur Verfügung hätte, so nähm' ich Juliane, aus Neugier, für eins, und Ulrike für alle andern neunundneunzig; so klar ist die Sache für mich! Aber du — du hast die andre jahrelang aufs heftigste geliebt. Die andre ist schöner, witziger, unterhaltender. Nimm mir's nicht übel, mein Junge: wirst du nicht vergleichen? Wirst du nicht — — den Henker auch, die Sache ist schwer zu sagen — wirst du nicht bei ruhigerem Blut auf den schnöden Gedanken kommen, daß du dich jetzt begnügst, ‚zweiter Klasse fährst?'"

Reinhard lächelte. „Mein guter Martin —"

Martin unterbrach ihn: „Ist dir diese Frage zu dumm, oder empört sie dich?"

„Keins von beiden, Martin. Du weißt, ich lebe nicht so drauf los; eher grübl' ich zu viel; ungefähr so hab' ich mich das neulich selber gefragt. Ich bin auch nicht blind. Daß Ulrike nicht schön ist, das seh' ich;" — er lächelte: „aber daß sie mir sehr gefällt, und zwar immer mehr, das seh' ich auch. Und so

bild' ich mir ein, daß ich doch das große Los gezogen habe, und fühle mich als reichen Mann!"

Martins Senkbleiaugen wanderten auf Reinhards Gesicht und Gestalt herum; es schien da irgend etwas zu sein, das ihn nicht ganz beruhigte oder überzeugte; er nickte dann aber und strich durch seinen Bart. „All right!" sagte er, dem Freund eine Hand auf die Schulter legend. „Daß du das große Los gezogen hast, das ist meine Meinung auch; — ach was, dummes Zeug: ‚Meinung'; ich bin davon überzeugt, kann ich dich versichern. Darum hätt' mir's so leid gethan, wenn ich gezweifelt hätte, ob dir's auch so ist. Du bist nun auf einem guten Weg; was? Bist du nicht? Hast ein hübsches Stück von dem Berg erstiegen; kannst zufrieden sein. Bist mit den Dornen so ziemlich fertig; nun laß dir vom Teufel keine Nesseln dazwischen säen. Laß dir die Zufriedenheit nicht — — Aber was fang' ich da an zu salbadern. Gehn wir hinein, zu Barons, und trinken wir auf dein Glück!"

„Wart' noch einen Augenblick," sagte Reinhard, der auf den Fußweg von der Fahrstraße blickte. „Was ist das für ein schwarzhaariger Herr, der da mit dem alten Merzbacher heraufsteigt? Ist das nicht die Raubvogelnase des Doktors Jenner?"

„Was für eines Jenner?"

„Des Berliner Nervenarztes; ich dachte, du hättest ihn da auch gesehn. Der hat mich an jenem Schicksalsabend bei Adams gehindert, mich zu betrinken; hat mir ein Glas Wein aus der Hand genommen —"

Er unterbrach sich, da die beiden Herren jetzt die Gartenterrasse erstiegen hatten und er den Schwarzhaarigen sicher erkannte. Es war Doktor Jenner, dessen schlanke, beinahe hagere Gestalt seit dem November zugenommen hatte. Mit seinen elastischen Schritten dem etwas schwerfälligen, keuchenden Merzbacher zuvorkommend, sah Jenner mit raschen Augen die Oertlichkeit an, bemerkte die beiden Freunde und ging auf sie zu. „Hier findet man sich wieder, Doktor!" rief seine helle, kräftige Stimme. Er ergriff Reinhards Hand. „Ich hab' in Venedig von Ihrer großen Jungfernrede gelesen; gratuliere herzlich. Heut' sehen Sie ganz anders aus als damals bei Adams. Da wußte man nicht: kommt er aus der Erde, oder will er hinein?"

„Herr Doktor Jenner aus Berlin," sagte der alte Merzbacher

mit seiner noch etwas atemschwachen, gutmütigen Stimme. „Und das ist der Doktor Olearius, der mir geschrieben hat! — Doktor Jenner ist nämlich auf der Durchreise und hat mich besucht —"

„Komme von den italienischen Seen und Venedig, hab' mich ein paar Wochen erholt," warf Jenner dazwischen.

„Und hat mich besucht," wiederholte Merzbacher, der seinen Faden, wie so viele ältere Herren, nicht gerne abreißen ließ. „Und da es sich bei der werten Patientin um Nerven handelt — leider, leider — so hab' ich mir erlaubt, Freund Jenner mitzubringen; denn ich weiß mir für Nervengeschichten keine bessere Kapazität. Die Baroneß ist zu Hause, hoff' ich —"

„Ich muß nämlich morgen weiter!" setzte Jenner hinzu.

Martins rötliches Gesicht war bleicher geworden; er wußte selbst nicht, warum. „Wollen die Herren nur die Güte haben, einzutreten," erwiderte er; „die Baronin ist da."

Der kleine Doktor Merzbacher trat näher an Martin heran und dämpfte seine Stimme: „Es ist Ihnen ja hoffentlich recht, daß ich ihn mitgebracht hab'; wissen Sie, bedenken Sie, die Nerven — das ist 'ne heikle Geschichte. Wenn man da nicht im großen Stil kuriert, so kommt man nicht weit —"

„Ich dank' Ihnen, lieber Herr Doktor," unterbrach ihn Martin. „Wozu fragen Sie übrigens mich, ob mir's recht ist; ich bin eine Nebenperson, ich bin nicht der Vater. Bitte, treten Sie mit Herrn Jenner ein!"

Die beiden Aerzte gingen ins Haus. Martin murmelte: „Jenner . . . Hab' ich nicht gelesen, daß dieser Jenner eine Nervenheilanstalt gegründet hat, die bereits berühmt wird?"

„Ja," antwortete Reinhard; „ganz nah bei Berlin. Er soll außerordentliche Erfolge haben; seine Patienten schwärmen für ihn —"

„Das hätt' ich nicht gedacht. Dieses scharfe Adlergesicht, diese schneidige Stimme —!"

„O, er ist ein sehr begabter Mensch, — ich glaub', ein geborener Schauspieler: seine Stimme kann so weich, so gemütlich werden; und auch sein Gesicht. Er hat daher auch viel Glück bei den Frauen, sagt man —"

„Ah!"

Reinhard lächelte: „Ist dir das nicht recht? — Für die Frauen, die seine Patienten sind, soll er immer nur Arzt sein.

Er gehört zu der neuen Richtung, hör' ich, die auch durch Einwirkungen im Schlaf zu kurieren sucht; genau weiß ich's nicht. Das sind ja auch alles noch nebelhafte Dinge ... Aber sag' mir, Martin. Du hast an den Doktor Merzbacher geschrieben, sagt er. Auch sind' ich dich aufgeregt. Steht's mit Mathilde schlecht?"

„Nu, Bruder, gut steht's nicht!" gab Martin zur Antwort; er fuhr sich mit der Hand durch die dünnen Haare, über den ganzen Kopf, unter einem Lächeln, das nicht recht gelang. „Da ist allerlei kaput; ihre Nervenstränge vibrieren, daß man's beinah sehen und hören kann. So recht fidel gesund ist sie ja schon lange nicht; gewisse neurasthenische Vertracktheiten kenn' ich an ihr, seit sie kein Backfisch mehr ist; aber all das Zeug nimmt jetzt überhand. Ich weiß nicht, wie ich's nennen soll; als wär' sie vom eigenen Temperament ins Genick geschlagen ..."

Er machte nur noch eine Bewegung, und dann war er still.

Reinhard schüttelte mitleidsvoll den Kopf. „Und wie ich sie kenne," sagte er nach längerem Schweigen: „am guten Willen, gesund zu sein, an Selbstbeherrschung fehlt es ihr ja nicht —"

„Aber die ist ja nichts als Selbstbeherrschung, Bruder!" rief Martin aus. Er dämpfte sich sogleich wieder und fuhr beinahe ruhig fort: „Ich kann dir sagen, wir haben schlimme Tage gehabt; und auch schlimme Nächte. Bei Mathilde ist so ziemlich der letzte Faden gerissen, sie baumelt nur noch am Willen ... Heute nacht konnt' ich nicht schlafen — nämlich vor Hunger nicht, weil ich außer der cholerischen Zehe auch noch einen melancholischen Magen habe und mich abends nicht satt essen darf — ich stehe also endlich auf, zieh' mich an, geh' über den Korridor, um unten die Küche auf Speisereste zu revidieren. Da geht Mathildens Thür auf, und heraus tritt — ja, wer? Ein Wesen, wie es nach dem tollsten Leben nicht entsetzter auf den Ton der Posaune zum jüngsten Gericht heraufsteigen kann: die Augen irr, die Lippen blau, und die Zähne klappern. Ich steh' einen Augenblick sprachlos da; aber dieses Mädel, auch in diesem Zustand noch mehr Menschenliebe als Selbstliebe, sie schaut mich an und sagt: Gott! was fehlt Ihnen? und was thun Sie hier? — Mir, sag' ich, mir fehlt nichts; ich will mir nur was zu essen holen; aber Sie? Sie sehen erbärmlich aus, muß ich Ihnen sagen. — Was antwortet sie? Weiter nichts als: Ich glaube, ich werde verrückt! — — Es ging mir in die Knochen, Bruder ... Ich

nahm sie dann sacht bei der Hand, sah sie möglichst eindringend an und sagte mit meiner besten Stimme: Sie sollten wieder zu Bett gehn, Mathilde. Deklamieren Sie sich leise den ersten Chorgesang aus der Antigone, griechisch. Zählen Sie bis Hundert. Ich will's ebenso machen; jeder kann auch dabei an den andern denken; endlich schlafen wir beide ein! — Es half. Sie widerstrebte zuerst stumm mit den Schulterblättern; dann ging sie ganz gefügig in ihre Kemenate zurück — und wie sie mir heut morgen erzählt hat, hat sie gut geschlafen. Ich half mir in der Küche, statt eines Schlaftrunks nahm ich einen Schlafimbiß; auch 'ne gute Sache!"

„Danach schriebst du aber heut an den Doktor Merzbacher —"

„Ja. Mußte ich da nicht? — Sie hat mir auch diesen Abend versprochen, dem Doktor all ihre Symptome ganz aufrichtig zu sagen; und sie hält immer ihr Wort. Nun reden sie da drinnen und reden ... Nun, und dann? Was wird dann geschehn?"

„Martin, du leidest sehr —"

Reinhard sprach nicht weiter, denn Martin legte ihm eine Hand auf den Mund; eine kalte Hand. „So was Ueberflüssiges sagt man nicht," antwortete er mit einem Lächeln, das Reinhard selbst an Martin noch nicht gesehen hatte; es kam wie aus einer andern Welt. „Was man wohl drum gäbe, wenn man solch ein Wesen — — Dieses Mädel, Reinhard! Deine Ulrike in Ehren — aber diese Mathilde, denk' ich zuweilen, die ist gar nicht von hier; sie ist von der Venus heruntergefallen — wo man schon weiter ist. Die hat alles, aber alles groß: Weltverstand, Humor, Musik, Pflichtgefühl, Seelenadel — und — und ein Herz zum Lieben ... Ein Herz ... Und da zusehen müssen — ohnmächtig — die Arme an den Leib gebunden — während man sie martert — —"

Er zog eine Welt von Atem ein, mit offenem Mund; die Augen hatte er fast geschlossen. Reinhard sah es und sagte nichts. Aus Mitgefühl war ihm übel zu Mut; — dabei überlief es ihn, daß er zugleich noch etwas Andres, Schauerliches fühlte: er beneidete Martin um diese gewaltige Kraft des Schmerzes — und der Liebe. Es verwirrte ihn, das zu spüren. Er drehte sich herum und sah in die Luft.

„Also gut, so gehn wir," sagte Martin nach einer Weile, als hätte Reinhard gesprochen. „Man schwatzt immer viel zu

viel. Wenn jemand von ‚Vorsehungs' wegen gemartert wird, was ist da zu machen! — — ‚Seine Patienten schwärmen für ihn', sagst du. Dann wird also vielleicht auch — — Komm, wir wollen zum Vater gehn. Guter Padre. Der trägt auch das Seine. Also komm ins Haus!"

IV.

Reinhard und Martin traten ins Speisezimmer ein, wo der Tisch gedeckt war; es saß aber noch niemand daran als Wolfgang, an seinen Sessel zurückgelehnt; er aß nicht, er wartete. Als er den Gast „aus der großen Residenze" sah, sprang er auf, ihn herzlich zu begrüßen. „Mathilde ist noch im Salon?" fragte Martin.

Wolfgang nickte: „Sie hat offenbar noch nicht alles gestanden; sie wird noch verhört."

„Und dein Vater?"

„Geht in seinem Zimmer auf und ab; er war lieber allein, wie mir's vorkam."

„Dann wollen wir ihn nicht stören . . ."

Der Baron zeigte sich aber jetzt in der noch offenen Thür; die tröstende Zigarre in der Hand, doch schien sein noch jugendliches Gesicht gealtert, sein schöner Bart noch grauer zu sein. „Wie thut mir's leid, lieber Doktor," sagte er mit seiner herzlichen Stimme, „daß Sie uns in einer so unfestlichen Verfassung antreffen. Wir wollten ja mit Ihnen recht bei schäumendem — — Sehen Sie, wo Kinder im Haus sind: die machen solche Dummheiten. Und in meiner Ungeduld, zu hören, was mit Mathilde los ist, geh' ich herum wie ein Narr . . . Setzen wir uns wenigstens, wenn es Ihnen recht ist; gehen wir zu Tisch!"

Wolfgang klingelte, ein junger Diener erschien; er trug ein kaltes Vorgericht auf, Martin schenkte ein. Die andern setzten sich, begannen zu plaudern; Martin ging noch um die Tafel herum, es fehlte ihm die Ruhe. An Essen dachte er nicht. Der „melancholische Magen" hätte es heut auch noch weniger gelitten als sonst. Er begann zu summen, zuletzt leise zu pfeifen und aus seinem Taschentuch ein kunstvolles, verknotetes Gebilde zu machen, das er dann wieder auflöste.

Es verging eine geraume Zeit; endlich öffnete sich die geschlossene Thür, und Doktor Jenner trat mit Merzbacher von der Hausflur ein. Jenner machte den Lobpreisungen Reinhards Ehre, er sah harmloser, beruhigender und vergnügter aus, als Martin bei diesem „Adlergesicht" für möglich gehalten hätte. Sich die Hände reibend, ging er in seiner leichten, federnden Weise auf Rohrbach zu: „Herr Baron, wenn Sie mir Ihre Tochter für einige Zeit anvertrauen wollen — ein durchaus geeigneter Fall. Da kann ich zuversichtlich sagen: das ist eine Sache für mich. Ziemlich spät — aber noch nicht zu spät. Da ist was zu machen!"

Rohrbach stand sehr erschrocken da; er war aufgestanden. „Ziemlich spät, sagen Sie —"

„Ja, aber nicht zu spät," fiel ihm Jenner sogleich ins Wort. „Wenn Sie mir die Baroneß schicken oder bringen — aber möglichst bald — so glaub' ich an einen guten Erfolg. Sie müssen mir aber nicht übel nehmen, wenn ich — ganz ohne Rücksicht darauf, daß ich scheinbar für mein Interesse spreche — Ihnen aufs offenste sage: so ein Fall wie Ihre Tochter wird hier nicht gesund. Doktor Merzbacher wird Ihnen das bestätigen —"

Merzbacher nickte eifrig. „Wird hier nicht gesund," wiederholte er. „Da muß gründliche Arbeit gemacht werden. Herr Baron, glauben Sie mir, es ist hohe Zeit!"

Dieses Wort fuhr Rohrbach wieder in die Glieder; er hatte Mühe, die äußere Ruhe zu bewahren. „Und wie lange glauben Sie denn —?" fragte er, sich zu Jenner wendend.

„Da ist schwer zu antworten," sagte dieser, liebenswürdig lächelnd; „die Wissenschaft ist noch jung — und ich sehe die Baroneß heut zum erstenmal. Sechs Wochen oder sechs Monate, das kann niemand wissen —"

„Sechs Monate!" rief Rohrbach aus. Er verstummte mitten im Wort, denn eben trat sein Kind in die Thür, langsam, bleich, geisterhaft ernst. Ihre gleichsam erstarrte Erscheinung, das Gesicht mit den farblosen, gepreßten Lippen und den bangen Augen wirkte so, daß alle schwiegen. Sie sah flüchtig über die andern hin, dann auf Martin, der zwei Schritte von der offenen Thür zum Musikzimmer stand. Mit einer plötzlichen Entschließung ging sie auf ihn zu; er fühlte überrascht, wie sie ihren zitternden Arm unter den seinen schob und ihn mit sich fortzog. „Kommen Sie!

kommen Sie!" flüsterte sie hastig, in einem hilfeflehenden, verzweifelnden Ton. Er ward fortgezogen und wußte nicht wie. Es litt sie auch im Musikzimmer nicht, sie trat in das dritte; es war Wolfgangs Zimmer, mit Jagdtrophäen und Waffen geschmückt. Die Thür hinter sich anziehend, so daß sie ins Schloß fiel, starrte sie ihm nun mit all ihrem Elend ins Gesicht, so verstört, daß sie ihn fast an das Entsetzen dieser Nacht erinnerte; doch lag eine kindliche Angst in ihren Zügen, mehr rührend als schrecklich, und eine die Lippen öffnende Bitte, die ihm stumm ins Herz griff.

„Was wollen Sie?" fragte er, sich wie immer fassend. „Man wartet auf uns. Sagen Sie's geschwind!"

„Helfen Sie mir!" stieß sie nun heraus. „Niemand kann mir helfen als Sie. Lassen Sie mich nicht fort. Ich will nicht fort. Will nicht in das Narrenhaus. Ich bin ja doch nicht verrückt. Da würd' ich verrückt. Lassen Sie mich nicht fort!"

„Wie kann man mit Ihrem Verstand so reden," erwiderte er lächelnd. „Schämen Sie sich: so schwatzt ein Bauernmädel, nicht Mathilde Rohrbach. Das ist kein Narrenhaus, sondern da macht man nervenschwache Leute gesund. Und da werden Sie auch gesund!"

„Da werd' ich verrückt," sagte sie nochmals, und schüttelte den Kopf. „Ich will nicht fort! Ich kann nicht von Ihnen fort! ‚Sechs Monate', sagte er. Haben Sie's gehört?"

„Gewiß; aber es wird nicht so —"

„Ach, es wird doch so," fiel sie ihm ins Wort, zusammenschaudernd, zitternd. „Wie soll ich ohne Sie leben? Ich kann's nicht. Fühlen Sie das nicht? Lächeln Sie nicht so! Ich bin so elend, so schwach; bin ja nicht wie ein Baum, nur wie eine Ranke — an Ihnen halt' ich mich aufrecht. Verbieten Sie mir, fortzugehn! Hören Sie, hören Sie: verbieten Sie es mir!"

Sie sprach hastig, beflügelt, die Augen auf ihn geheftet, mit dem brennenden Blick der gequälten Kreatur; ihre Hand lag auf seinem Arm und schüttelte ihn mechanisch wie ein leiser Wind. Alle seine Kräfte hart zusammennehmend, antwortete er: „Ich höre Sie, Mathilde; seien Sie ruhig, ich höre Sie. Aber hören Sie mich nun auch, und bedenken Sie, daß da hinten die andern warten und sich wundern —"

„Was gehn uns die andern an! Ich spreche nur mit Ihnen, mit Ihnen. Verbieten Sie es mir!"

„Wie kann ich das, gutes Kind? Denken Sie doch nach; Ihr junger Kopf ist so klug, er versteht die Welt schon so gut. Ich bin Ihr Lehrer, Ihr Freund; verbieten kann nur Ihr Vater —"

„O, der gibt mich fort. Was liegt mir aber daran, ob ich etwas weniger leide oder nicht — wenn ich nur hier bleibe, wenn Sie mich bewachen. Sagen Sie mir: du bleibst!"

Er nahm ihre unruhige Hand zwischen die seinen: „Gute Mathilde, ich kann's ja nicht. Ueberdenken Sie's. Wer bin ich denn? Wer gibt mir das Recht?"

Ein rasches, zuckendes Gefühl flog durch ihren Körper. Einen Augenblick sanken ihre Wimpern; dann sah sie ihn wieder an, mit dem tiefsten Blick, den sie je zu ihm aufgeschlagen; er schien ihn zu fragen: „Warum nimmst du dir nicht dies Recht? Warum endest du nicht diese lange Pein und legst um unsre verbundenen Seelen noch den letzten Ring?" — Es war wie eine stumme Werbung in der bittersten Not; aus diesem reinen, jungfräulichen Antlitz so erschütternd, daß sich ihm ein Nebel um die Augen legte. Er lehnte sich gegen die Thür; er rang nach Luft, nach Stimme, nach Fassung.

„Also daß Sie mich recht verstehn," sagte er endlich, tonlos — denn die Kehle versagte ihren Dienst —, aber mit entschlossener Ruhe, als sage sich das alles eigentlich von selbst. „Sie wissen ja, wer ich bin: Martin Olearius — basta. Weiter nichts. Was kann wohl so einer befehlen oder verbieten, der nichts ist, nichts hat; der beinahe ein Krüppel ist: schauen Sie doch auf diesen Fuß mit dem zerschnittenen Schuh. So einer geht so mit durch die Welt — aber zu sagen hat er nichts; wird sich auch wohl hüten. Gehn Sie zum Padre, Kind!"

Sie antwortete nichts; mit einem Seufzer, der mehr ein mechanisches, mühsames Einziehen des Atems zu sein schien, schloß sie die Augen und schwankte. Eine grünliche Blässe durchdrang die gebräunten Wangen. Er fing sie in seinen Armen auf; sonst wäre sie gefallen. Schwer und wie tot lag sie an seiner Brust.

„Mathilde! Kind!" stöhnte es zweimal aus ihm heraus, während sie so lag. Er umklammerte sie mit seinen Händen, seinen Armen, als müsse er sie einem Feind entreißen; er atmete

den Duft ihres Haars, ihres jungen Lebens. Nie hatte er sie sonst so nahe berührt; nur ein einzigmal, als sie mit fünfzehn oder sechzehn Jahren aus einer gefährlichen Krankheit wieder auferstanden war und er sie im Jubel der Freude an sein Herz gedrückt hatte. Damals ahnte er doch noch nicht, wie viel Glück und Schmerz ihm diese Genesene, dieses halbe Kind noch bereiten werde ... „Mathilde!" flüsterte er noch einmal. Sie erwachte nicht. Sie drückte weich und süß und doch fast übermäßig gegen seine Brust. Ein unerträgliches Verlangen ergriff ihn, wenigstens ihr Haar, ihre Stirn zu küssen. „Ich liebe dich ja," dachte er. „Ich liebe dich ja," hätte er fast vernehmlich und laut wiederholt ...

Wohl minutenlang standen sie so da; endlich fühlte er, daß sie leichter wurde. Sie kehrte aber langsam, gleichsam widerstrebend, in die Welt zurück. Als sie sich aufgerichtet hatte und in sein Gesicht sah, schien sie sich sogleich zu erinnern, was er ihr zuletzt gesagt hatte: denn wie ein Schreck kam ihr's in die Augen, und eine tiefe Röte stieg ihr bis zu den Schläfen hinauf. Sie löste sich aus seinem Arm.

„Ich war ja wohl recht verrückt," sagte sie mit erkämpftem Humor; „hab' eine Art von Ohnmacht gekriegt."

„Ja, so ungefähr! — Schauen Sie, das sind diese Sachen, die Ihnen der Doktor wegkurieren will. Ich denk' mir, er kann's! Wenn Sie zu ihm gehn — das kommt auf Sie und den Padre an —, so kehren Sie uns hoffentlich gesund und glücklich zurück; wie ein junger Baum. Und bald, hoff' ich; bald. Und dann leben wir wieder wie — — Sagen Sie! Meinen Sie nicht?"

Sie gab keine Antwort. Es war nur, als schüttele sie ganz sacht den Kopf; es mochte aber auch sonst eine leise, unbewußte Bewegung sein. Sie sah ihm wieder fest in die Augen, aber es war nicht mehr der suchende, fragende, flehende Blick wie vorhin; etwas Fremdes war's, etwas Versteinertes. Die fast übergroßen, ernsten Augen schienen ihm zu sagen: so wie in dieser Stunde sehn wir uns nicht wieder ...

Er hielt es nicht länger aus, diesem Blick zu stehn. Er lächelte ungeschickt: „Können Sie wieder aufrecht gehn? — Dann seien Sie gut, Mathilde, und gehn Sie zu Ihrem ungeduldigen Vater und zu den andern zurück. Und mich — mich entschuldigen Sie; es ist ja nicht das erste Mal. Ich schwänze wieder das Abendessen. Ich ziehe mich in meine Kajüte zurück. Allerlei

Nerven; brauche etwas Ruhe ... Vielleicht komm' ich später. Seien Sie tapfer, Mathilde; dazu sind wir ja da ... Gehen Sie zum Padre!"

Er winkte mit der Hand — er konnte nicht mehr reden — und ging hinaus, auf den Korridor.

V.

Als Martin in sein Zimmer kam, verließ ihn die Kraft, auch die körperliche; mit einer erlösenden, hinstürzenden Bewegung warf er sich auf sein Sofa, den Kopf nicht gegen die Lehne, sondern tief in die Ecke gedrückt, die Arme von sich gestreckt, und preßte die brennenden Lider gegen die lichtscheuen, lebensmatten Augen. „Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!" stöhnte er vor sich hin. „Wozu soll das alles ... Was wollt ihr ... Ja, ja, ja, ich liebe sie; nun, was ist's denn weiter; bin ich nicht auch ein Mensch? — Dieses Prachtgeschöpf; diese Seele, die an mir hängt, wie ich nicht am Leben; die nicht von mir lassen will — Gott mag wissen, warum ... Herr mein Gott! mein Gott! — Da steht dieses Mädel — für einen König zu gut — und fragt mich mit den rührendsten Augen, die es gibt: willst du mich denn nicht? Und ich — —"

Er schüttelte sich; es fiel darüber ein Kissen von der Sofalehne herab und auf ihn; er nahm es in die Hände, hob es an den Mund, schlug alle Zähne hinein — seine starken Zähne, wie für ein langes Leben gebaut — und grub sie in den weichen Stoff. So lag er eine Weile still, — nicht zum erstenmal; in dieses stumme, verschwiegene Ding hatte er schon öfter seinen Schmerz, seine Wut verbissen. Endlich warf er es ins Zimmer hinein, öffnete die Augen. Er lachte auf: Ja, und ich! Martin Olearius ... Wer ist Martin Olearius; ein Erzieher; ein dreißigjähriger Invalid; — da brennt seine Zehe. Eine große und breite Null. Was das schon für ein Name ist: Martin Olearius! — — Und ich hab' doch auch ein Herz; o mein Gott, dieses Herz ... Furchtbar kann es lieben; so mit der ganzen, runden Kraft seiner Nullheit kann es lieben; so kann's kein Cäsar, kein Shakespeare, kein Mozart — nur wir können's so, die wir sonst nichts können. Und dabei verzichten — verzichten ... Was

denkt ihr denn, ihr da oben — bildet ihr euch ein, man kann ewig kämpfen ... Ich kann nicht mehr; ich kann nicht mehr. Schlagt mich tot, so ist's gut; aber sagt nicht mehr: verzichte, verzichte ...

Er hob in Verzweiflung die geballten Hände: Mathilde! Sie vergeht! und ich! — Er brach in ein Weinen aus, das erste seit der Kindheit; ein trockenes, thränenloses Weinen, ein langgezogenes Schluchzen. Sein sich zusammenkrampfender Körper wendete sich; er lag auf dem Gesicht.

Es klopfte an seine Thür; dann ward sie geöffnet. Baron Rohrbach trat ein; das letzte, späte Tageslicht fiel noch auf seine Züge, in denen sich allerlei Weiches, Schmerzhaftes regte und bewegte. Er wollte sprechen; „Olearius!" fing er an. Auf einmal hörte er vom dunklen Sofa her ein lautes, unbändiges Lachen, das ihn überraschte. Es dauerte eine Weile; dann richtete Martin sich auf.

„Worüber lachen Sie so?" fragte der Baron.

„Worüber? — Nur 'ne Dummheit, Padre; ein toller Einfall, der mir vorhin kam — und an den sich eben ein andrer hängte. Ich lachte schon, eh Sie kamen; — ganz dumm."

„Ah so!" sagte Rohrbach. „Es hörte sich anders an ... Desto besser, daß Sie den Humor nicht verlieren; — Sie haben ihn ja immer für uns alle gehabt. Ich konnte auch nicht begreifen, daß Sie — — Also Lachen war's."

„Ja; was denn sonst?"

„Ich dachte — — Es geht Ihnen also nicht schlecht, lieber Freund? Mathilde sagte uns —"

Martin war aufgestanden; „hat nichts zu sagen," fiel er ein: „nur einer meiner bekannten kleinen Rückzüge. Also wie steht's? Was gibt's?"

Rohrbach zuckte die Achseln: „Was ist da zu machen? Es scheint, wir müssen das Kind wirklich von uns lassen; — auf so schauerlich unbestimmte Zeit. Merzbacher hat mich beiseite genommen: sie sind beide einig, sagt er; es sei nicht nur hohe, sondern die höchste Zeit. Es gebe für solche Kranke keine bessere Heilanstalt als die Jennersche. Sie zweifeln nicht am Erfolg, wenn man Jenner Zeit läßt. Jetzt essen sie mit uns, ich hab' sie gebeten; morgen früh fährt Jenner nach Berlin und in seine Anstalt zurück; übermorgen früh oder morgen abend folg' ich mit

dem Kind. — Was soll ich andres thun, lieber Freund? — Sind Sie einverstanden?"

„Guter Padre!" sagte Martin, dem Baron die Hände auf die Schultern legend; „daß Sie mich noch fragen. — Gewiß!"

„Was könnt' ich denn thun ohne Ihre Zustimmung. — Wie werden wir dann aber so lange ohne das Mädel leben, Olearius?"

Martin lächelte: „Zuweilen etwas langweilig, fürcht' ich ... Sie sehn recht trüb aus, Padre; wie ein Regenwetter."

„Nu ja, ich hab' doch nicht Ihre Seelenstärke — und auch nicht Ihren Humor. Der thäte mir heute abend ganz besonders gut — drüben an der Tafel — wenn ich rechts mein blasses Mädel und links diesen schwarzen Jenner sehe, der sie mir entführt. Wär' mir heut' ein Balsam gewesen, Ihr Humor; — aber Sie brauchen Ruhe. Also gute Nacht!"

„Was fällt Ihnen ein," sagte Martin rasch; „ich brauche keine Ruhe mehr; ich gehe ja mit. Ob unter Assistenz meines sogenannten Humors, das ist ungewiß; aber als Verzierung Ihrer Tafel, sozusagen als Schönheitspflästerchen, sollen Sie mich nicht vermissen. Reinhard Dittmar ist ja auch noch da ... Das ist das Leben, Padre: der eine kommt und der andre geht. Später kommt der andre!"

Er steckte die Hände in die Taschen, als sei ihm ganz wohl und gut, bot dem Baron den Arm und führte ihn hinaus und die Flur entlang. Im Speisezimmer, unter der brennenden Hängelampe, hatte sich eben das Gespräch belebt, es war politisch geworden; während Wolfgang müde, Mathilde in sich versunken da saß, ereiferte sich Jenner gegen die feindlichen Nachbarn des Deutschen Reichs im Westen und im Osten, Reinhard aber für ruhige Selbstbesinnung, für die friedliche Arbeit am sozialen Körper, die ihm so am Herzen lag. Martin hörte eine Weile zu; endlich nahm er sein gefülltes Glas, das noch immer unberührt dastand, und trank es aus.

Das wollen wir schon kriegen, dachte er; diesen bohrenden Wurm wollen wir niederschwatzen; ich binde mit Reinhard an! — Wie manchen Abend hatte er so, an demselben Tisch, eine Stockung im Blut, eine Nervenpein, einen Feind im Herzen dadurch „untergekriegt", daß er mit dem ersten besten seine Waffen gekreuzt, sich im Streit ereifert, irgend eine Herzenssache in Wissenschaft, Kunst, Getränken, Politik mit wilder Beredsamkeit ausgefochten

hatte. Da kam der „ganze Kerl“ in Wallung, das Gehirn entflammte, die Wollust des Denkens, die Kraft der Gefühle entlud sich; die Zunge hatte Flügel; zuletzt stand er auf dem Schlachtfelde da, als Sieger — dann und wann auch besiegt — gleichviel: er war von sich selbst befreit! Da war mehr als einmal dieser Sybarit, dieser feige Tettau, vor dem Strom seiner Rede ins andre Zimmer geflohn, das volle Glas in der Hand; er aber, Martin Olearius, der Brandenburger aus der Priegnitz, er war fortgefahren, seine donnernden Wogen, seine krachenden Eisschollen zu wälzen, wie die Havel zur Elbe, wie die Elbe zum Meer ...

„Was red'st du da vom ‚heiligen Friedensreich deutscher Nation', Bruder,“ fiel er Reinhard ins Wort; „das ist mir zu friedlich ... Die ‚innere Arbeit', die ‚Menschwerdung der Massen' — alles schön und gut; aber den Henker auch, die da draußen sollen nicht glauben, daß wir nun lauter Professoren und Apostel werden; germanische Männer, denk' ich, sollen doch immer Männer sein! — Da predigt man uns jetzt: Deutsche, werdet keine Chauvinisten! Deutsche, schlagt nicht um euch! Sind wir denn gar so wild? Ich hab's nicht bemerkt. Ich seh' da, ganz umgekehrt, so feine, weise, abgeklärte Herren, im Reichstag und anderswo, mit hohen Stimmen und tiefen Prinzipien; die ziehen sich gleich nervös zusammen, wenn das Wort ‚Unternehmung' in Verbindung mit ‚deutsch' ausgesprochen wird; die bekennen sich stolz als ‚Philister', rühmen sich dessen noch — ja, bei Gott, das thun sie — und ermahnen ihre lieben Landsleute, die Welt mit Glacéhandschuhen anzufassen und immer korrekt zu sein. Korrekt! Korrekt! Wenn ich das Wort nur höre, werd' ich ein alter Gote; jede Faser in mir wird inkorrekt und bäumt sich empor. Glacéhandschuhe. ... Wo sind denn unsre Gewaltsmenschen, unsre Weltruhestörer? Ich wollt', ich könnt' einmal ein paar tausend sehn, und sie ein bißchen rumoren hören; es wären doch fidele, eisenhaltige Tropfen in unserm Blut. Die englischen Jünglinge, die boxen und spielen ihr Cricket und Fußballspiel über die ganze Erde, an der Themse und am Mississippi, im Kapland und in Melbourne; unsre tragen Brillen, flanieren auf der Promenade oder saufen Bier. Nehmt uns unsre große Armee, über die all die lieben Freiheitsphilister ächzen, unsre große Volkshochschule — und das bißchen Turnen dazu — was wird dann aus unsern

gebildeten Mutterſöhnchen? Alte Weiber, die rauchen und trinken!"

„Mir ſcheint, du übertreibſt ein bißchen," ſagte Reinhard lächelnd. „Uebrigens ſtreiten wir beide gar nicht: denn gegen alles das hab' ich nicht ein Wort geſagt!"

Martin kniff ein Auge zu, mit dem andern ging er im Flug über Reinhard hin; du wirſt mich nicht abſteuern, dachte er: ohne dieſe Entladung, Bruder, kann ich nicht beſtehn! — „Ihr ſpracht doch von Chauvinismus, denk' ich," fing er wieder an. „Irgend einer der Herren ſchüttelte ſeinen Kopf über die ſchlimmen Leute, die im Punkt der Nationalehre gar ſo kitzlig ſind — oder die gar auch heute noch denken, ‚das Vaterland ſoll größer ſein'. Nun ja, einige gibt es wohl —"

„Sehen Sie!" rief der alte Merzbacher aus.

„Einige gibt es wohl," wiederholte Martin; „aber viel zu wenig! Wenn ein Volk von vierzig oder fünfzig Millionen Menſchen, wie das deutſche, nicht wenigſtens hunderttauſend Uebertreiber oder ‚Chauviniſten' hat, ſo iſt es nicht geſund! ſo ſind die Säfte zu träg, zu dick, ſo iſt zu wenig Mark in den Knochen, ſo droht ſchon das Greiſenalter; und den Teufel auch, das wär' doch zu früh! — ‚Chauviniſten'. . . . Gebt uns eine Million Philiſter weniger und hunderttauſend Chauviniſten mehr, ſo ſind wir ein andres Volk; ſo ſollten die Herren ſich wundern, wie anders man uns da draußen jenſeits der Grenzpfähle reſpektieren wird. Aber das iſt's eben! Da fehlt's! Bis auf dieſen Tag, möcht' ich manchmal denken, iſt noch nicht all das edle, ſtolze Blut erſetzt, das der Hundsfott, der Dreißigjährige Krieg, uns abgezapft hat; bis auf dieſen Tag ſind wir darum noch zu kleine Leute. Als des verelendeten Volks wieder mehr wurde, da war's auch danach; da kamen dann die Muckerei und die Geckerei und die Nachahmerei und noch allerlei Eia Popeia, das unſrer alten Berſerkerkraft beide Kniee lähmte. Dann wurden wir endlich ‚das Volk der Dichter und Denker'; nu, das war ſchon beſſer; aber ein Beigeſchmack von mangelhaftem Knochenbau, ſo etwas Rhachitiſches, war doch noch dabei! Jetzt ſind wir auch Männer des Staats und der Politik, einer vom alten Gotenſchlag hat uns geholfen; aber unter dem Zeichen des Philiſters, ihr Herren, marſchieren wir noch immer. Das iſt eben unſer Kreuz. Himmelelement, ich wollt', ich hätt' eine Stimme, ſo

posaunenmäßig, daß man sie in der schofelsten Hütte und im allerfeinsten Palast hörte: deutsches Volk, unter diesem Zeichen wirst du nicht siegen! hoc signo non vinces!"

Jenner lächelte: „Nun, mein werter Herr Doktor, daß Sie eine besonders hohe Meinung von Ihren Landsleuten hätten, das kann man nicht sagen!"

„Doch mehr als Sie denken, Herr Doktor," entgegnete Martin, dessen Augen blitzten. Sein Blut wallte jetzt; seine Seele war aus sich heraus, sie schwebte in der Höhe, wolkenhoch über den Thälern, über der Villa Rohrbach, über Martin Olearius. Was kümmerte ihn jetzt Martin Olearius? Was gingen ihn dessen Schmerzen an? Sein Herz war bei den andern ... Er hatte sein Glas wieder gefüllt, er trank's wieder aus: „Auf die Entphilisterung der Deutschen!" rief er. „Dann wär' alles gut! — O ja, doch, eine hohe Meinung hab' ich von den Deutschen: wunderbare Lerner sind sie, sie verstehn von den andern Völkern zu lernen, wie vielleicht kein zweites; und auch aus ihren eigenen Säften wächst immer neue gestaltende Kraft, irgend so ein überraschendes Blühen und Fruchten nach. Vielleicht lacht eben die deutsche Geschichte über mein Raisonnieren: ruhig, Doktor, ruhig; was du willst, das kommt! — Herrgott! wenn's doch käme! Da wär's eine Seligkeit, sich einen Deutschen zu heißen, wenn uns diese Schwäche aus den Knochen führe; wenn die neue Jugend wieder etwas mehr von dem edlen Saft hätte, aus dem ganze Menschen werden — und die nächste wieder — bis die Weltgeschichte sagen könnte: so, nun hab' ich euch; nun seid ihr die reifsten und die besten unter den Germanen — gute Musikanten und auch rechte Helden — wie euer symbolischer Vormann, Volker der Fiedeler! Keine Anbeter des Fremden mehr, weil's halt so schön fremd ist; keine staunenden Kaufbauern mehr für all den geschminkten und geputzten Tand, der von draußen kommt, keine theoretischen Bierphilister, mit den schwachen Augen und den starken Bäuchen. Feine, hellsehende Hirne, feste, stolze Herzen! Ihr Herren, darauf trink' ich. Unser Werden und Wachsen hoch!"

Er hob sein Glas; alle stießen an. Auch Mathilde, die während dieser Reden nach und nach aufgelebt, erglüht war; die lange Gestalt Wolfgangs aber richtete sich auf, und über den Tisch hinüber, an Martins Glas anklingend, warf er ihm einen Blick zu, der wie eine herzhafte Liebeserklärung aussah. „Das

gilt ja vor allem mir!" sagte seine tiefe, treuherzige Stimme. „Ich ‚werde und wachse' noch. Ich dank' dir für dein Hoch. Werd' mich bemühen, Martin, ganz nach Wunsch zu leben!"

Martin lächelte ihm zu, wie ein älterer Bruder. Jenner sah es und lächelte mit; er winkte dann dem alten Merzbacher, erhob sich, trank noch einmal aus, — eine Huldigung für den „guten Tropfen". „Mir däucht, Herr Baron," sagte er, „das ist der richtige Abschluß: nach so einer fulminanten Rede — die noch so glücklich ausging — fängt man am besten nicht wieder an. Ich muß jedenfalls nach Hause; und unsre junge Patientin muß jedenfalls zu Bett. In meiner Anstalt wenigstens geht man jetzt zu Bett. Also — auf Wiedersehen, hoff' ich, und nun gute Nacht!"

Reinhard sah, wie es hier stand, und nahm gleichfalls Abschied. „Martin!" sagte er, seinen Freund in eine Ecke führend, „'s war ein kurzer Abend, aber er hat mich ganz wieder eingetaucht in unsre Bozener Zeit: als Tettau gern von draußen zuhörte, wenn du oder ich ‚Redeberserker' wurden, wie du's damals nanntest. Ueber alles andre sprechen wir morgen noch: eh' ich abfahre, komm' ich noch herauf. Daß ich dir allerlei nachfühle, das weißt du. . . . Aber du gehst, wie die Schweizer sagen, ‚unentwegt' deinen Gang!"

„Versteht sich," antwortete Martin kurz. Als alle letzten Worte gesprochen waren und die drei Männer gingen, begleitete er sie vor die Thür hinaus; milde, gekühlte Luft empfing sie. Am nachtblauen Himmel leuchteten die Sterne, wie an jenem Novemberabend, da Reinhard gekommen war; aber sie blitzten nicht so scharf, so zitternd, ein leichter Duft lag zwischen ihnen und der erwärmten Erde. Bis zum Fußpfad, der hinunterführte, gab Martin den nach Bozen Heimkehrenden das Geleit, winkte ihnen noch mit der Hand und rief ihnen ein paar heitere Worte nach; dann ging er ins Haus zurück.

Auf dem Korridor, nicht weit von der Thür, standen der Baron und Mathilde; Wolfgang war verschwunden. Mathilde rührte sich nicht, auch in ihrem Gesicht war es still. „Wir beide wollten Ihnen noch gute Nacht sagen," nahm Rohrbach das Wort. „Morgen abend — Abfahrt!"

„Ja, ja," sagte Martin, dem das letzte Wort wie etwas Hartes über den Körper ging. „Wie gut wird's dann aber sein,

wenn man ‚Heimkehr' statt ‚Abfahrt' schreibt; — meinen Sie nicht, Mathilde? — Sie sagen nicht Ja und nicht Nein. Aber es scheint, Sie haben sich gefaßt wie eine ‚höhere Tochter', die in der Geschichte der Philosophie zu Hause und schon beim Spinoza ist. — Die Herren nach Spinoza müssen warten, bis Sie wiederkommen. Liebe, gute Mathilde. Es wird für Sie und für uns eine schwere Zeit!"

„Für Sie?" fragte sie.

Er machte ein heitres Gesicht: „Nicht? Meinen Sie nicht? — — Doktor Jenner wird Ihnen ‚alle Sehnsucht' verbieten, er wird Ihnen sagen, daß der Erfolg Ihrer Kur daran hängt. Diese Knechtung Ihres Seelenlebens müssen Sie sich gefallen lassen, Mathilde; machen Sie sich einstweilen nichts draus; lassen Sie sich von Ihren Gefühlen und all dem Kram nicht zum Narren halten; schreiben Sie nur immer mit großen Buchstaben in die Luft: ‚Der Zweck ist Gesundwerden!' Und leben Sie nach der Hausordnung wie der Fromme nach der Bibel. Wenn man Sie um zehn zu Bett geschickt hat und Sie nicht schlafen können, so strecken Sie heldenmütig alle viere von sich und erwarten Sie das Heil!"

„Ja, ich will's erwarten," murmelte sie nach einer Stille. — „Ja, ich will's erwarten."

„Sie werden jünger, gesünder, frühlingsmäßiger wiederkommen, Mathilde, als Sie jemals waren! — Glauben Sie's noch nicht? — Sie schüttelt weder den Kopf, noch nickt sie. Wie die Heiligen, wenn der eine sie um Regen, der andre um trockenes Wetter bittet; da halten sie auch den Kopf ganz vorsichtig still, damit sie niemand vor den seinigen stoßen. — Liebe, ernste Mathilde! Mit dem Glauben fängt alles an. Geben Sie sich rechte Mühe, zu glauben; dann wird's! — — Also gute Nacht!"

Mathilde nahm seine Hand, da er sie ihr hinhielt, und nickte. Sie sah an ihm vorbei, in die Luft; als sie dann aber noch, zum Abschied, die tiefbraunen Augen auf ihn richtete, war ihr Gesicht wieder fremd, erstarrt. Ihre kleine Hand, weich und fein wie immer, war leblos und kühl. „Gute Nacht!" sagte sie nur noch, einen festen, frischen Ton erzwingend, mit einem etwas verzerrten Lächeln.

Sie hatten sich getrennt, waren fort, Martin stand wieder

in seinem Zimmer, er wußte selber nicht, wie. Das versteinerte Bild des Mädchens lag auf seiner Seele; der Rausch der Entladung, der Erhebung war fort, eine schnöde Kälte kroch ihm wie ein Wurm ums Herz. Er trat an eines seiner Fenster, das noch offen war. Die Luft schien ihm auf einmal kühl, und ihn fröstelte; er schloß die beiden geöffneten Flügel; aber die allzu heiße Stirn legte er nun an eine Scheibe, gegen das erfrischende Glas. Die Sterne sahen so hoch herab; über der langen Wand des Mendelgebirgs leuchtete der schönste, hellste; er stand dem mauerähnlichen Fels so nah, als wär' er das Blitzen eines Speers, der dahinter aufstieg. Ja, du schönes, sonderbares Ding du! dachte Martin, hinüberschauend; bist die Mathilde unter den Sternen — und mir so nah wie sie: ich streck' meine Hand nach dir aus, kann dich doch nicht fassen . . .

In seinem Fuß brannte es wie frisches Feuer; in seine Augen kam aber etwas andres, das er kaum mehr kannte, und drängte sich in die erstaunten, unwilligen Wimpern, die es gleich zerdrückten. „Ja, ja," murmelte er, seinen schweren Kopf gegen die Scheibe pressend; „ja, ja, der Dornenweg . . ."

Fünftes Buch.

I.

Das Jahr 1880 ging dem Ende zu; Frühling und Sommer waren schon dahin, der Herbst lag im Sterben. Die Bäume, die im Innern des Berliner Tiergartens nicht gedrängt und doch geschützt bei einander standen, hielten ihr Laub noch etwas besser fest; am Rande, an der langen Tiergartenstraße, hatten die Winde sie fast schon kahl geschüttelt. Nikodemus Preuner, der Brixlegger, ging dort den halben Vormittag auf und ab; bald auf dem Asphalt der Straßenseite, vor den Gärten der Häuser, bald an den Parkbäumen hin, auf dem neu gefallenen raschelnden Laub. Er gähnte oft, setzte sich auch zuweilen auf eine der Tiergartenbänke; sah aber immer wieder auf die eleganten Häuser, die Fenster, die Gärten, und auf alles was kam und ging. Seine Kleidung war nicht so fein wie im Mai, in Bozen; die Joppe, die er jetzt trug, hatte schon viel erlebt, das weiche Hütchen mit der schmalen Krempe war gleichfalls gealtert, ein Gemsbart schmückte es nicht. Aber ein wenig Edelweiß war noch dran zu sehn; und von oben bis unten, beim Haar angefangen, war der ganze Bursch mit so peinlicher Sorgfalt gebürstet, wie sie seine angeborene und geschulte Trägheit sich vielleicht noch nie abgerungen hatte. Ihn fröstelte übrigens; so abgehärtet wie in den Tiroler Zeiten war er schon nicht mehr, das „Leben", die „Welt" hatten ihn auch darin gebildet. Seine faulen Kniee waren auch ermüdet. Er zog, wohl zum zehntenmal, seine große silberne Uhr aus der samtenen Weste; sie zeigte auf ein Uhr.

„Jetzt geh' ich anderswohin!" sagte er übellaunig. Er stand

ungefähr in der Mitte zwischen der Hohenzollern- und der Bendlerstraße, wo die große Sternallee des Tiergartens auf die Tiergartenstraße mündet. Mit einer müden, unentschlossenen Bewegung steuerte er nach links, nach der Stadtseite zu. Einmal noch umherschauen, dachte er, aber zum letztenmal! — Er heftete die etwas entzündeten, lauernd pfiffigen Augen auf ein Fenster der nächsten Villa, das eben geöffnet ward und in dem eine offenbar weibliche Gestalt erschien. Sie hielt ein Tuch in der Hand, das sie ausstäubte. Einen Augenblick erweiterte sich sein breiter Mund zu einem vergnügten Lächeln. Dann schüttelte er aber den Kopf; es war wieder nichts. „Avanti!“ murmelte er — als „zweisprachiger“ Südtiroler — und ging seines Weges.

Von der Ecke der Bendlerstraße kam ihm ein Frauenzimmer entgegen, aber auf der Häuserseite der Straße; das junge Wesen war gut gekleidet und offenbar hübsch gebaut — so etwas entging dem Brixlegger nicht — ihr flinker Gang hatte aber etwas so eigentümlich Schlenkerndes, Wiegendes, daß sogleich eine Erinnerung in ihm auftauchte und er stehen blieb. Er kniff die Augen zusammen, um schärfer zu sehn. Ja, die Erinnerung an etwas sehr Bekanntes nahm zu; ihm ward heimatlich, boznerisch zu Mute. Als ihm eben ein entschiedener Ruck durch die Brust ging, schwenkte das Frauenzimmer ab, öffnete die Thür eines Vorgartens und trat hurtig ein. Jetzt kam aber eine neue Jugend in seine unwirschen Kniee; er lief schräg über die Straße hinüber und dem Mädchen nach.

„Pauline! Pauline!“ rief er, als sie in das Haus trat, zu dem der Vorgarten führte. Sie hörte ihn offenbar nicht, sie verschwand. Er hastete hinterdrein. Sie stand noch in dem holzgepflasterten Thorweg und wollte gerade die wenigen Stufen hinansteigen, die zur Wohnungsthür führten. Jetzt zog er das Hütchen vom Kopf, setzte es wieder auf und lächelte sie an. „Grüß dich Gott, Pauline!“ sagte er mit dem Rest seines Atems.

Sie erkannte die Stimme noch nicht, und auch ihn nicht sogleich; erst als sie die verwunderten braunen Augen scharf auf ihn gerichtet hatte, gingen die Brauen in die Höhe und die kirschroten Lippen öffneten sich. „Jesus Maria!“ rief sie aus, mit einem drollig frauenzimmerlichen Erschrecken; „'s ist der Nikodemus!“

„Na ja, wer denn sonst?“ antwortete er mit dem liebens-

würdigsten Grinsen, das ihm zu Gebote stand, und trat auf sie zu. Die „mollete“ Pauline vom Kampenner G'schlössel war etwas schlanker geworden, — was er sich durchaus nicht verlangt hätte, denn grade in ihre Rundung hatte er sich verliebt; aber es stand ihr doch gut, sogar auch der leichte Anflug von großstädtischer Blässe, der sich auf ihre gelbliche, warme „Tiroler Porphyrhaut“ (nach einem Wort des Docktohrs) gelegt hatte. Ihr Stumpfnäschen sah noch ebenso keck in die Luft; darunter glänzten die weißen, lachenden Zähne. Sie trug ein kokettes, herrschaftliches Hütchen; ein dunkles Tuch hatte sie um die runden Schultern gelegt. Sowie er ihr nahe kam, erstaunte er über den vornehmen, berauschenden Wohlgeruch, der von ihrem niedlichen Kopf in die Welt hinausging.

„Aber wie kommen denn Sie hierher, nach Berlin?“ fragte sie und schüttelte diesen Kopf vor Verwunderung. „Und durch was für ein Wunder haben Sie mich gefunden?“

„Ein Wunder ist's grad' nicht,“ sagte der Bursch, seufzte und lächelte. „Ich lauf' dir ja seit einer Wochen nach wie nicht gescheit. Die ganzen Täg' bin ich umeinandgangen; ein wahres Fegfeuer hab' ich durchgemacht — und zwei Paar Schuhsohlen sein hin. Na, sagen wir: ein Paar; aber das gewiß. Ich wußt' ja nicht, wo du wohnst. Neulich abends, beim Gaslicht, als ich hier entlang geh' — ich wußt' nicht einmal recht, wo ich war — da schießt mir's plötzlich in die Augen, als hätt' ich dich an einer Gartenthür mit einer andern gesehn. Gleich warst aber wieder fort. Und für gewiß hab' ich's nicht sagen können, bei dem ungewissen Licht. Na, da marschier' ich hier seitdem hin und her, wie 'n Narr. Endlich bist du's doch!“

„Das ist ja 'ne ganz rührende Geschicht',“ sagte Pauline, übermütig lächelnd. „Aber wie kommen wir zwei dazu, daß wir du zu einander sagen? Das haben wir ja noch nicht gethan?“

Nikodemus ward ein wenig rot. „Ich hab' halt gemeint: beim Wiedersehn — und weil wir beide hier fremd sind. Da drängt man sich 'n bissel enger zusammen — hab' ich mir gedacht. Lassen wir's halt dabei!“

„O Sie Schlaucherl Sie!“ rief das Mädchen aus. „Fällt mir gar nicht ein. Auf Sie und Sie, dabei bleibt's. Aber überhaupt — was hab' ich denn alles vergessen bei der Ueberraschung? Sie hautschlechter Mensch Sie. Meine arme Schwester, die Flora,

wie Sie die gebeutelt haben — weil sie Ihnen zu brav war. Und ich bin auch noch so ein dummer, guter Kerl und geb' Ihnen die Hand!"

„Das wär' aber auch eine Ungerechtigkeit, ui mein! wenn Sie mir die Hand nicht gäbeten —"

„Warum wär' das eine Ungerechtigkeit?" fragte Pauline, deren Deutsch jetzt in wunderbaren Schwankungen zwischen Tirolerisch und Berlinisch schwebte.

„Na, weil Sie doch alleinig schuld sind an der ganzen Geschicht'. Ich war ja den Nachmittag grad' von Kampenn heruntergekommen, hatt' mich wütend gegiftet, denn Sie hatten mich ausgelacht und fortgeschickt, wollten von meiner Lieb' nichts wissen. ‚Vielleicht später,' sagten Sie, ‚mein lieber Nikodemus, wenn Sie einen Bart und 'nen Sack voll Geld haben; dann klopfen Sie wieder an!' — Und wie ich unten bei Kardaun vorbeigeh', da krieg' ich einen Viechszorn, daß mir das Wasser ins Aug' tritt; denn ich war damisch in Sie verbrennt, und ich hätt' Sie erschlagen mögen. Und in meinem Trotz sag' ich mir: ‚Jetzt geh' ich zur Schwester; jetzt halt' ich mich an die Schwester — der Pauline zum Possen.' Und so bin ich hingegangen — und so ist's gekommen!"

Pauline lachte hell auf. Es war ein leichtsinniges und gutmütiges Lachen; ihre lustigen, verzeihenden Augen streichelten den närrischen Kopf dieses tollen Burschen, der sich aus Liebe zu ihr so vergangen hatte. „Also auf mich kommt das Janze!" sagte sie mit berlinisch gefärbtem Spott. „Ich hab' die Flora eigentlich gebeutelt! — Na, Sie dummer Bub — es ist lange her. Und die Flora hat's längst vergessen; — die denkt jetzt ans Heiraten, die Sach' ist schon richtig. Ich will Ihnen also auch vergeben; da ist meine Hand. Aber halten Sie sie nicht gar so lange fest. Also Sie haben mich so rührend gesucht?"

Nikodemus nickte.

„Aber Sie sind doch nicht meinetwegen nach Berlin gekommen?"

Sie sagte das lachend, im Spaß; er nickte aber wieder, ganz ernsthaft. „Freilich!" sagte er dann. „Sonst wär' ich ja noch in München. Es hat mir keine Ruh' gelassen — — schauen Sie, der Bart wär' jetzt da. Das andre — freilich noch nicht. Na, es kommt nicht alles auf einmal. Ich wollt' doch einmal schauen, wie's steht!"

Sie betrachtete seinen jungen Bart, der sich in der That wie zartes Moos ausgebreitet hatte. „Jotte doch, wie niedlich!“ rief sie mit ihren hohen, zwitschernden Tönen aus. „Man muß den Leuten nur Zeit lassen, dann kann alles werden. Und Sie närrisches Menschenkind, Sie haben sich also in den Kopf gesetzt, daß Sie mich noch gern haben?“

„Schreckbar gern,“ antwortete er, sich mit den Augen an sie ansaugend, daß sie lachen mußte.

„Na ja, kann mir's denken; Sie halten's wohl mit dem alten Spruch: ‚Treu bleiben bis in die Todstund' — wenn nichts dazwischen kommt!‘ — Ihrem schönen Bart und Ihren frommen Augen trau' ich noch nicht recht. Außen hui, innen pfui! So ein wilder Mensch als Sie sind; — wenn wir zwei nun gut miteinander wären und ich wollt' einmal anders als Sie, da beutelten Sie mich wohl gleich. Ach, wie fromm er jetzt die Augen verdreht! — — Wir stehn aber immer noch vor der Thür, und ich muß hinein. Von wegen der Landsmannschaft hätt' ich Sie doch gern noch ein bissel länger angeschaut; wo sind die alten Zeiten! Hier kenn' ich gar keinen Tiroler. Wollen Sie noch mit hinein?“

Sie hatte einen kleinen Drücker aus der Tasche gezogen und öffnete die Thür. „Kruzitürken, ob ich will!“ entgegnete Nikodemus, der seinen Hut schon abgenommen hatte und sich näher schob, um mit einzutreten. „Wozu lauf' ich Ihnen sonst nach wie ein Narr?“ — Er kam mit ihr in ein großes Vorzimmer; hier erstaunte er schon über die Pracht. Von der hohen Decke kam farbiges Licht; geschnitzte, schwarze Figuren mit bunten Turbanen standen rechts und links vor den Eingängen zu andern Zimmern und trugen Gaskandelaber auf den Köpfen oder in der Hand. Reichgeschnitztes Getäfel zog sich an den Wänden hinauf; unten standen die schönsten Truhen, einige mit eingelegter Arbeit. Pauline weidete sich lächelnd an dem verwunderten Glotzen des Burschen, der doch sonst so ein städtisches, keckes Wesen angenommen hatte; dieser Reichtum verblüffte ihn, er verfiel in ein leises Kopfschütteln. Um ihn noch mehr zu berauschen, ging sie mit ihm weiter; „kommen Sie nur,“ sagte sie, „die Herrschaft ist nicht zu Haus!“ Sie traten in einen Saal, der mit vielen Bildern in prachtvollen Rahmen geschmückt war; Tische mit sonderbar krummen, vergoldeten Füßen standen an der Wand; in dem

glatten Fußboden, auf dem er ausglitt, konnte man sich beinahe spiegeln. Pauline ging aber weiter, und wie ein Hündchen folgte er ihrer niedlichen, sich so „g'spaßig" gemütlich wiegenden Gestalt. Es kam ein viel größerer Saal; der gefiel ihm weniger, er war ihm zu leer und zu einfach, nichts als Weiß mit Gold. Rechts am Ende war eine breite Erhöhung, auf der ein paar Flügel und einige Notenpulte standen. Nikodemus sah etwas verwirrt umher und kratzte seinen Hinterkopf. „Ist denn das ein Odeon?" fragte er.

„Das versteh' ich nicht," antwortete sie. „Was meinen Sie?"

„So heißen sie in München ein großes Haus, darin wird Musik gemacht. Man zahlt an der Kasse."

„Nein," sagte sie und lachte; „hier wird nix gezahlt! Die Herrschaft hat halt auch einen Konzertsaal; nur so zum Vergnügen."

„Hm!" brummte er, wieder verblüfft. „Also wohl schreckbar reiche Leut' —"

„O ja, es geht an!"

„Bei was für 'ner Herrschaft sind Sie denn jetzt?"

„Ich? Noch bei meiner Gräfin; nur daß sie keine Gräfin mehr ist: sie hat einen andern geheiratet. Wir heißen jetzt einfach ‚Frau Adams', mein Lieber. Aber furchtbar viel Geld!"

„Adams!"

„Ja, du dummer Kerl. — Da machten Sie einmal wieder Ihr altes vernageltes Brixlegger Gesicht!"

„Wie kann sie denn schon wieder verheiratet sein?" fragte Nikodemus beinahe aufgebracht. „Im Mai war sie doch noch Gräfin —"

„Das geht manchmal fix! — Wir waren damals nach London gegangen, und dann an die See; da badete meine Gräfin — und war einmal ein bissel grantig, einmal melancholisch — aber eigentlich immer lieb. Da kam dann der Herr Adams angereist; dem war die Seinige gestorben: jetzt kannst dir's schon denken. Jesus Maria und Joseph, jetzt sag' ich schon selber du! Das kommt von der Landsmannschaft und dem Wiedersehn in dem ‚jräßlich jroßen' Berlin! — Also daß ich Ihnen weiter erzähl': der Herr Adams, der hat meiner Gräfin gleich so schöne Augen gemacht; aber meine Gräfin, die hat nicht gewollt. Dann ist er endlich desperat worden und hat mir fünf Goldstück' geschenkt

und hat wieder abreisen wollen; da hat sie gewollt. Und so sind sie jetzt Mann und Frau."

„'s ist die alte Geschicht'," bemerkte Nikodemus mit seinem Großstädtergesicht: „der Mensch denkt — und die Menschin lenkt! — So kommt aber doch manches von selber wieder aufs gleiche: erst ist sie ein armes Mädel gewesen, gelt, aber mud'lsauber, so was man sagt: eine Schönheit; darüber ist sie dann eine vornehme Gräfin worden; dann hat sie keinen Grafen mehr gehabt, aber noch die Schönheit; und jetzt ist sie wieder bei die Bürgerlichen — aber Geld wie Heu! — Ich glaub', aus mir wird auch noch was Großes: denn ich bin das sauberste Mannsbild jetzt in diesem großmächtigen Saal, und dabei gescheit — zum Staunen. Wenn ich nur nicht so 'nen barbarischen Hunger hätt' . . . Gelten's, Pauline, es gibt hier wohl außer dem Konzertsaal auch 'nen Speisesaal? Hätten Sie nicht was zu essen für mich?"

Sie äugelte ihn etwas spöttisch an. „Sie denken wohl auch: die Lieb' geht durch den Magen —"

„Aber gar keine Red'. Nur daß mich so hungert; und daran sind Sie ja schuld —"

„Nun schon wieder ich!"

„Na ja, wer denn sonst? Weil ich hier den ganzen Morgen umeinandgangen bin, ob ich Sie nicht auffspür'!"

Pauline lächelte dankbar und schlug ihm auf die Schulter: „Ein guter Kerl bist halt doch! — — Wart, ich hol' dir was. Armer Bub — was möcht'st denn?"

Durch ihr „du" und durch jedes Wort gestreichelt, lachte der Brixlegger jetzt über das ganze breite, eckige Gesicht. „Was ich möcht?" fragte er. „Na, das kannst dir denken; du weißt ja, wie's heißt:

Knödel, Nudel, Nocken, Plenten
Sein der Tiroler vier Elementen!

Aber gib her, was du hast. Wenn's nur kein Backstein ist!"

Sie nickte ihm mitleidig zu, empfahl ihm durch eine Gebärde, hier auf sie zu warten, und huschte in den Bildersaal, in dem sie verschwand. Bald kam sie zurück, auf einem Teller einige hastig beschmierte Butterbrote tragend, die sie mit Gansleberwurst und Lachsschinken belegt hatte. „Da iß!" sagte sie, nun ganz

auf das „Sie“ verzichtend. „Meine Herrschaft merkt's nicht — und wenn auch. Sie hat ja genug!“

Nikodemus nickte zustimmend; es befriedigte sein Gerechtigkeitsgefühl, daß doch wenigstens diese kleine „Ausgleichung“ erfolgte. Dann begann er mit dem tiefen Ernst des Hungrigen zu essen. Das Mädchen stand still daneben, die Hände auf dem Rücken, und sah ihm heiter, mit jungmütterlichem Behagen zu. Es schmeckte ihr mit ihm. So schwiegen sie eine Weile; in dem großen Saal, in dem vor fast einem Jahr der gefeierte Komiker den „Einlaß ins Burgtheater“ so vielstimmig gespielt hatte, war jetzt nichts zu hören als die Arbeit der gesunden Zähne des Brixleggers und zuweilen ein kurzes, vergnügtes, zwitscherndes Lachen des Mädchens.

Endlich unterbrach Nikodemus diese andächtige Stille, aß den Rest seines Butterbrots einstweilen mit den Augen und fragte: „Aber warum hat er sie denn eigentlich damals fortgeschickt?“

„Wer wen?“

„Der Graf, mein' ich, deine Gräfin. Sie hat wohl einen andern gern gehabt; was?“

„Kann wohl sein, du neugieriger Bub. — Mußt aber nicht glauben, mein Lieber, daß der Graf so ein unschuldiges Lamperl gewesen ist. Ich war noch keinen Monat im Haus, da hat er mir schon nachgestellt.“

Nikodemus fuhr auf; die Brotscheibe mit dem Lachsschinken wär' ihm fast aus der Hand gefallen. „Der Graf? dir?“ fragte er, sie anglotzend.

„Mir; na ja, warum nicht? Bin ich zu schiech dazu? — Aber schnabulier' ruhig weiter, reg' dich nicht auf. Auf so 'n Techtlmechtl laß' ich mich schon gar nicht ein; das wär' mir zu dumm. Ich bin für die Solidität. Nicht angerührt hat er mich!“

Der Bursch sah sie über den Schinken hinweg mit unsicheren Augen an; so „dumm“ war er doch nicht, um ihr ganz zu trauen. „Himmellaudon!“ knurrte er, mit der freien Faust nach irgend einer Richtung hin drohend, als befände sich dort der Graf. „Ich wollt', ich wär' dabei gewesen; den hätt' ich — — Nicht angerührt hat er dich?“

„Du hast's ja gehört. — Hätt'st ihn wohl gebeutelt, den Grafen. Mein lieber Nikodemus! Da wärst übel angekommen: der hätt' Leberwurst aus dir gemacht. — Jetzt sag mir endlich:

was ist denn mit dir? Woher kommst du denn? Was treibst du denn auf der Welt?"

Er wartete eine Weile, bis er sich mit dem Schinken abgefunden hatte; dann antwortete er, die Achseln zuckend: „Viel ist's halt nicht, was ich treib'. Nix Besonderes. Woher ich gekommen bin? Nu, von München halt."

„Und was hast du in München getrieben?"

„Nu, dasselbige."

„Jetzt weiß ich noch immer nichts. Hast dich wohl arg strapaziert? Das war ja schon in Bozen deine Leidenschaft. Manchmal schaust du so aus — jetzt wieder — als wärst mit dem Teufel wallfahrten gangen. Was hast für ein Gewerb oder Geschäft?"

Nikodemus krümmte sich ein wenig, und mit den Augen blinzelnd antwortete er vorsichtig: „Schau, so mußt du nicht denken: ‚was für ein Gewerb'. Das ist bei mir nicht die Hauptsach'. Ich bin für die Ausgleichung, verstehst du; — aber das verstehst halt nicht. Na, da probier' ich halt so herum. Manchmal geht's gut; manchmal geht's auch schlecht."

„Und jetzt geht's wohl schlecht? Und du hast mich wohl darum so gern, weil dir eingefallen ist, daß ich dir helfen kann?"

„Aber Jessas! Jessas!" rief er in aufrichtiger Empörung aus; „wie kannst nur so denken? Wenn ich dir doch sag', daß ich von München hergefahren bin, beinah für mein letztes Geld, aus lauter Sehnsucht nach dir; und daß ich schon im Mai in Bozen gewesen bin und nach deiner Adress' gefragt hab', aber der Herr Doktor hat's nicht gewußt —"

„Davon hast noch nix gesagt —"

„Aber wahr ist's doch! — — Ja, und überhaupt —"

Er sah sie mit der ganzen Zärtlichkeit seiner üppigen Augen und seines liebesüchtigen Herzens an.

„Und was überhaupt?"

„Na, die Lieb' zu dir. Hast du denn gar keine für mich? — Mußt dich nicht daran stoßen, daß du's hier so gut hast in dem reichen Haus, und — und — und mich jetzt das Glück ein bissel verlassen hat. Das kommt schon aufs gleiche. Man muß keinen Menschen verachten; wer weiß, wozu ich einmal nützlich bin auf der Welt. Und ein Tiroler Bub, der grad' so dischkurriert und

denkt und tanzt und singt als wie du, der ist doch was andres als die Herrn Berliner. Wir haben heut schon so gut damit angefangen, daß wir nimmer Sie sagen; gelt, jetzt könnt's weitergehn —"

Er hob seine beiden Hände und spitzte seine Lippen, die nun nach Höherem trachteten als nach Schinken und Wurst.

„Ach du dummer Bub!" sagte sie, die Arme über der Brust verschränkend; aus ihren Augen lachte aber vielverheißender Mutwille und auch Wohlgefallen. „So weit sind wir noch lang' nicht; — was so ein Mannsbild einbilderisch ist; und gar so eins wie du. Stehst da wie aus Holz geschnitzt — oder wie aus Porzellan gemacht — — kennst doch wohl das schöne Lied:

Als Gott dem Herrn die Zeit war zu lang,
Da schuf er den Adam aus Pfeifenporz'lan."

„O ja, ich kenn's schon," erwiderte der Brixlegger, dem die heimatlichen Verse, so echt schnadahüpfelig gesungen, sogleich in die Glieder fuhren. „Ich weiß auch, wie's weitergeht:

Der Herr nahm dem Adam a Ripp' aus 'n Leib
Und schuf ihm die Eva, das war halt sein Weib."

„Das hast gut behalten," sagte Pauline vergnügt; aus ihrer Sprache war jetzt alles verschwunden, was nicht tirolerisch war. „Aber, mein Lieber, dem Adam geht's schlecht!

Und der Herr gab dem Adam ein scharfes Gebot:
Freßt's mir keine Aepfel, sonst schlag' ich euch tot!"

„Ich mein', der Eva geht's schlecht," erwiderte Nikodemus:

„Die Eva, die dumme, die hat's nit geglaubt
Und hat a paar Aepfel vom Baum aberklaubt."

Pauline lachte aber laut; dann rief sie aus: „Ach, mein guter Bub! Die Eva war nicht allein, und die hat gewußt, wozu die Mannsleut' vom Herrgott erschaffen sind!" Und sie fuhr

fort, indem sie mit den Fußspitzen den Takt dazu schlug und ihren lustigen Kopf hin und her wiegte:

„Und die Eva, die kluge, war nit so faul
Und steckt 'n Adam 'n halben Apfel in's Maul.
O Adam, du Ochs, du Schaf und du Rind,
Was hast für'n Fraß deiner Aepfel verdient!"

II.

„Bravo! Bravo!" hörte Pauline jetzt eine Stimme sprechen, die ihr sehr bekannt war, und fuhr erschrocken zusammen. Juliane stand in der Thür zum Bildersaal, die das Mädchen offen gelassen hatte, — in einer Stellung, wie wenn sie andächtig gehorcht hätte; ein schwarzes Mäntelchen über dem schwarzen Kleid, ein Hütchen auf dem Kopfe. Ulrike stand hinter ihr, ebenfalls in Mantel und Hut. Pauline ward rot, und der Brixlegger, den beim Anblick dieser „mud'lsaubern" Gräfin die Tapferkeit verließ, erblaßte.

„Aber das sind' ich unrecht, Pauline," fuhr Juliane fort, „daß Sie hier im Saal ein Konzert geben, ohne das Publikum dazu einzuladen. Zum Glück waren alle Thüren offen: so haben wir doch etwas gehört. Was sangt ihr denn da für ein schönes Duett von Adam und Eva? War es schon zu Ende?"

Pauline schüttelte den gesenkten Kopf.

„Und wer ist dieser junge Mann?"

„Ein Tiroler, gnädige Frau; ein Bekannter aus Bozen. Darum entschuldigen Sie —!"

Juliane erledigte das durch eine stumme, gutmütige Gebärde; darauf sagte sie, nach einem prüfenden Blick auf Nikodemus: „Dann muß ich also doch den Schluß noch hören. Singt das Duett zu Ende!"

„Ach, es ist ja dummes Zeug, gnädige Frau," erwiderte Pauline, die wieder ihr Hochdeutsch sprach. „Und es ist auch gar kein Duett: nur so ein Tiroler Volkslied."

Durch den Widerspruch etwas gereizt, fragte Juliane: „Wissen Sie den Text weiter oder nicht?"

„O ja," sagte Pauline rasch. In der leichten, schnadahüpfelnden Sangweise fing sie wieder an:

„Der Herrgott ruft glei den Erzmichl herein:
Jetzt hau mir nur g'schwind mit'n Knittel darein!

„Jetzt kommst du," fuhr sie sprechend fort, mit einem raschen Entschluß, den Nikodemus in diesem Hause von vornherein du zu nennen. „Geh, sei kein Narr und sperr dich nicht!"

Nikodemus, durch einen leutseligen Blick aus den wunderbaren schwarzen Augen der „Frau Gräfin" ermutigt, besann sich einen Augenblick, hustete einmal und sang:

„Der Michl, der sprach: I mach' mir nix draus,
I schmeiß' die Bagasch glei zum Fenster hinaus."

Juliane lachte; Pauline fuhr lustig fort:

„Die Eva, die sprach: Und dös Ding is mir z'dumm,
I ziech mit meine Aepfl af'n Jahrmarkt herum!"

„Das ist jetzt der Schluß," sagte Nikodemus, sich aufs neue zusammennehmend:

„Der Adam, der sagt: Und dös Ding hat'n End',
I geh jetzt nach Junsbruck und werd' a Student!"

Juliane, offenbar in besonders glücklicher Laune, lachte wieder laut; darauf klatschte sie Beifall, doch gaben die Handschuhe keinen rechten Klang. „Die Geschichte ist hoffentlich wahr," sagte sie ... Sich plötzlich zu Ulrike wendend, fragte sie wie erschrocken: „Er kann doch nicht schon kommen? Ist es schon so weit?"

Ulrike sah auf ihre Uhr und schüttelte den Kopf.

„Ich brauch' Sie jetzt nicht, mein Kind," sagte Juliane zur Jungfer; „Sie können Ihren Adam noch auf Ihr Zimmer führen. Ein andermal müssen Sie mir mehr von ihm erzählen; auch sollen Sie mich dieses Volkslied lehren ..." Sie wandte sich wieder zu Ulrike: „Das ist was für mich, meinst du nicht? Damit kann ich Furore machen; ich arbeit' es ordentlich aus. Adams schenkt mir einen Tausendmarkschein vor Vergnügen. Und Tettau —"

Sie hielt inne.

„Und Tettau? was schenkt dir der?" fragte Ulrike halblaut.

Juliane lächelte übermütig: „Sein Herz, fünfte Auflage! —

Der Arme, sie kommen alle ungelesen in dieselbe Schublade!" — — Sie sah den beiden Davonschleichenden nach: „Du, sieh, wie dieser junge Tiroler geht; mit unterthänigen Beinen und demokratischem Nacken. Das drolligste Geschöpf bleibt doch immer der Mensch! — Jetzt komm aber, mein Herz, ich muß ablegen, mir's gemütlich machen. Wie hießen doch noch die Verse, die Pauline sang, als wir in die Thür kamen? Die gefielen mir gleich so gut, die sind tiefsinnig:

Und die Eva, die kluge — —"

Sie suchte eine Weile, dann fand sie:

„Und die Eva, die kluge, die war nicht so faul
Und steckt' dem Adam einen halben Apfel ins Maul!" — —

Sie gingen zurück und stiegen die Treppe zum Oberstock hinauf; dort trat sie mit Ulrike in ihr Schlafzimmer, einen in den zartesten Farben abgetönten, durch blaßrosa Vorhänge überdämmerten Raum. Mit der raschen Anmut ihrer Bewegungen, der die Schwester schon oft bewundernd, mit unschuldigem Neid zugesehen hatte, warf sie Hut und Handschuhe, Mäntelchen und Kleid ab und trat vor den großen Stehspiegel, um einen prüfenden Blick auf sich zu werfen. Sie wendete sich langsam hin und her. Sie gefiel sich und lächelte. „Du," sagte sie, „häßlicher bin ich nicht geworden! — Du aber auch nicht, mein Herz. Die lange Trennung von deinem Geliebten hat dir nicht geschadet; im Gegenteil, du siehst interessanter aus ... Gott, wie sie jetzt rot wird! vor mir! — — Was hast du ihm denn gesagt, Ule? Hast du ihm auch von meiner Vernunft eine großartige Schilderung gemacht und ihn ganz beruhigt?"

Ulrike, die sich in einen niedrigen Lehnstuhl gesetzt hatte, nickte heiter: „Natürlich! Sonst käm' er ja doch nicht; von deiner Unvernunft hatte er genug! — Ich hab' ihm gesagt: da seine Reisen nun vorbei wären und wir alle wieder in Berlin, und du wieder ‚in hübschen, geordneten Verhältnissen', wie neulich der Stadtrat Becker sagte, so wär' es doch eigentlich natürlich und schicklich, daß er dich, seine zukünftige Schwägerin, besuchte. Du hättest deine Schlangenhaut gänzlich abgelegt, er brauchte sich nicht zu fürchten, daß du wieder verrückt würdest; dies wären deine

eigenen Worte. Darauf hat er gelacht — ach, wie lacht er lieb! — und hat nur gefragt: ‚Um welche Stunde soll ich morgen kommen?‘“

Juliane betrachtete sich noch im Spiegel, aber nachdenklich. „Ule!“ sagte sie, „wie viele Dummheiten und Aufregungen könnten einem erspart werden, wenn der Mensch einen Engel hätte, der einem jedes Jahr einmal sagte, wie's an demselben Tag übers Jahr sein wird!“ — Sie nahm einen cremefarbenen, spitzenbesetzten Schlafrock, der schon auf einem Diwan ausgebreitet lag, warf ihn über sich, und wieder vor dem Spiegel stehend richtete sie sich her. „Ich muß dir noch was sagen, Rike,“ begann sie nach einer Weile, ohne ihr Geschäft zu unterbrechen. „Erwin — der Graf — ist auch wieder in Berlin. Tettau hat ihn gesehn.“

„Ah! Wirklich!“

„Ja, in seiner ganzen schönen Person. Er soll jetzt sehr braun sein; hat sich in Südamerika herumgetrieben, wo sie ja während unsres Sommers Winter haben; — Löwen hat er also nicht gejagt. Zuletzt war er aber an der Riviera; er hat's dem Tettau selber erzählt. Mit dem hat er sich höflich und harmlos unterhalten; — nach mir hat er gar nicht gefragt. Nur wie sie auf seinen Onkel, den Minister, kamen, da ist er plötzlich lebendig geworden, ‚beinahe wild‘, sagt Tettau; mit einigen schnöden Bemerkungen hat er diese ‚anämische Diplomatenseele‘ von sich abgeschüttelt, und dann mit einem gardemäßigen Fluch die ganze Politik!“

„Nun, was will er dann auf der Welt?“ fragte Ulrike.

„Ich weiß nicht. — Geht mich auch nichts mehr an. — Fertig wär' ich; jetzt könnt' er kommen, dein Schatz —“

In diesem Augenblick ward auch schon geklopft. Juliane rief „herein“; ein Diener in Livree und hellen Gamaschen öffnete die Thür und brachte Reinhard Dittmars Karte. „Ule, komm, steh auf!“ sagte sie. „Wahrhaftig, ich werde rot wie ein junges Mädchen; — hat man je so was Dummes gesehn. Ich schäme mich vor dem Mann ... Komm, ich begebe mich in deinen Schutz; gib mir deinen Arm!“

Sie hängte sich an Ulrikes rechte Seite; so gingen die beiden Schwestern durch ein anstoßendes Garderobezimmer, bis sie in das „Boudoir“ kamen, das aber mit dem gräflichen Boudoir in der Wilhelmsstraße keine Aehnlichkeit hatte. Von den Möbeln

und Kunstwerken, zwischen denen sie dort auf und nieder gewandelt war, hatte Juliane nichts behalten wollen; alles war hier neu, größtenteils von Adams nach seinem Geschmack gekauft (denn vor der Vermählung wollte sie Berlin nicht betreten) und mehr prunkhaft als schön. Auch fehlte noch die rechte Verengung, die sie liebte. Mitten in diesem ungefüllten Raum stand Reinhard, der Mann, vor dem sie sich schämte; ganz schwarz gekleidet, wie bei einem feierlichen Besuch, den hohen, steifen Hut in der Hand. Es ward ihr förmlich beklommen, ihn so zu sehn; sie lächelte über sich selbst. Im nächsten Augenblick ging sie herzhaft auf ihn zu und gab ihm ihre weiche Hand.

„Das ist gut, daß Sie kommen, Reinhard," sagte sie mit ihrer gemütlichsten, beruhigendsten Stimme; „nun wollen wir auch gleich von der Hauptsache reden: von meiner vollkommen wiederhergestellten, urgesunden Vernunft. Ule hat Ihnen schon gesagt ... Ich bin furchtbar vernünftig, Reinhard; es grenzt an Philistertum, kann ich Ihnen sagen. Damals kriegte ich einen Raptus, um ein etwas stilloses Wort zu brauchen; den letzten Rest davon hab' ich in England weggebadet; — jetzt kann der interessanteste Mensch mit mir umgehn, ohne sich vor meiner Zuneigung zu fürchten. So, und nun bin ich das los. Nun legen Sie diesen schrecklichen Hut weg, lassen Sie uns schwatzen!"

Reinhard wollte etwas sagen, Ulrike kam ihm zuvor: „Aber was ist denn das?" sagte sie. „Du erzählst diesem Herrn recht gescheite Sachen, aber du nennst ihn Sie. Zwischen meinem Bräutigam (sie stockte unwillkürlich) und meiner Schwester ist das doch unmöglich!"

„Da hast du recht," sagte Juliane lächelnd. „Also, Reinhard! Du! — Es ist auch ganz in der Ordnung: denn ich hab' ja nun die schwesterlichste Freude über deinen Erfolg, deine jungen Ehren, deine Reisen und Arbeiten — und über dein ganzes Glück. — Nun bleibst du also wieder hier?"

Reinhard nickte; eine gewisse leichte Befangenheit, die die Schwestern an ihm wahrgenommen hatten, war jetzt ganz verschwunden. „Auf diesen Reisen hab' ich viel gelernt," sagte er; „alles für ‚die Sache'. Es soll nun in vollem Ernst an die Gesetzgebung gehn; das heißt, zunächst an die Vorarbeiten; das Vertrauen zu mir ist gewachsen, zu thun haben werd' ich genug.

Nur zu; die Bozener Gesundheit hält vor! Ich sage wie Percy Heißsporn: ich sehne mich nach Arbeit!"

Juliane betrachtete ihn, dann wandte sie sich zu Ulrike: „Er sieht merkwürdig gesund aus, Ule. Wie der sich seit einem Jahr zu seinem Vorteil verändert hat, das ist unbegreiflich! — — Aber du bist nicht mehr im Reichstag. Wie schade. Darum hab' ich ja Adams geheiratet, um wieder nach Berlin zu kommen und dich im Reichstag reden zu hören —"

„Bist du doch noch etwas ‚verrückt'?" fragte Ulrike lächelnd.

„Nein, gewiß nicht; ich schwör's. Aber warum hast du dich aus dem Parlament entfernt? Du willst ja nicht Löwen jagen —"

Reinhard fiel ihr ins Wort: „Da sich meine Stellung damals so verändert hatte, verstand es sich von selbst. Auch ließen mir meine neuen Aufgaben nicht Zeit, zween Herren zu dienen. Wenn aber die Stunde kommt, so hoff' ich, man gibt mir wieder einen Stuhl im Haus."

„Darauf wett' ich, Reinhard! Sieh, deine Ule thut's auch. — — Ach, du lieber Gott, wer kommt denn da draußen? Wir drei wollten allein bleiben . . . Wen läßt denn dieser junge Esel von Bedienten herein?"

Die Thür ging auf, es erschien aber nicht der Bediente, sondern zwei Herren. Mit einem drolligen, klagenden Aufschrei rief Juliane aus: „Oimé! Mein Mann!"

„Ja, nur dein Mann," sagte Adams, der behaglich eintrat. „Ich komm' eben nach Hause und höre, Doktor Dittmar ist hier; da mußt' ich den alten Freund doch begrüßen. Guten Tag, Dittmarchen. Mir scheint, wir haben uns lange nicht gesehn! Das letzte Mal, glaub' ich, hier in meinem Hause, als uns mein Freund, der große Mime, seine Schnurren vormachte. Seitdem hat sich viel verändert; was? Mehr als ein Mensch ahnen konnte; wie?"

„Allerdings; gewiß," murmelte Reinhard. Um von diesen Veränderungen nicht weiter zu sprechen, sah er auf den andern Herrn, der mit Adams gekommen war und den dieser im Vortreten verdeckt hatte. „Herr von Tettau!" rief er überrascht aus. „Sie sind's! — Sie noch in Berlin?"

„Sagen Sie: wieder in Berlin!" erwiderte Tettau, indem er Reinhards Hand drückte. Die schmale Gestalt mit dem noch immer bläulich blassen Gesicht und dem militärischen Haar-

schnitt verneigte sich vor den Damen; dann kehrte er zu Reinhard zurück. „Was denken Sie, Herr Doktor," fuhr er mit seinem bekannten leichtsinnigen Lächeln fort, „ich hab' meinen Pflichten gelebt. War den ganzen Sommer zu Hause, auf dem Lande —"

„Das heißt, ungefähr zwei Monate," berichtigte Juliane, die in einem „Amerikaner" saß oder lag.

„Ganz richtig, zwei Monate," gab Tettau augenblicklich zu; „seit dem Mai — kurz, seit die gnädige Frau — —" Er beendete den Satz durch eine Gebärde, die ausdrucksvoll genug sagte: seit die schöne Frau fort war! — „Dann sah ich endlich: die Ernte geht ja gut! und fühlte die Notwendigkeit, etwas gegen meinen Katarrh zu thun. Diesmal ging ich ins Seebad —"

„Zu unsrer angenehmen Ueberraschung zu uns, nach England," fiel Juliane ein.

„Ja; die gleichmäßige, milde Luft! — Es hat mir auch gut gethan; es gibt Tage, wo ich entschieden weniger huste. Immerhin ein Erfolg! — Na, nun kommt der Winter —"

„Und da kommt Tettau nach Berlin!" unterbrach ihn Adams, der ihm mit einem Finger über die eingefallene Brust hinunterstrich. „Wenn Sie den Herrn kennen, Doktor, dann wissen Sie ja wohl auch, daß er ein sehr fideler Herr, oder deutlicher gesagt, ein kleiner Lump ist."

„Unglaublich, was Sie für Ausdrücke brauchen!" sagte Tettau scheinbar empört. „Und dabei kann dieser Adams gar nicht mehr ohne mich leben; wenn Sie öfter kommen werden, Herr Doktor, werden Sie's ja sehn. Ich fahre vor drei Wochen ganz arglos nach Berlin, ich denke, Herr und Frau Adams sind auf der Hochzeitsreise; aber als ich hergehe, um mich nach den Herrschaften zu erkundigen, da macht mir der Hausherr selber die Thür auf, er wollte eben ausgehn —"

„Richtig, das schrieb mir Ulrike!" sagte Reinhard, sich zu Juliane wendend. „Keine Hochzeitsreise —"

Juliane antwortete, ohne eine Miene zu verziehen: „Ich hab' mich gefügt. Ludwig mochte nicht."

„Erlaube!" rief Adams aus, der sich auf eine Tischkante gesetzt hatte und seinen dichten, schwarzen Bart vor Behagen zauste. „Erlaube: eine kleine Verwirrung der Begriffe! Ich hätte ganz entschieden gemocht; aber du sträubtest dich — erinnere dich doch —"

„Weil ich die Empfindung hatte, daß du eigentlich lieber gleich in dein Schneckenhaus kriechen wolltest. Da spielte ich die sich Sträubende. Mit mir ist leicht zu leben, Reinhard! Ich geb' immer nach. Wir sind immer einig!"

„Nun ja," summte Adams kaum verständlich; „einig sind wir immer." Er schien, nach seiner etwas verzweifelt heiteren Miene, hinzusetzen zu wollen: Aber wer gibt nach? Indessen nach einem vorsichtigen Blick auf Juliane verfolgte er diesen Weg nicht weiter. „Na, kurz, Doktor," sagte er laut, als zufriedener Philosoph, „auf diesen verbrauchten Scherz, die Hochzeitsrundreise, haben wir verzichtet. Ich hab' mich wie jener französische Graf auf die ‚Reise um mein Zimmer' beschränkt. Es war auch sehr hübsch!"

„Vielmehr auf die ‚Reise um die Frau'," sagte Juliane; „das heißt, um die Frau herum. Er hat mich von allen Seiten photographiert, als Amateurphotograph. Es gibt keine Ansicht mehr, die er sich nicht von mir gebildet hat. Er war unermüdlich. Ludwig, hol' doch die Photographien!"

„Von mir sagen Sie nichts!" rief Tettau, während Adams gehorsam ging. „Da muß ich denn doch bemerken, daß meine Unermüdlichkeit zum mindesten ‚mit Eichenlaub' ist. Der schönen Frau hat es nämlich gefallen, mich als Amateurphotographgehilfen anzubändigen; ich muß die Platten zur Aufnahme herrichten helfen, muß nachher die Bilder fertig machen — was die Hauptsache ist. Jawohl, mein Herr Doktor, das muß derselbe Mann thun, den man hier eben vor Ihren Ohren einen ‚kleinen Lumpen' genannt hat —"

„Was reden Sie so viel?" warf Juliane hin, worauf er verstummte. „Dafür bekommen Sie ein Exemplar von jeder Photographie. Ist das nicht genug?"

„Ich glaube, beinahe zu viel!" sagte Ulrike, die am Fenster stand und ihre Schwester und Tettau beobachtete, selber unbeachtet. Tettau wollte etwas erwidern, doch er besann sich und schwieg. Auch kam Adams schon aus dem anstoßenden kleinen Salon zurück; er trug eine silberne Schale, nach dem „Hildesheimer Fund" gegossen, ein Haufen von Kabinettsphotographien und andern Formaten lag in Unordnung darauf. „Ja, das ist unsre Hochzeitsreise!" sagte er vergnügt. „Jeden Tag nicht ein andres Städtchen, sondern ein andres Mädchen. Das

heißt, eine andre Ansicht, andres Kostüm. Ich sag' Ihnen, diese Frau ist unerschöpflich ... Sehn Sie sich die Schnurren an!"

Er warf die Bilder zu Dutzenden auf den Tisch; Reinhard saß daneben, er nahm eines nach dem andern in die Hand — zuerst mit einem wunderlichen, wie im Traum erlebten Gefühl. „Seine" Juliane, von Ludwig Adams photographiert, ihrem zweiten Mann! Und die vom Fenster herantrat und ihm eine Hand auf die Schulter legte, um die Bilder mit ihm zu betrachten, war ihre Schwester und seine Braut ... Er freute sich aber: ihm war alles recht ... Die Photographien zeigten Julianens wunderbare Gabe, sich zu stellen und sich zu kleiden; auf einigen erschien auch ihre ganze Schönheit; manche waren zu schwarz geraten oder undeutlich, verwaschen, rechte Dilettantenarbeit. Eine aber war erstaunlich gelungen: Juliane stand auf einem völlig dunklen Hintergrund und sah in die Luft; mit einem so edlen, sinnenden Ausdruck, als sei sie in ihren heiligsten Gedanken vertieft. Sie trug ein helles, seidig glänzendes Festkleid mit langer Schleppe, die sie mit all ihrer Kunst und Anmut zur Seite geworfen hatte, fast vor sich hin; den oberen Teil der nackten, mädchenhaft schlanken Arme bedeckte ein leichtes, lichtes Tuch, das ihre linke Hand unter dem Busen mit unendlich reizvoll ausgebreiteten Fingern zusammenhielt. Die rechte Hand hing vorne herab, einen Fächer nachlässig mit zwei Fingern fassend. Das selbst in der Photographie bezaubernd weich glänzende Haar war wellig zurückgekämmt und hoch aufgesteckt; eine Kamelie schmückte es, rückwärts. Doch was dieses Bild so überraschend schön machte, war der tiefe, edle Frieden, der die ganze Gestalt umfloß; trotz des Festgewands sah sie so einsam weltvergessen aus, als gäb' es keine Menschen, denen sie gefallen wollte, als sei sie nur so da, wie die Erde, die Sternennacht, das Leben, ein ruhiges, liebliches Rätsel ...

„So schön warst du nie!" sagte Reinhard lächelnd.

„Gefällt dir's?" fragte Juliane, sich aufrichtend. Sie sah sein stummes Nicken und fuhr fort: „Willst du's haben, — Schwager?"

„Ich möchte wohl!" sagte er, nicht warm, nur verbindlich.

Doch sie ergriff seinen Wunsch sogleich; „nimm dir's!" sagte sie. Ihre Augen gingen umher, sie sah sich von den beiden andern Männern betrachtet, von Adams harmlos verwundert, von

Tettau mit naiver Eifersucht. „Ja, richtig!“ setzte sie nach einem flüchtigen Lächeln hinzu, „diese Photographien sollen nicht weggegeben werden, sie sind nur für die beiden Künstler. Nun — eine Ausnahme; zur Feier des Wiedersehens . . .“

Sie warf einen längeren, gebietenden Blick auf Tettau: „Sie machen noch eine Kopie!“

III.

„Herr Professor Jenner!“ sagte der Diener, der von draußen eintrat. Er ließ die Thür offen, wie für einen Hausfreund. Jenner (soeben an der Universität zu Berlin außerordentlicher Professor geworden) erschien auch sogleich, den Hut in der Hand, in einem dunklen, bequemen Röckchen, das vorteilhaft war für seinen schlanken, wenn auch nicht mehr hageren Wuchs; über dem langen Hals, den der tiefe Hemdkragen völlig freiließ, wirkte der scharfe Kopf um so kühner, adlermäßiger. Er begrüßte die Gesellschaft etwas geräuschvoll mit seiner hellen, heiteren Stimme; dann faßte er Reinhard ins Auge, erkannte ihn, warf unwillkürlich einen raschen Blick auf die Hausfrau und gab ihm die Hand.

„Hat Ihnen heute kein Ohr geklungen?“ sagte er sofort. „Ich hab' mit einer meiner Kranken — derentwegen ich herkomme — viel und sehr gut von Ihnen gesprochen; Sie erraten wohl, mit wem.“

„Baroneß Rohrbach!“ rief Reinhard, den Jenners Erscheinung augenblicklich an Mathilde erinnert hatte. „Die Arme; über fünf Monate ist sie nun bei Ihnen. Ich höre allerdings, sie hat sich gebessert —“

„Gebessert?“ fiel ihm Jenner in die Rede; „sie ist eigentlich schon gesund! Das ist ja einer meiner schönsten Fälle, muß ich Ihnen sagen. Die junge Dame war in einem ziemlich desperaten Zustand; die guten Leute da im Hause ahnten nicht, wie schlecht es schon mit ihr stand. Das ist ja eben das Elend: sogenanntes ‚Nervenleiden‘. Die Nerven! sagt man; die Nerven! es sind halt die Nerven! und hofft von Woche zu Woche: sie werden sich ja endlich bessern; und darüber wurzelt sich das Uebel so recht gründlich ein. Es wird Hausfreund, es macht sich's be-

quem; endlich ist es gar nicht mehr loszuwerden, man muß damit leben und sterben ... Na, in diesem Fall stand es zum Glück noch nicht so verzweifelt; ich fand doch noch Mittel, den Hausfreund vor die Thür zu setzen. Er war sehr zäh, es ging langsam. Jetzt kann ich wohl endlich sagen: wir sind mit ihm fertig!"

Reinhard lächelte vor Ueberraschung und Freude; ein Sonnenstrahl ging ihm übers Herz. „Mein Gott, welch ein Glück," sagte er; „das ahnte ich ja noch nicht. Das schrieb mir mein Freund Olearius noch nicht; überhaupt schweigt er schon eine Weile ... Also wirklich gesund?"

„Nun," antwortete Jenner, „sie wird doch noch eine Weile bleiben; es sind zwar nur noch kleine Ueberreste, die mir durchaus keine Sorge machen; sie bedeuten nichts; aber hartnäckig sind sie. Es braucht noch etwas Geduld und Zeit. Die Baroneß hat beides; ich auch. Wenn Sie sie wiedersehn, werden Sie erstaunen; — da fällt mir also wieder ein, weswegen ich jetzt komme! Meine liebe gnädige Frau —"

„Ich will sie nämlich besuchen," warf Juliane dazwischen, zu Reinhard hinüber; „ich sehne mich danach. Der Fall interessiert mich ja ungeheuer; und das Mädchen lieb' ich. Professor Jenner sollte sie fragen ... Nun? Will sie mich sehn?"

Jenner, der noch immer gestanden hatte, setzte sich, gab seinem Gesicht die liebenswürdigste, weichste Form (es wird wirklich runder! dachte Reinhard) und sagte in seiner gemütlichsten Stimmlage: „Meine liebe gnädige Frau, das ist eben eine merkwürdige Geschichte. Haben wir da noch ein krankhaftes Symptom, oder was sonst, ich weiß nicht; kurz, wie ich der jungen Dame sage: Frau Juliane Adams und so weiter, Ihre Bozener Freundin, wünscht Sie zu besuchen — da fängt sie an zu zittern; auf Ehre; und wird leichenblaß. ‚Was ist Ihnen denn?' frag' ich; sie schüttelt nur den Kopf. ‚Nein,' sagt sie dann, ‚nein! Sie soll lieber nicht kommen; ich möchte sie nicht sehn!' — ‚Aber, meine liebe Baronin,' sag' ich, ‚was haben Sie für einen Grund? Man hat doch in der Regel für alles irgend einen Grund. Ist Ihnen die Dame antipathisch?' — Sie schüttelt den Kopf. — ‚Wollen Sie überhaupt noch keine Besuche von früheren Bekannten?' — Sie macht ebenso. — ‚Oder denken Sie nicht gern an die Zeiten, wo Sie mit dieser Dame bekannt wurden,

wo Sie nicht gesund waren . . .' Sie läßt mich gar nicht ausreden, sie schüttelt wieder den Kopf. ‚Aber ich möchte doch lieber,' sagt sie, ‚daß sie gar nicht käme. Wozu davon reden; lassen wir's, Herr Doktor!'"

Julianens Wangen hatten sich gerötet. „Ah!" sagte sie. „Also sie will mich nicht sehn?"

„Bitte, bitte!" erwiderte Jenner lächelnd. „Dafür bin ich ja da, daß meine Patienten Raison annehmen. ‚Bedenken Sie, Baronin,' sagte ich ihr, ‚wer Sie sind: mein erster ‚Stern', mit dem ich paradiere; nachdem wir Sie monatelang haben trösten müssen, trösten Sie jetzt die andern. Diese große Stellung wollen Sie doch nicht wieder aufgeben?' — Kurz, ich appellierte mit dem alten, bewährten Erfolg an ihr Ehrgefühl. Sie will nie mehr schwach, sie will nur noch stark sein, das ist ihr Lieblingsgedanke . . . Mit einem Wort, ich komme als Abgesandter, um Sie einzuladen."

„Das haben Sie wieder einmal gut gemacht," sagte Juliane und gab ihm eine Hand, die er an die Lippen führte. „Noch heut, nach dem Diner, fahre ich hinaus. — Warum strahlst du so, Reinhard?"

„Weil ich glücklich bin," antwortete er. „Baronin Mathilde ist eines der herrlichsten Geschöpfe, die ich kenne. Unser einziger Kummer um sie war, daß sie so unheimlich zu leiden hatte; nun wird sie gesund! — Da haben Sie etwas Großes gethan, Herr Professor."

Jenner lächelte: „Jedenfalls veracht' ich mich darum nicht!" — Er warf einen Blick zu Julianen hinüber, der Reinhard durch seine Wärme auffiel; Juliane schien ihn mit stillem Verständnis zu erwidern. Vielleicht war's auch Einbildung, Täuschung . . . Ulrike nahm ihren Hut, den sie abgelegt hatte, setzte ihn auf und reichte der Schwester zum Abschied die Hand. Sie heftete zugleich die Augen auf Reinhard und bat ihn durch eine stumme Gebärde, mit dem Kopf nach dem kleinen Salon deutend: „Draußen noch auf ein Wort!"

Juliane, die dies erfaßte, fuhr auf. „Was, ihr wollt schon fort?"

„Nur ich," sagte Ulrike; „den Reinhard laß' ich euch noch. Ich will ihm nur etwas sagen, dann kommt er zurück!" — Sie grüßte die Herren mit ihrem schlichten Lächeln, mit der anmutig

vornehmen seitlichen Verneigung, die ihr eigen war, und ging in den Salon; Reinhard folgte ihr.

„Ich wollte dir noch danken," sagte sie, als sie dort allein waren: „es war nicht nur gut von dir, daß du so willig hergekommen bist — hast's auch so gut gemacht. O, du bist ein sehr, sehr gescheiter Mensch!" — Ihr lächelndes, kluges, ein wenig schmachtendes Gesicht kam ihm näher; er faßte ihre Schultern und küßte sie herzlich.

„Bitte, sag mir noch eins," fing sie wieder an, sich ganz zart an ihn lehnend. Sie nahm einen seiner Rockknöpfe in die kleine Hand und begann ihn zu drehen; — „Juliane hat recht," sagte sie: „du strahltest vor Glück — — über diese Bozener Freundin. Du hast sie in der wichtigsten, besten Zeit deines Lebens kennen gelernt. Soll ich auch einmal ‚dumm fragen', wie Juliane zuweilen sagt?"

„Nicht nötig," erwiderte er lächelnd. „Ich will dir ungefragt mitteilen: in der ganzen Bozener Zeit hab' ich mich nie in irgendwen verliebt. Dieses ist die nackte Wahrheit; du drehst mir aber den Knopf ab."

„Dann näh' ich ihn dir wieder an!" sagte sie heiter, nun selber strahlend. Sie setzte etwas leiser hinzu: „ich freu' mich wie ein Kind darauf; — wenn ich das erst thun werde, mein' ich. Es ist eigentlich zum Staunen, Reinhard: in einem einzigen angenähten Knopf so eine Masse Glück!"

„Es wird wohl nur beim ersten so sein, meine gute Ule."

„Glaubst du? — Aber sag' du nicht ‚Ule'; in deinem edlen, stilvollen Deutsch klingt das nicht gut, das ist nur für Juliane. Ach, ich sollte fort —"

Er hielt sie fest. „Soll ich nicht mit dir gehn?"

„Nein, geliebter Mann; langweilige Frauengeschichten; die sind nichts für dich. Thu mir auch die Liebe, bleib noch ein wenig bei Juliane; sie gehört zu den Menschen, weißt du ja, die zählen und rechnen: zwanzig Minuten mehr oder weniger sind bei ihr ein Conto. Und es ist das erste Mal! euer Wiedersehn! — Abgesehn davon, daß es gar nicht übel ist, wenn diese Tettaus und Jenners ein wenig überwacht werden —"

„Was willst du damit sagen?"

„Nichts! — Jetzt nichts! — — Aber doch noch was . . ."

Sie begann wieder den Knopf zu drehn, den sie mittlerweile losgelassen hatte.

„Noch etwas? Was noch?"

„Sieh nicht so lustig aus; es ist ziemlich ernst. Willst du mir etwas versprechen, Reinhard?"

Er zuckte die Achseln. „Sag mir erst, was es ist?"

„Im Leben jedes Menschen, weißt du, können Dinge kommen — die er nicht erwartet. In Bozen war es nichts, sagst du; o, das that mir gut. Aber — so unbedeutend ich bin, ich bin so stolz, Reinhard; hab' dich so lange lieb gehabt, ohne dich zu haben; wollte dich lieber ewig nicht haben, als — — als nicht recht von Herzen. Wenn es dir nun doch noch widerführe, Reinhard, daß dir eine andre — zu lieb würde, willst du dann ehrlich sein und es mir bekennen?"

„Ulrike!" antwortete er; in seinem Lächeln war ein Vorwurf. „Warum wohl die Frauen so gern solche Fragen stellen —"

„Was die andern thun, weiß ich nicht," unterbrach sie ihn; „aber ich, ich frag' dich. Weil ich dir sagen will: sobald dir eine andre lieb wird, geb' ich dich frei, in derselben Stunde!"

„Das ist ‚stolz'; daran zweifl' ich nicht. Meine teure Ulrike! ich werde aber nie — denn ich bin im Hafen. Dahin wollt' ich; da bleib' ich. Im Hafen soll man aber Ruhe haben; auch vor solchen Fragen. Gib mir einen Kuß und sei still!"

„Da hast du ihn," sagte sie, und mit zierlicher Anmut neigte sie den Kopf auf die Seite, wie ein Vogel, näherte ihre grauen Augen den seinen und legte die Lippen weich auf seinen Mund, ohne ihn zu drücken. Darauf flüsterte sie: „willst du mir's dann sagen?"

„Ja!" seufzte er, nachdem er einen Augenblick, durch die Wiederholung der Frage verblüfft, ihr ins Gesicht gestaunt hatte. „Bist doch auch ein Weib!"

„Das bin ich!" sagte sie und lief aus der Thür.

IV.

„Ich möchte wissen, warum Brautleute so gern allein sind," sagte Juliane, als Reinhard aus dem kleinen Salon zurückkam. „Was hat sie dir denn da drinnen erzählt?"

„Gewiß etwas überraschend Neues," nahm der vergnügte Hausherr das Wort; „etwas von der Art, wie die verliebte Eva ihrem Adam sagte; worauf Adam sich fragte: wo hab' ich das schon gehört?"

„Wo ist Doktor Jenner?" fragte Reinhard, ohne zu antworten. Jenner war fort. „Er läßt sich Ihnen empfehlen," sagte Tettaus hohe, noch immer belegte Stimme. „Hatte keine Zeit mehr; will die Baronin von Ihnen grüßen. — Herr, was wollen Sie?"

Adams hatte Tettau am Arm gefaßt und machte eine komisch drohende Bewegung, als wolle er ihn fortziehn. „Heucheln Sie nicht, Tettau," sagte er; „Sie wissen recht gut, was ich will; was? Sie sind mir Revanche schuldig; wie? Thun Sie Ihre Pflicht!"

„Mit Ihrem ewigen Schachspiel —"

„Jetzt wird Tettau komisch. Als ich Sie vorhin an der Hausthür traf, sagten Sie mir da nicht selbst, Sie kämen, um mir Revanche zu geben?"

„Ja, werden Sie nicht komisch, Tettau," sagte Juliane und richtete sich in ihrem Lehnstuhl auf. „Thun Sie Ihre Pflicht!"

Tettau seufzte ehrlich; er warf auch einen beinahe offenherzigen Blick auf Reinhard, den zwar nur dieser sah; es lag aber eine gewisse eifersüchtige Mißgunst, vielleicht sogar Mißtrauen darin. Adams streichelte Tettaus Arm, dann strich er an ihm hinunter und zog ihn mit fort. „Ich werd' ihn wieder schauderhaft matt machen!" rief Tettau noch in der Thür.

„Der Arme," sagte Juliane, als sie verschwunden waren, mitleidig und grausam lächelnd. „Na, es thut ihm nichts; er hat doch noch Glück genug . . . Adams braucht Unterhaltung, weißt du; lesen thut er nicht gern, Konversation ist eigentlich auch nicht seine Sache. Wenn er nicht im Geschäft ist, langweilt er sich leicht. Darum hab' ich Tettau dazu gezähmt, daß er mit ihm Schach spielt."

„Eine kluge und weise Frau!"

„O ja, das bin ich auch . . ."

Sie stand plötzlich auf; ihre Züge nahmen einen unerwarteten, kühnen, geheimnisvollen Ausdruck an, die zarten Flügel ihrer edel schlanken Nase dehnten sich, als wolle die eingefangene Seele durch diesen Ausweg hinaus. Sie ging an Reinhard vor-

bei, dann kam sie zu ihm zurück, stellte sich vor ihn hin. Sich auf den Zehen hebend brachte sie ihr Gesicht nahe an das seine; ein unruhiges Lächeln trennte ihre Lippen, daß die Zähne blitzten. „Also du!“ sagte sie. „Du! du!“

Unwillkürlich ging sein Kopf ein wenig zurück; nun lächelte sie anders, ernst: „Nein, erschrick nur nicht! Es geschieht dir nichts. Ich werd' dich nicht wieder küssen wie damals, als ich die große Dummheit machte — weißt du noch, wo es war? Hier in diesem Haus! da unten im Wintergarten! Als ich dich verließ ... Vielleicht war's doch gut. Jetzt hast du die Ule, und jetzt bist du glücklich! — — Bist du glücklich, Reinhard? — Eine dumme Frage. Aber du und die Ule — wie mir das immer wieder drollig, — ich meine, märchenhaft ist. Du und meine Ule ... Sei ruhig, sei ruhig, ich werd' dich nicht totschwatzen; ich bin bald zu Ende. Aber das da freut mich!“

Sie deutete auf seine Brusttasche, in die er die ihm geschenkte Photographie: Juliane auf dem schwarzen Grund, gesteckt hatte.

„Was? Daß ich dein Bild —?“

„Daß du dieses Bild. Ich dachte ja die ganze Zeit an dich, während ich so dastand. Ich dachte: nun will ich so gut, so unverdorben, so edel aussehn, wie's ihm am besten gefiele! Ich kokettierte mit dir, ohne daß du's wußtest ... Nein, pfui, wie red' ich da. Ich war in dem Augenblick wirklich furchtbar gut. Und ganz Reinhard Dittmar'sch. Daß du das Bild nun gern hattest, das hat mich gefreut! — — Bin ich dir komisch, Reinhard?“

„Nur durch diese Frage. Ich werde die Photographie —“

„Ja, das möcht' ich, Reinhard,“ fiel sie ihm ins Wort; „gib ihr einen Platz bei dir — sie ist ja nicht groß — schau zuweilen hin; und denk' dir dann: das ist das Gute, das Beste an Juliane — alles andre geht mich nichts an! — — Du, da die andern Schach spielen, will ich dir was sagen —“

Sie bohrte ihre glimmenden Augen in die seinen, schien darin etwas zu suchen; vielleicht fand sie's nicht. Denn wie entmutigt oder ungewiß schüttelte sie den Kopf; „nein, noch nicht!“ sagte sie, mit den Fingernägeln der rechten Hand über die linke streichend. „Hast dich wohl sehr gewundert, daß ich diesen Adams zum Mann genommen habe ... Ach, ich hab' mich heftig gesträubt; aber denk' dich hinein: eine geschiedene Frau — und mit

solcher Nachrede! Meine arme Mutter verging ja! Sie wollte nie wieder nach Berlin zurück! — Da las ich mich allmählich in seine standhafte Liebe hinein, wie in ein langweiliges, aber nützliches Buch; und hab' ihn genommen. Brauchst ihn nicht zu bedauern; er hat's wirklich gut. Meine Hände sind beinah so schön wie die seiner Konstanze, und ehrlich gesagt, ich bin viel unterhaltender. Und ich bin eine gute Hausfrau, was sie auch nicht war; lächerlich ordentlich, praktisch, die Dienstboten vergöttern mich. Ich halt' ihm einen Schachspieler, einen Photographengehilfen; — allerdings auch einen —"

Sie sprach nicht aus, sie legte nur die flachen Hände gegeneinander, vor der Brust, und sah in die Luft. Reinhard schwieg auch; er betrachtete sie eine Zeitlang, dann machte er eine Bewegung, als wolle er nun gehn. „Nein, noch nicht," sagte sie rasch; „ich muß noch etwas loswerden; dann weißt du's — und dann ist's gut. Jetzt sind wir allein, und vielleicht nie wieder . . ." Ihre flachen Hände blieben, wie sie waren, aber sie bewegte sie vor ihrem Busen langsam hin und her. „Ich bin keine Penelope, Reinhard; ich fürchte, ich werde noch viele dumme Streiche machen; aber ich werd' nie einen andern wirklich lieben, als dich; — ja, dich, dich! — Aber sei nicht bange; ich hab' der Ule geschworen, daß ich nichts von dir will. Geschworen . . . So 'nen Schwur könnte man brechen, das ist vorgekommen; aber ich will auch nichts. Du bist mir zu schade; ich verehr' dich so! Wie ein Ideal . . . Lach' mich nicht aus, daß ich so was sage; es ist wohl recht verrückt — nach allem, was ich gethan habe — aber 's ist doch so. Und hast mich noch so furchtbar, so entsetzlich heruntergemacht, damals im Mai, in der Wilhelmsstraße; das thut alles nichts — oder vielleicht eben darum. Mein Ideal! Nur zum Anschauen. Weiter will ich nichts!"

Sie sah, daß er nach Worten suchte; mit einer Grazie, die seelenvoller war als sonst, legte sie die Hand vor seinen Mund, ohne ihn zu berühren. „Streng dich nicht an!" sagte sie, weich, aber nicht schmerzlich lächelnd. „Nun weißt du's, nun bin ich's los! — Wie es ihn überrascht hat — du lieber Gott — er sieht wieder beinahe so blaß aus wie in alten Zeiten. Du! Reinhard Dittmar! Diese letzte Verrücktheit, diese unschuldige, mußt du mir noch lassen; — und dann, daß ich dir beichte; dazu hab' ich niemand als dich. Einen muß ich haben . . ."

Sie machte die Augen zu. Sie tastete mit einer Hand nach dem nächsten Stuhl und hielt dessen Lehne fest. „Nun hör' noch mein letztes Geständnis," sprach sie hastiger weiter, einen Anfall von Feigheit überwindend; „dann kannst du ja gehn!"

„Wozu?" murmelte er. „Morgen bereust du es —"

„Nein, ich werd's nicht bereuen. Bitte, ich muß dir's sagen; muß dich als Beichtvater haben, sonst werd' ich katholisch. — ‚Gelt' sagen die Süddeutschen so hübsch; gelt, ich bin recht heruntergekommen? Zuerst wenigstens noch eine stolze Gräfin —"

„Und jetzt Frau Adams, meinst du —"

„Ja, das auch. Aber das nicht allein ... Weißt du noch, was Jenner vorhin so vergleichsweise von dem Hausfreund sagte, den man sich einwurzeln läßt? der sich's dann bequem macht, den man nicht mehr los wird —"

Die Stuhllehne zitterte. Reinhard erschrak. „Jenner?" fragte er.

„Nein. Der noch nicht —"

„Noch nicht!"

Sie schlug die Augen auf, schloß sie aber wieder. „Du hast recht," sagte sie mit einem tollen Lächeln, das dem blinden Gesicht einen sonderbar unheimlichen Ausdruck gab: „dieses ‚noch' ist komisch. — — Nein, der andre. Tettau. — Findest du mich verrückt, daß ich dir das sage? daß ich mein ‚Ideal' zum Beichtvater mache — und für solche Dinge? Ich will aber vor dir nicht besser scheinen, als ich bin; vor allen Menschen, aber nicht vor dir! — — Ich hab' ihn lange gequält; dann kam die Gutmütigkeit, das Mitleid, die Großmut. In England, am Meer ... So, nun geh!"

Reinhard wußte nicht, was er thun, was er lassen sollte; in seinem Kopf war's wie eine Ueberschwemmung, die ihm die Gedanken wegriß. Auf einmal stand sie wieder nahe vor ihm, ihre offenen Augen brannten. „Verachtest du mich?" fragte sie mit einem leichten Schwanken in der Stimme. „Thu' das nicht, Reinhard ... Es ist ja doch Ehrlichkeit; ich bin furchtbar tapfer, find' ich. Vor dir will ich ganz, ganz wahr sein. Gibst du mir eine Hand, eh du gehst?"

Er hielt sie ihr hin, ohne viel zu denken. Sie ergriff sie rasch, betrachtete sie einen Augenblick, dann neigte sie sich und küßte sie.

„Bist du närrisch?“ sagte er und zog seine Hand zurück. Die ihrige ging aber mit; „nein,“ sagte sie, „laß sie mir! Deinen Mund will ich nicht küssen, der gehört der Ule; aber die Hand — was bedeutet das? — Was für schöne Hände du hast; so charaktervoll, so edel. Sie sehn dir so gleich. Laß mich doch! Ich will's!“

Sie überraschte ihn und drückte wieder ihre heißen Lippen auf die „schöne Hand“; und schnell noch einmal. „Jetzt geh!“ flüsterte sie. Ihr Kopf deutete nach der äußeren Thür; sie entschwand in ihr Garderobezimmer und ließ ihn in einem wirr gemischten Gefühl von Nervenerregung und Hirnbetäubung allein.

V.

Am zweiten Nachmittag nach diesem, so gegen vier Uhr, ging Martin Olearius in Berlin „unter den Linden“ spazieren; einen leichten Mantel über die Schultern gelegt, einen breitkrempigen Hut auf dem Kopf. Seine Füße waren gesund; sein übriges „wurmstichiges Ich“, wie er's im letzten Brief an Reinhard genannt hatte, suchte er über dem schönen Tag und der Straßenpoesie der großen Stadt zu vergessen. Es war noch einmal, zum letztenmal, sonniges, heiteres Herbstwetter geworden; man fühlte jeden warmen Strahl auf der kühlen Haut, Martin als Virtuos konnte ihn weiterverfolgen bis ins Mark hinein, zuweilen bis in die Seele. Auch das kalte Blau des reinen Himmels, das die Strahlen erwärmten, empfand er fast körperlich; das gelbe, goldige Licht auf den Dächern, an den hohen Häusern — und leider auch die toten Schatten, die in allen Winkeln wegelagerten und langsam, träg, allmählich an den Mauern hinaufkletterten, hinter dem weichenden Sonnenglanz her. Ihm gefiel Berlin heute; ihm war, als sei es seit einem Jahr schon wieder sichtbar großstädtischer, vornehmer geworden. In der Mitte zwischen den Bäumen gehend, freute er sich an den Menschenströmen, den Wagenreihen rechts und links, ohne daß sie ihn stauten; Soldatenmusik trompetete schneidig, freudig in seinem Ohr, beschienene Helme blitzten, sein brandenburgisches Herz begann wie in der Knabenzeit kriegerisch zu hüpfen. Als er an die „historische Ecke“ kam, ward ihm wunderlich zu Mut, er blieb stehn; der alte Fritz ritt auf seinem hohen Denk-

mal neben dem Palais des alten Wilhelm hin, auf dem die Purpurstandarte wehte. Der große König sah zwar das kaiserliche Eckfenster nicht an, aber es war doch, als ginge von seinem Kopf ein feines Gespinst hinüber; — nun müßte noch der große Kurfürst von der Langen Brücke her, dachte Martin, und dem König vor dem Eckfenster entgegenreiten, so wär' die Historie fertig! In seiner sonnigen Brust ging die ganze Geschichte vor sich: er hatte so ein Gefühl, als würde sein kurmärkisches Herz preußisch und dann deutsch ... Dann erwachte wieder ein knabenhafter Seelenzustand in ihm, wie an jenem Morgen, da er als siebenjähriger Provinzler zum erstenmal an dieser Ecke stand und von den letzten Bäumen, mit andächtig beklommenem Schauder, auf den langgedehnten Platz mit all den feierlichen Palästen und Standbildern hinaussah. Damals erschien ihm Berlin wie ein Königreich; — und doch, wie altpreußisch, wie „bürgerlich" war es noch! Als man von grobmehligen „Schrippen" lebte; als zum erstenmal über einer Ladenthür die rettende Inschrift erschien: „Kaiser-Auszugsmehl"; als mit dem Wiener Gebäck die große Einwanderung begann, die nach und nach auch die Wiener Kellner, die Wiener Kaffeehäuser, die Wiener Trinkgelder, die Wiener Schauspieler und Sänger in die preußische Hauptstadt führte ...

„Wovon träumen Sie, Herr Doktor?" fragte links von Martin eine männlich kräftige, etwas harte Stimme. Martin wandte den Kopf; er sah eine hohe, wohlgebaute, feingekleidete Gestalt, die ihn lächelnd betrachtete. „Erkennen Sie mich nicht?" fragten die entschieden roten, blühenden Lippen, die aus dem auffallend gebräunten Gesicht herausschimmerten. „Wir haben uns in Bozen gesehn. Graf —"

„Graf Wildhagen!" fiel ihm Martin ins Wort, sehr verbindlich grüßend; er kehrte wirklich wie aus einem Traum in die Welt zurück. „Entschuldigen Sie, Herr Graf; entweder Ihre veränderte Farbe oder — — wahrscheinlich doch nur meine Zerstreutheit. Ich hatte Sie im ersten Augenblick wirklich nicht erkannt!"

„Nun, das ist ja einerlei!" entgegnete der Graf, wieder lächelnd. Ihm stand aber dieses Lächeln nicht gut; es war etwas verzerrt, — „nervös", hätte Martin gedacht, wenn Graf Erwin nicht damals in Bozen alle Nerven von sich abgeleugnet hätte.

Auch sonst hatte sich noch dies und das verändert; er sah zwar noch aus wie der Mann „von Eisen", aber die Züge waren härter, gröber geworden; die Augen schienen flacher; es war jedoch wohl nur der leerere Blick. Eine gewisse Unruhe schien in seiner sonst so ehernen Reitergestalt leise umherzuziehn. „Wie kommen Sie denn nach Berlin?" fragte er zutraulich; als wär' es ihm besonders erwünscht, mit einem Menschen zu sprechen, und wär' es auch nur ein Doktor der Philosophie. „Hier hab' ich Sie noch nie gesehn!"

„Unbedeutende Geschäfte, Herr Graf. Ich hätte Sie übrigens beinahe dasselbe gefragt; denn man hatte mir gesagt, Sie wären auf einer sogenannten ‚Reise um die Welt'."

„So arg war es nicht! Nur Amerika. Ich hatte einen Augenblick den Gedanken — bitte, lachen Sie nicht — mich in den südamerikanischen Savannen oder Pampas anzukaufen; das alte Europa langweilte mich. Dann kam mir aber drüben alles — entschuldigen Sie das Wort — so proletarisch vor. Zuletzt war ich in Nizza und so weiter, hab' in Monte Carlo gespielt;" — er lachte: „ich sag' Ihnen, die reine Spielwut war über mich gekommen! Hab' schauderhaft viel Geld verloren; nun, das macht mir nichts. Sie spielen wohl nicht, Herr Doktor? sind wohl viel zu solid?"

Martin zuckte die Achseln; eh' er noch antworten konnte, sprach der Graf schon weiter: „Komisch ... So straft man die alten Sprichwörter Lügen ... Unglück in der Liebe und im Spiel!" — Plötzlich errötete er durch die braune Farbe hindurch; offenbar verlegen, daß er sich so weit geöffnet und sein Schicksal berührt hatte. Um dieses Mißgefühl zu verdecken, machte er eine lebhafte, heitere Bewegung und begann, zu Martins Ueberraschung, an einem von dessen Mantelknöpfen zu spielen. „Ja — wie ich Ihnen sagte ... Das heißt: ein gewisses Glück bei den Frauenzimmern, das — — davon spricht man ja nicht. Was das Spiel in Monte Carlo betrifft, Herr Doktor, damit bin ich durch; das ist auf die Dauer zu geistlos. Das Spiel beim Sport, das ist eine andre Sache; das heißt, wenn man selber als Sportsmann beteiligt, wenn die eigene Ehre dabei engagiert ist. Ich hab' jetzt entschieden die Absicht, mich darauf zu werfen; natürlich im großen Stil, mit Rennstall und so weiter —"

Martin lächelte. „Mir scheint, das ist noch gefährlicher als Monte Carlo, Herr Graf!“

„Ja, das sagen Sie wohl; aber was treibt man sonst? Das Leben ist ja im ganzen ein ziemlich geistloser Spaß . . .“

Von der Straße Unter den Linden her wurden Hochrufe laut, die sich näherten; der alte Kaiser kam im offenen Wagen, im Soldatenmantel, von seiner Spazierfahrt im Tiergarten zurück. Graf Erwin sah mit gleichgültigen Augen hin; auf einmal verlor sich die aufgetragene Heiterkeit aus seinem Gesicht, er zog die feinen blonden Brauen gegen die Nase herunter. Ein eigentümliches kaltes Feuer fuhr in die blauen Augen; er warf den Kopf zuckend nach rechts. „Ich vergesse aber ganz,“ murmelte er kaum verständlich; „eilige Geschäfte . . . Ich hoffe, ein andermal, Herr Doktor . . .“

Nach einem flüchtigen Händedruck ging er mit raschen, großen Schritten davon, in die Universitätsstraße hinein. Martin begriff nun erst, was ihn vertrieben hatte: die aristokratische, aber schon etwas steife Gestalt des alten Grafen Wildhagen, des „Onkel-Ministers“, kam unter den Linden daher. Die undankbare Politik . . . Der alte Herr schien nicht zu bemerken, daß sein noch immer unversöhnter Neffe vor ihm floh; nach wenigen Schritten blieb er stehn und machte Front, um den vorbeifahrenden Monarchen zu grüßen. Martin that dasselbe; er warf einen Blick auf das ehrwürdige Greisenhaupt, das noch nicken und danken konnte, und einen zweiten zum alten Fritz hinauf, zu dem unbeweglichen historischen Reiter; sein Herz schlug wieder den brandenburgischen Schlag . . .

Endlich ging er weiter; über Graf Erwins „Reise nach dem Glück“ nachdenkend — und über sein eigenes, nebelhaftes Geschick. Er wanderte am Opernhaus vorbei in die Markgrafenstraße, zum Gendarmenmarkt; bis er das Haus an der Ecke, in der Mohrenstraße, erreicht hatte, wo Freund Reinhard noch wohnte. Auf seinem Gesicht war es wieder ganz still, einsam, ernst geworden; ehe er oben an die Thür klopfte, entlud er sich in einem leisen Seufzer, rief dann seine Züge „zum Appell“, wie er's nannte, pochte und trat ein. Reinhard war zu Hause, er saß an seinem Schreibtisch. „Martin!“ rief er sofort mit kraftvollem Jubelton aus, sprang auf und lief ihm entgegen, um ihn zu umarmen. „Mensch, nun versteh' ich dich erst!“ rief er dann, ihn von sich wegdrückend, um ihn anzuschauen: „du schreibst

keine Zeile mehr, weil du selber kommst, als zweibeiniger Brief!"

„Ganz so ist's nicht, mein Junge," sagte Martin langsam, die kahle „Bude" betrachtend. „Ich schrieb vor allem nicht, weil ich noch in meinem Unglauben steckte, mich immer wieder fragte: ist's wahr oder nicht? Ihre Genesung, mein' ich ... Es war eine so unwahrscheinliche Geschichte ..."

Er studierte die Thür, durch die er eingetreten war, als wäre das jetzt das wichtigste, und fragte: „Also hier an dieser Thür habt ihr euch eigentlich verlobt?"

„Ja, so ungefähr. Wenigstens ich mich mit ihr ... Aber nun laß mich dich in deiner neuen Herrlichkeit anstaunen, Mensch. Die Füße gesund, die Augen gesund, alle Gliedmaßen in Ordnung; und die Nerven besser, schreibst du! Ist das noch wahr, Martin?"

„O ja, 's ist noch wahr. Wenn ich jetzt zurückdenke, so scheint mir die Sache so: Mathilde und ich, wir haben uns nicht gut gethan; für die Gesundheit, mein' ich. Eine Ahnung hatte ich ja schon damals; am andern Tag, als du wieder abreistest, sagte ich dir: vielleicht wird schon das der Mathilde draußen nützen, daß sie ihren „Lehrer und Meister" nicht mehr um sich hat! Aber — so scheußlich es klingt — auch für mich war's besser, glaub' ich. Denn solange sie da war, brauchte meinem Leibteufel nur erst der Gedanke zu kommen, wieder einen Radau zu machen, so verspürte das Mädel es schon, sie sah mir's an, sie hatte ein Vorgefühl, eine Hellseherei — wie soll man das nennen. Das sah ich dann wieder auf ihrem Gesicht, erhorcht' es von ihren Nerven; sofort ging der Mitleidsspektakel in mir los, machte aus meinem Nervensystem eine Aeolsharfe, zum Gaudium des Leibteufels — und so steigerten wir uns gegenseitig, daß es eine Lust war; — Bruder, wenn ich mich in die Hundeseele dieses Satans hineindenke, er hatte es gut bei mir! — Das nahm ein Ende, als sie nicht mehr da war. Ich saß und schrieb Briefe an sie, ich vermißte sie, ich hatte die hergebrachte, bürgerliche Sehnsucht; das ist nicht dasselbe. Es reibt nicht so an den Nervenschenkeln, um wie ein geigender Heuschreck zu sprechen; es wird nicht so allstündlich als Gift eingenommen; — na, kurz, so erklär' ich mir's. Es ist lächerlich, unwahrscheinlich, beinahe unnatürlich: aber in der Hauptsache bin ich jetzt gesund!"

Reinhard sah ihn kopfschüttelnd an: „Du sagst es aber nicht sehr lustig, Bruder. Alle Donnerwetter, das ist ja zum Singen, Springen, Versemachen und Champagnertrinken. Und bei deiner Lebensmoral ... Ich dachte: wenn der noch gar gesund wird, dann wird die Welt einmal sehn —"

„Wird nicht viel sehn," erwiderte Martin, mit einer Gebärde abbrechend. „Du steckst noch immer in diesem Loch. Wann heiratet ihr denn?"

„Zu Neujahr, hoff' ich, kann's werden. Es stand allerlei im Wege; mein ganzes provisorisches Dasein — — das wird nun geordnet. Wir kommen dann in eine hübsche Wohnung, am Leipziger Platz ... Bist du allein hier, Martin?"

„Nein," antwortete er, aus dem Fenster blickend. „Nein, Gott sei Dank! Mein Baron ist mit hier. Allein komm' ich mir wie ein reisender Flügeladjutant vor; mir ist immer die rechte Seite ausgehoben, wenn ich da den Padre nicht fühle! — Ja, mein Junge, so weit ist's mit mir gekommen. Ich bin nur noch eine Dezimalstelle ... Padre Rohrbach und ich haben seine Tochter in ihrer Anstalt besucht —"

Reinhard hielt sich nicht länger, er packte Martin an der Weste und schüttelte ihn ein wenig: „Mensch, also endlich heraus damit! So hab' ich dich nie gesehn ... Sie ist ja gesund, hör' ich. Gesund! Das nennt man gewöhnlich ein Glück! Und von diesem Glück kommst du her ... Ist sie gesund oder nicht?"

Martin lächelte weich, es war wieder sein altes, menschenfreundliches, selbstvergessenes Lächeln: „O ja, Bruder; beruhige dich; sie ist so ziemlich gesund! — Hab's nicht glauben wollen ... Aber was mir schwante, nach Mathildens Briefen, das hatte seine Richtigkeit. Schon einige Tage nach ihrem Einzug in die Anstalt schrieb sie so ungefähr: ‚Hier wird offenbar gezaubert; anders kann ich mir nicht erklären, daß ich einen gesunden Hunger verspüre' — das hatte sie zuletzt ganz verlernt — ‚daß ich es stundenlang allein aushalte und vom Leben nur Gutes erwarte'. Und so ging's dann weiter ... Er hat mir's jetzt gestanden, der Jenner: er hat Versuche mit ihr angestellt — in der Art, wie du's damals sagtest: Einwirkungen auf den Willen in einem künstlich erzeugten Halbschlaf; eine neue Teufelei, aus der vielleicht einmal etwas Großes wird — und er hat damit Glück gehabt! Dieser schlaue Magier und Nervenbeschwörer, jetzt ent-

larvte er sich; er sah mir mit seinen Falkenaugen bis in den Magen, lächelte und sagte: ‚Sehn Sie, in Bozen merkt' ich — besonders durch die Erzählungen meines alten Merzbacher — daß die Baronin unter ungewöhnlichen seelischen Einwirkungen stand, in einem gewissen pathologischen Abhängigkeitsverhältnis war; als Arzt kann man ja offen davon reden. Da dacht' ich mir: das ist ein Fall für diese neue, noch so rätselhafte Methode — für den Braidismus oder Hypnotismus; der Engländer Braid hat's zuerst wissenschaftlich studiert —; jedenfalls versuch' ich's! Wenn ich die junge Dame aus dieser seelischen Disposition, die ja offenbar eine Ursache oder ein Symptom ihrer Nervenkrankheit ist, herauslösen und den Heilwillen des Arztes dafür einschalten kann, nun, dann ist's gut. Es hat Monate gedauert, Herr Doktor, aber ich hab's erreicht!' — Er sah mir dann wohl an, der Jenner, daß ich doch sehr verblüfft war; um mich zu beruhigen, setzte er hinzu: ‚Das war nur für die erste Hälfte der Kur; seit sechs Wochen und drüber werden wir o h n e dieses Hilfsmittel gesund. Was damit gewonnen werden sollte: die vollständige körperlich-seelische E m a n z i p a t i o n der Baronin, nun, das ist gewonnen!,"

Martin sah wieder aus dem Fenster, auf den Gendarmenmarkt und die Kirche hinaus; seine Finger kratzten auf dem Fensterrahmen, es war eine unharmonische Musik. Reinhard hörte eine Weile nachdenklich, ihn heimlich beobachtend, zu. „Das ist gewonnen," wiederholte er dann mechanisch; „nun — das ist ja gut. Zur Genesung war es nötig, scheint mir. — Und sieht sie nun genesen aus?"

„O!" rief Martin, den Fensterrahmen loslassend. „Was ist das für ein Weib geworden . . . Vestalin und Bacchantin; herrlich, sag' ich dir, in ihrer jungfräulichen Schönheit — und geschwellt von Erfolgshochmut und Wiedersehensfreude! Sie schien mir sogar noch gewachsen! Wo blieb Brandenburg; es lag auf dem Rücken! — Nein, aber im Ernst: solang' ich die Familie Rohrbach verwalte, hab' ich die Mathilde nie so schön, so ruhig, so natürlich, so weiblich, so gesund gesehn. Und nie so — elegant! Mit einemmal sitzt und steht ihr alles! Sie schwimmt in Rosarot und Himmelblau; physisch und moralisch . . . Vorgestern war auch Juliane da, die ehemalige Gräfin Wildhagen, jetzige Frau Adams; heute kam sie wieder. Jenner die ganze Zeit dabei, und nur Aug' und Ohr für die Neuvermählte; — ich

hatte geglaubt, er werd' sich in Mathilde verliebt haben, bei dieser Einschaltung seines ‚Heilwillens'; aber nein, die schöne Hexe hat auch diesen Magier behext; — wie ich damals sagte: ‚das wird deutsche Männer kosten!' — Mathilde ist zuerst etwas spröd' und scheu gewesen, hör' ich, gegen die Gräfin Adams; aber heute gar nicht mehr. Sie saßen sogar Hand in Hand, als ich fortging; Padre blieb noch da. Bruder, ich geb' dir mein Wort, — wenn du mich auch auslachst: Juliane kam mir in diesem Augenblick nicht mehr schöner vor; Mathilde war ebenso schön. Natürlich aus einem andern Komitat, eine andre Gattung; aber doch auch so was von Victoria regia!"

„Nun, dann — dann — dann versteh' ich dich nicht," sagte Reinhard ungeduldig, doch zugleich etwas unsicher. „Das alles ist ja doch Glück. Bist du denn nicht glücklich?"

Jetzt drehte sich endlich Martin herum, und Reinhard sah in sein von Leiden entstelltes Gesicht; die rötliche Hautfarbe war ins Bläuliche gegangen. „Wenn sie von uns fort will, Bruder!" rief er wie ein halb Erstickter aus. „Wenn die Sache zu Ende ist! — Fort, sag' ich dir. Fort!"

Reinhard starrte ihn an. — „Ich — versteh' noch nicht. Nicht zu euch zurück? Ich hörte von Jenner, daß sie länger dableiben wird —"

„Bis sie ganz gesund ist; — natürlich; — aber auch dann! auch dann! So versteh' mich doch. Auch wenn alles in Ordnung ist, will sie in der Anstalt bleiben; bei Jenners Schwester, die dem Hauswesen vorsteht, an die sie ihr Herz gehängt hat, die sie leidenschaftlich verehrt; sie will ihr helfen, will sich nützlich machen, will nicht mehr so ‚in der Welt herumlungern', wie sie sagt, nicht ‚zu den Genußmenschen gehören', will ‚mit einem guten Gewissen zu Bett gehn'. — ‚Ich hab' ja nun die Kräfte,' sagt sie; ‚soll ich sie nicht brauchen? Hab' ich mich nur darum ausbessern lassen, um mich in den Schrank zu hängen? Ihr Männer verachtet euch, wenn ihr nichts Rechtes thut; sind wir Frauenzimmer denn nicht auch zur Selbstachtung geschaffen?' — Und so spricht sie ganze Buchseiten voll — so gescheit — so gescheit —!"

„Aber warum nicht zu euch zurück?" fragte Reinhard, um Martins willen ganz bestürzt. „Sie kann doch auch bei euch —"

„Nein, das kann sie nicht, sagt sie; ‚wenn ich wieder mit

euch hocke — in Bozen oder irgendwo — zu was bin ich da nütz? Laßt mich meine Dankbarkeit beweisen, hier, wo ich genesen bin; ich weiß nun, wie diesen armen Kranken zu Mut ist, wie man auf sie wirken soll, ich kann dem Professor, ich kann seiner Schwester helfen!' — Was soll man da sagen, Bruder? Der Padre und ich, wir standen wie zwei arme Hunde da; mußten uns von dieser schönen Person noch imponieren lassen — hatten kaum was in der Kehle, um zu widersprechen — und im Herzen —? Was wollte dieser Muskel? Was hat der zu sagen? Das Gängelband, wodurch sie an diesem Muskel hier hing, das ist abgeschnitten; diese Kinderkrankheit, die hat der Magier gründlich aus ihr hinausbraidisiert . . ."

„Braidisiert," wiederholte er sinnlos, um noch etwas zu sagen. Er fürchtete sich offenbar, wenn auch unbewußt, vor der Stille, die dann kommen werde, wenn er nichts mehr sagte. Es entstand auch eine tiefe, lange, herzbeklemmende Stille; Martin mit Schulter und Kopf gegen den mittleren Fensterrahmen gelehnt, die Augen an der Decke, Reinhard mitten im Zimmer, auf das Geäder im Fußboden blickend. Durch Reinhards schwere Gedanken fuhr auf einmal, wie aufflatternd, eine Erinnerung: wie sie beide vor einem Jahr in seinem Zimmer am Schöneberger Ufer auf Bett und Sofa gelegen hatten, der Verzweifelnde und der Tröstende. Jetzt brach wieder die Nacht herein; zwischen den beiden aber stand es umgekehrt. Martin der Gebeugte; — etwas Unerwartetes und so schwer zu fassen. Und wenn nun er heut verzweifeln will, dachte Reinhard, bin ich denn für nichts? Hab' ich denn nichts, ihn zu trösten?

In seinem Kopf war's wüst; er fühlte seine Ohnmacht. „Martin!" sagte er endlich. „Was geschieht denn nun?"

Martin ließ die Augen von der Decke sinken; sie blickten wieder ruhig ins Zimmer hinein, es waren wieder die guten, klugen, pflichtgetreuen „Haushunde", die wachsam in die Welt schauen, wie es ihnen zukommt. „Das ist sehr einfach, mein Junge," fing er bedächtig und herzhaft an (einige Augenblicke zitterte die Stimme noch ein wenig, aber dann nicht mehr): „wir machen es wie bei Rätselaufgaben in den Wochenschriften, wo am Schlusse steht: ‚Auflösung folgt in nächster Nummer'. Bei dieser Nummer sind wir jetzt; wir lösen uns auf. Während wir jetzt eben schwiegen, ist mir die Sache vollends klar ge-

worden; du weißt ja, wie fix das zuweilen geht; Steeplechase der Gedanken. Was den Wolfgang betrifft — ein Onkel seines Vaters, von der Mutterseite, wünscht ihn sich schon lange, für ein Vierteljahr oder mehr; ein reicher Herr in England, er hat drei junge Beef-Esser, Enkel, ungefähr in Wolfgangs Alter. Mit denen würd' er weiterstudieren, besonders aber Cricket und Fußball spielen, was seinem tertiären Knochenbau sehr zuträglich wäre; er würd' unter all den Eingeborenen tüchtig Englisch lernen, besser als von mir, und das wird er brauchen: denn er will später weit in die Welt hinein, und da stößt er überall auf den Englishman. Dem Baron, weiß ich, ist's recht; und dem Jungen auch. Unterdessen genießt der Padre sein Strohvaterleben an der Riviera oder in Neapel; na, und ich —"

„Und du?"

„Ich verreise eine kleine Erbschaft, die mir ein alter, halbnärrischer Onkel in Havelberg ganz plötzlich hinterlassen hat; — hatte dir von diesem Glücksfall auf meinen Kopf nichts geschrieben, weil ich damals nicht wußte: was soll ich mit dem Geld? — aber nun weiß ich es. Jenner hat auch mich heut meuchlings untersucht; er versicherte mir — was ich selber wußte — so recht sei ich noch nicht gesund, der Spektakel könnte eines schönen Tages wieder losgehen; aber da lasse sich noch was machen, von Hause aus sei ich ganz solide Arbeit. ‚Ich schlag' Ihnen zweierlei vor,' sagte dieser Turmfalke: ‚entweder kommen Sie auch zu mir, damit ich Ihnen Ihren ‚Typhusteufel' austreibe, oder Sie gehn aufs Wasser und schaukeln da einige Monate herum — in den südlichen Meeren, nach Indien, nach Chile, San Francisco, oder wie Sie wollen — da kommen merkwürdige Kuren vor — die Sache ist noch neu, man hat's nicht gekannt! Natürlich nur ein Versuch,' setzte er hinzu; aber der Mann ist sehr für Versuche — na, ich bin's auch. In seine Anstalt geh' ich natürlich nicht; wie werd' ich Mathilde stören; aber so eine weite Meerreise! herrlicher Gedanke! Man kann keinen Brief bekommen, man hört nichts von Europa, man ist wie auf dem Sirius. Ein merkwürdig gescheiter Mann, dieser verrückte Onkel... Ich reise!"

Es riß Reinhard fort, er trat zu ihm und legte ihm beide Hände auf die Schultern. „Alter Martin!" sagte er, und seine schöne Rednerstimme löste sich ganz auf. „Du wirst nicht ver-

zagen. Wirst ein Riese an Kraft werden und dann — — Dein Kopf! Deine Talente!"

Martin seufzte tief auf; „ja!" brach es aus ihm heraus; „Talente! Wenn ich welche hätte! — Gib mir ein Land zu regieren — das kleinste, Liechtenstein, San Marino, Andorra, Monaco — oder gib mir irgend eine Wissenschaft, eine Kunst, in der ich etwas schaffe; dann soll mir das Schicksal anthun, was es will. Aber ich! was kann ich! Der Körper hat den Geist verbraucht. In all diesen Elendsjahren kein Wachstum, nur Verkümmerung und Verkrüppelung. Ich hab' mich aus der Weltgeschichte gestrichen; thu' du's auch. Denk' doch auch nicht, daß ich etwas wollte — auf das Mädel hoffte — — aus deinen Augen schaute vorhin so etwas heraus, als wär' das dein Gedanke. Wie käm' ich dazu; wahnsinnig bin ich ja nicht. So ein Götterweib — jetzt in ihrer wurmfreien Blüte ... Mich hat das nur wie ein Keulenhieb auf den Kopf geschlagen, daß auch ihr Herz so robust geworden ist, daß es ihr so selig leicht wird, von uns fortzubleiben. Das hatten wir nicht gedacht ... Wahrscheinlich, weil wir unverständige Grautiere waren und weder an ihre Jugend dachten, noch an die alte Mutter Natur! Das Mädel fühlt sich gesund und — frei, jetzt dehnt sie ihre jungen Arme: Platz da! nun komm' ich! — Wen kann das wundern, wenn sie so aussieht —"

Er zog ein paar Photographien aus der Brusttasche, hielt sie Reinhard hin: „Die hat sie mir heut' gegeben; vor acht Tagen wurden sie gemacht. Sag', hab' ich gelogen? Ist sie eine Victoria regia oder nicht?"

Reinhard nahm die beiden Bilder, jedes in eine Hand, und betrachtete sie; seine Augen wurden groß und starr, so erstaunte er selbst. Es waren Brustbilder, das eine fast von vorne gesehn, das andre im Profil; auf beiden fiel sogleich die schöne Kopfform ins Auge, die schlanke Lieblichkeit des Halses, der so jung, so edel aus der jungfräulich zarten Ueppigkeit der Büste emporwuchs. Aber das war's nicht: es war der wunderbare, wie über Nacht aus dem Innern hervorgebrochene Glanz, der aus den Augen strahlte, der über der feingemeißelten Nase, dem ernst schalkhaften Mund, dem charaktervollen, reizend gerundeten Kinn so triumphierend, so weltselig, so wie von Freude betaut in die Welt hineinfragte: ist es nicht ein Märchen, das Leben? ist es

nicht ein Wunder? ist es nicht ein Glück? Besonders auf dem Bild, das sie von vorne zeigte, gingen diese Augen so fest auf den Beschauer zu, legten sich auf ihn, er konnte ihnen gar nicht entrinnen. Sie waren ernst und schienen doch zu lachen; sie steckten an, das Leben wurde ein Märchen, ein Wunder, wurde auch ein Glück ...

„Du siehst sie dir gründlich an, Bruder," sagte Martin nach einer ziemlich langen Stille. „Sagen thust du aber nichts. Nun? Hab' ich gelogen?"

Reinhard suchte zu lächeln und schüttelte den Kopf. Es war ihm aber so ernst zu Mut, daß es ihn erstaunte, beklemmte; er fühlte sich so eigen ergriffen, daß er nicht davon reden mochte. „Du hast recht," antwortete er nach einer Weile, — es klang ihm selber steif und kalt: „so hab' ich sie nie gesehn. Das ist eine andre ... Diese eine Photographie könnte Professor Jenner vergrößert über seine Hausthür nageln; sie wäre die beste Reklame für seine Anstalt!"

„Die von vorne gefällt dir so gut? besser als die andre?"

„Nicht zu vergleichen!" murmelte Reinhard und drehte die andre weg, um sich in diese allein zu versenken.

„Dann behalt' sie, Bruder; ich krieg' wohl eine wieder; und vielleicht — — wozu? — — Aus ihren Augen kommt ursprünglicher, eingefangener Sonnenschein; findest du nicht auch? — Wenn man nun denkt, der wird eines Tages nicht mehr so allgemein in die Welt hinaus, sondern für ein einzelnes Stück davon, zwei Schuh breit, fünf bis sechs Schuh hoch, scheinen; für dieses Stück wird er aber so heftig durch ein Brennglas scheinen, daß das sogenannte ‚Herz' in dem Stück in Feuer aufgeht ... Wird schon kommen. Wird schon kommen. Die andern — die gratulieren dann. Na ja! Heiraten! Nur zu! Dazu ist sie ja gewissermaßen auf die Welt gekommen ... Aber wen denn? Der Teufel soll mich holen, ich kann mir kein Stück Welt denken, für das sie nicht zu gut ist, dem man sie gönnen muß. Du wärst noch — vielleicht — der einzige gewesen. Du hast deine Ulrike. Gib mir die andre Photographie wieder, mein Junge — und dann guten Abend!"

„Was heißt das?" fragte Reinhard, der ihm das Profilbild zurückgab. „Du willst schon gehn?"

„Ja. Es ist dunkel geworden. Das ist zwar kein Grund; — da steckt er auch schon seine Lampe an. Aber ich weigere

mich, wie Falstaff, einen Grund zu nennen. Morgen komm' ich wieder. Morgen nehm' ich Abschied. ‚Hurra, nach Amerika!' Oder nach Indien. Es kommt Schwung in mein junges Leben. Guten Abend, Reinhard!"

Er schlug dem Freund so kräftig auf die Schulter, daß es schmerzte; dann ballte er zum Abschied die Faust und legte sie auf des andern Hand. In seinem Gesicht lag so viel, Reinhard versuchte nicht, ihn zurückzuhalten. „Auf Wiedersehn!" sagte er weich. Martin verbat sich diesen geschmolzenen Ton durch eine abweisende, beinahe heftige Gebärde, drückte sich den Hut auf den Kopf und ging mit festen, brandenburgischen Schritten aus der Thür.

VI.

— — „Wie schön! Wie berauschend schön!" sagte eine Stimme. Reinhard horchte auf. Er war allein; er hatte die Worte selber gesprochen; er stand neben seinem Schreibtisch, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Augen auf der Photographie. Jetzt entsann er sich: er hatte die Lampe höher geschroben, Mathildens Bild wieder in die Hand genommen, Martin und die Welt vergessen, diese drei Zoll lang und breit, die einen Mädchenkopf vorstellten, fort und fort studiert; wie lange? er wußte es nicht. Es überlief ihn nun aber ein sonderbarer Schauer, da er es bedachte. Ihm war, als kämen die Worte, die er so unbewußt in die Luft gesprochen, noch einmal aus ihr zurück, als höre er, wie von einem Echo wiederholt: „wie schön! wie berauschend schön!" — O ja, sie ist schön, dachte er. Aber sie ist mehr als das ... In seinem träumenden Kopf tauchte die kleine Terrasse der Rohrbachschen Villa auf, Martin stand undeutlich neben ihm und sagte: „Deine Ulrike in Ehren — aber diese Mathilde ist gar nicht von hier, denke ich zuweilen; die ist von der Venus heruntergefallen" ... Von der Venus? hatte er damals gedacht und innerlich gelächelt; guter Martin, du übertreibst; edel, gescheit, bedeutend, o ja — nur so ein rechtes Venuskind, das ist sie nicht! — Aber nun war sie auch das! Da stand's ja, in den Augen, in allem; auf dieser Photographie. Doktor Jenner und die Natur, die sie gesund gemacht, die hatten

sie auch ganz zum Weib gemacht, zum strahlenden, entzückenden Weib; hatten dieser „hehren Juno“ den letzten Schmuck, den Gürtel der Venus gegeben, der unwiderstehlich macht. Der „Sonnenschein“! Martins „Sonnenschein“! der aus der Seele heraufsteigt, der in den Augen leuchtet — der das Herz verbrennt!

Reinhard erschrak; er ließ die Photographie auf den Tisch fallen und ging durch das Zimmer. „Bin ich denn toll geworden?“ sagte er vor sich hin. „Was phantasier' ich da? — Ich hab' eine Braut. Ein himmlisch gutes Geschöpf — das so an mir hängt ... Was geht mich Mathildens ‚Sonnenschein‘ an ... Wie meinte derselbe Martin damals? ‚Du hast mit Ulrike das große Los gezogen — bist mit den Dornen so ziemlich fertig — laß dir nun vom Teufel keine Nesseln dazwischen säen!‘ Mir scheint, der will wirklich — —“

Seine innere Unruhe wuchs; er ging hin und her und rascher; endlich kehrte er aber doch — es half ihm nichts, daß er sich so lange wehrte — zu dem Bild auf dem Schreibtisch zurück. Der „Sonnenschein“ ... Ihm kam ein Gefühl, als sei's anders: als sei in ihn ein ungekannter, neuer, berauschender Sonnenschein gekommen, der die ganze Wohnung in der Brust erwärmte. Er nahm die Photographie in die leise zitternde Hand; — werd' ich wieder jung? dachte er. Will das Herz sich am Kopfe rächen, der so lange das Wort hatte, an der ewigen Politik? Oder was geht mit mir vor? — Wunderbare Augen; eine junge Göttin ... Wen sie heiraten wird? Martin nicht. Von dem ist ihre Seele frei; das liegt hinter ihr. Und Martin denkt nicht mehr dran. Er zieht fort. „Du wärst noch der einzige gewesen“; — mir würd' er sie gönnen. „Vielleicht“ ... Mir würd' er sie gönnen ...

Er riß sich den Rock auf, den er über die Brust geknöpft hatte; er warf das Bild wieder hin, fast hätte er die Lampe dabei umgestoßen. „O, wenn das Ulrike wüßte!“ stieß er heraus, vor sich selbst entsetzt. Er erinnerte sich der Bozener Zeiten: wie oft er dort vor Julianens Bild, vor unwürdiger, brennender Sehnsucht zu seinen Büchern geflohen war, sich in das kalte Bad der Arbeit gestürzt hatte. Wär' er denn jetzt schwächer als damals? — Er setzte sich; lange Zahlenreihen statistischer Bücher, die aufgeschlagen dalagen, die eigenen beschriebenen Blätter

eines werdenden „Berichts“ sahen ihn an; ein schwarzes Ameisengewimmel auf dem weißen Papier — ohne Reiz, ohne Sonnenschein. Er begriff in diesem Augenblick das Arbeiten nicht. Er verstand es nicht. Er konnte sich nur Dinge vorstellen, die wie von selbst geschehn: durch die Luft segeln wie ein Vogel — unter blauem Himmel auf dem Rücken schwimmen — im Gras liegen und auf besonnte, durchscheinende Blätter sehn — auf Wachtelschlag horchen. Oder auf dem Sofa liegen, während nebenan Mathilde ihren Chopin spielt ... Wieder diese Mathilde ...

„Zum Teufel mit dem ‚Dornenweg‘!“ rief er plötzlich aus. „Immer arbeiten, arbeiten, — an den Dingen, an sich; immer kämpfen, kämpfen, — gegen die Welt, gegen sich! — Da hängt die schönste Goldfrucht am Baum — die darfst du nicht pflücken, die ist dir verboten. Sei ein braves Kind, geh deinen Dornenweg, geh an deine Arbeit ...“

Er hob die Feder, die er in die Hand genommen hatte, und stieß sie mit Gewalt in den Tisch; sie blieb darin stecken. Ueber diese Kinderei errötete er nun doch; er zog sie wieder heraus. Mit der Aufmerksamkeit eines jungen Schreibers betrachtete er sie: ihr war offenbar nichts geschehn. Er schämte sich vor ihr. Er setzte sich wieder, um zu arbeiten, zu schreiben. In diesem Augenblick ward geklopft. Auf sein „Herein“ erschien ein Dienstmann, ein blaßgrünliches Briefchen in der Hand.

„Herr Doktor Dittmar?“ fragte der schon graubärtige Alte bedächtig. „Ja, ja!“ erwiderte Reinhard ungeduldig; „geben Sie doch her!“ — Er zog ihm das Billet aus der Hand, als er näher kam; entließ ihn und riß es auf. Schon an der Aufschrift hatte er erkannt, es kam von Juliane. Sie schrieb in ihrer fliegenden, nicht leicht zu lesenden Schrift:

„Fürchte keinen Briefwechsel; — ich seh’ Dein Erschrecken schon. Ich will Dir nur gehorsamst mitteilen, daß heute gegen Abend Mathilde Rohrbach mich besuchen will; da ihr so gute Freunde seid und Du sie so lange nicht gesehn hast, so würd’ es Dich freuen, denk’ ich, sie bei mir zu bewundern. Denn sie ist jetzt sehr zum Bewundern. Du siehst, ich wende teuflische Mittel an, Dich in mein Haus zu locken. Kommst Du nicht, so kommst Du nicht. Grüß Dich Gott! Juliane.“

Reinhard starrte auf das kleine Blatt, wie er vorhin auf das Bild gestarrt hatte; in einem unsinnigen Gefühl wie aus

alter Zeit. War er abergläubisch? Seit den Knabenjahren doch nicht mehr; wenigstens hatte er stets gedacht: davon bin ich so frei wie irgend ein Mensch auf der Welt! — Nun kam dieser Brief ... Ein sinnloses Lächeln trat ihm endlich auf die Lippen; ja, ja, ja! warum nicht! sagte er laut. Warum soll ich nicht glauben, das ist ein Zeichen, das ist „die Hand des Schicksals"; — ist's eine Einbildung, eine Kinderei, so kommt's von dieser neuen Jugend, daß ich so kindlich bin. Ja, ja, neue Jugend; nun, und wenn sie wieder vergeht — und in Gottes Namen soll sie wieder vergehn! — so hab' ich sie doch gehabt. Mathilde bei Juliane — ist das nicht ein Schicksal? Ich will hin. Ich will diesem „Schicksal" in die Augen sehn, furchtlos, wie ein Mann; — dann zerfließt es wieder, wie eine Luftspiegelung, wie eine Phantasie. Nur diese Photographie hat mich so toll gemacht; die Wirklichkeit halt' ich aus. Da mischt sich immer Prosa hinein — die kühlt ab, kühlt ab. Morgen hast du mich wieder, Ulrike; nein, noch heute nacht. Wie sollt' ich von dir lassen; niemals! Vergib mir dieses Aprilgefühl, diesen Sonnenscheinrausch; das schwindet so hin wie ein Traum ...

Er wiederholte sich, während er Hut und Mantel nahm und die Lampe löschte, noch mehrmals, zuletzt lautlos: Das schwindet so hin wie ein Traum!

Auf der Straße sprang er in eine Droschke und fuhr dem Tiergarten zu. Es war volle, sternenklare Nacht geworden, in allen Straßen waren die Fenster hell; als er zu Adams' Haus kam, sah er im ersten Stock Julianens Zimmer erleuchtet, sowohl das Boudoir wie den kleinen Salon. Oben auf dem Vorplatz blieb er aber stehn: er hörte, daß im Salon Juliane sang, ein drolliges Lied, das er nie gehört hatte, von Adam und Eva, der „Bagasch", die der Erzengel Michl „gleich zum Fenster hinausschmeißt". Sie sang es in Schnaderhüpfelmanier, mit ihrem charakterisierenden, malenden Humor. Am Schluß ward lebhaft, wenn auch von wenigen Händen, geklatscht. Nun trat er erst ein; doch er sah, er war immer noch zu früh gekommen: Mathilde war noch nicht da, nur der Hausherr (ganz Heiterkeit), ein junger Musiker, den Reinhard oberflächlich kannte, und jene „Karyatide für einen weiblichen Litteratursalon", über die Martin vor einem Jahr in demselben Haus so kräftig gelästert hatte:

der Aesthetiker Professor Wolf, eine etwas weichlich elegante, bartlose, sorgfältig gelockte, fettliche Erscheinung.

„Ich hab' nie etwas andres gesagt, gnädige Frau," begann Wolf, als Reinhard die kleine Gesellschaft begrüßt hatte, „und ich werde auch nie etwas andres sagen, als: Schade, schade, schade! So ein Talent, und nicht auf der Bühne!"

„Es ist rührend, daß Sie dabei bleiben," erwiderte Juliane, die sich reizend wangenwarm gesungen hatte; „aber Sie kennen noch immer meinen bösen Charakter nicht. Ich hätte ja nicht Ausdauer genug. Denken Sie, diesen Sommer — im Juni, in England — hab' ich allen Ernstes gedacht: ich gehe zum Theater! Ein furchtbares Studieren ging los; als müßt' ich übermorgen zum erstenmal auftreten. Tragische, komische Rollen, edle und unmoralische; ich probierte alles. Meine Mutter kriegte vom Zuhören Krämpfe — — machen Sie doch nicht gleich so ein Gesicht, als übertrieb' ich; ich übertreibe nie — — und Ule kaufte sich eine Drehorgel und drehte sie stundenlang, um mich nicht mehr zu hören. Na, wie endete das? Mit einer schrecklichen Untreue: ich fand auf einmal das Auswendiglernen so langweilig wie Fliegenfangen, und das ‚Menschendarstellen' ein schauderhaft anstrengendes Geschäft. Ich kehrte zu meinem Beruf zurück . . ."

„Was nennen Sie Ihren Beruf?" fragte der junge Musiker vorwitzig, da die schöne Frau nicht weitersprach. Eh sie antworten konnte, ging die Thür auf und der Diener meldete die beiden Erwarteten: Baronin Rohrbach und Professor Jenner. Reinhard sprang auf . . . Ja, ja, sie war wie das Bild! Noch einmal überraschend, da sie nun wirklich war; und schöner, poetischer gekleidet als auf dem Bild: in einer etwas freien Phantasie nach der Tracht des „Empire". Sie erschien darin noch höher, als sie war, schlanker, fürstlicher; der Hals schien den Kopf noch freier, vornehmer zu tragen, das ganze Wesen war nicht wie von heute, von hier, es schien wirklich „wie von der Venus heruntergefallen" zu sein. Wie strahlte nun aber der Glanz ihrer Augen auf ihn ein, als sie ihn erkannte! Sie hob die Brauen hoch in die Stirn, öffnete die Lippen und ging sogleich auf ihn zu. Er fühlte ihre schlanke, lieblich warme Hand in der seinen; er fühlte, wie fein und wie gesund sie war. Das gute, treuherzige, Rohrbachsche Gesicht lächelte ihn an. „Das ist schön!" sagte ihre Stimme,

frischer und klangvoller als vordem. „Sie hier . . . Grüß' Sie Gott!"

Reinhard suchte nach Worten, so war er bewegt; Mathilde wartete nicht, sie ging zur Hausfrau hinüber: „Ich war ungezogen — aber Sie verzeihn! Ich hatte Doktor Dittmar seit meinem früheren Erdenleben nicht gesehn; denn wahrhaftig, manchmal ist mir so, als käm' ich ganz anderswoher, und als ein andrer Mensch. Da mußt' ich ihn zuerst begrüßen . . . Bitte, schauen Sie mich an, Frau Juliane. Erkennen Sie mich?"

Juliane stutzte, sie verstand zuerst nicht; plötzlich rief sie aus: „Meine Figurine! — Nein, das träum' ich nur. Das ist Zufall. Oder haben Sie wirklich dieses Kostüm nach meiner Bozener Figurine gemacht?"

„O ja," sagte Mathilde, liebenswürdig lächelnd. „Obgleich ich Ihnen damals noch gar nicht — — Eines schönen Morgens, in meinem neuen Lebensübermut, ging mir's durch den Kopf; ich hatte Ihre Zeichnung zufällig aufgehoben, ich holte sie wieder hervor; jetzt gefiel sie mir! Eigentlich auf einem Umweg: ich träumte mich als eine Art von Königin Luise — nach allem Elend endlich vom Schlimmsten befreit — ‚ein Stern, der durch Wetterwolken bricht', wie der Dichter Kleist sagt. Hoffentlich sterb' ich nun nicht so bald wie sie . . . Ich wollte aber gern ähnlich aussehn wie sie. So herum verliebte ich mich in Ihre Zeichnung. Gelt, das schmeichelt Ihnen nun nicht?"

„Wie hübsch sagt sie das ‚Gelt'!" — — Juliane betrachtete das Mädchen noch einmal mit künstlerischem Auge, ging um sie herum, nickte zustimmend, bewundernd; dann nahm sie sie bei der Hand: „Von Ihnen schmeichelt mir alles, wenn's nur nicht gradezu eine Grobheit ist; und dies ehrt mich furchtbar. Das entzückt mich auch so an Ihnen, daß Sie immer die genaue Wahrheit sagen; Sie sind das aufrichtigste Frauenzimmer, das ich kenne! — Nun sollen Sie aber Ihren Bozener Freund eine Viertelstunde lang ganz für sich allein haben; denn er ist nur Ihretwegen gekommen, und das ist entsetzlich, wenn zwei Leute sich wiedersehn und über eine Galerie von langweiligen Köpfen weg — die Anwesenden meint man natürlich nicht — sich nur so zunicken können! Da ist noch ein Zimmer (Juliane zeigte auf die offene Thür zum hell erleuchteten Boudoir), da können Sie sich ausschwatzen. Nehmen Sie ihn mit!"

Sie schob die Baronin mit einem sanften, herzlichen Druck nach der Richtung zu. Lächelnd ging Mathilde voran, Reinhard folgte ihr. Er schwebte wieder wie in einem Traum, und in einem phantastisch abergläubischen Gefühl: als sei Julianens Hand wieder die „Schicksalshand", die da eben gegen Mathildens schöne Schulter drückte. Gleich in der ersten Viertelstunde er mit ihr allein! — Er rang aber nach Besonnenheit, nach Unbefangenheit, denn sie fehlte ihm ebenso sehr, wie sie in jeder Bewegung des Mädchens, Anmut atmend, sich zeigte. Er zwang sich, die verwirrenden Stimmen nicht mehr zu hören, die nebenan durcheinandersprachen; sich ihr gegenüber niedersetzend, den herzlichen „Sonnenschein" ihrer Augen aushaltend, sagte er warm und schlicht: „Liebe Baronin Mathilde! Meine Mitfreude ist grenzenlos. Nicht wahr, so viel Glück ahnten Sie damals nicht, als Sie am letzten Bozener Abend so blutlos, so geisterhaft dasaßen!"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein; aber ich wußte auch nicht, wie tief krank ich war! Erst in Jenners Haus bin ich mir über mein Elend völlig klar geworden; wie einer, der sich mit einem verstauchten Fuß noch 'ne Strecke weiterschleppt, aber nicht mehr aufstehn kann, wenn er sich einmal niedergesetzt hat. Hätt' ich damals gewußt, geglaubt, ich muß wirklich ein halbes Jahr dableiben, so wär' ich vielleicht trotzdem am ersten Tag durchgebrannt. ‚Und ich hab' es doch getragen', und man darf mich sogar fragen: ‚wie?'"

„Sie bedauern sie nicht, die verlorene Zeit —"

„Verlorene Zeit?" sprach sie ihm nach und sah ihn groß an. „Ich bin überzeugt, es war eine Schule für das ganze Leben. O ich möcht' diese sechs Monate — denn ich bleib' ja noch — nicht für ebenso viele lustig verbummelte hingeben! — Wie hätt' ich mein Leiden zu Hause loswerden sollen? Es war menschenunmöglich. Und jetzt — jetzt — jetzt ist es fast schon aus meinem Gedächtnis entschwunden! Wenn ich meine Aufzeichnungen von damals durchlese, so kommen sie mir so fremd vor, als stammten sie von einer andern Person, und ich frage mich erstaunt: Das war ich?"

„Ja, ja," murmelte er. Sie war ja auch für seine sehenden Augen wundervoll verwandelt ... „Und Sie bleiben noch gerne dort?" fragte er.

„O ja! O ja!“ sagte sie. „Wenn man es nicht kennt — es ist eine so eigentümlich reizvolle Umgebung, in der man sich befindet. Denken Sie sich eine lustige Gesellschaft, von der jedes einzelne Mitglied täglich in sich selbst eine Tragödie erlebt! Es wird gescherzt, gelacht, musiziert — und dabei manche heimliche Thräne verschluckt. Auf jeden Seufzer folgt ein liebevoll strenger Blick des Arztes, oder eine lächelnde Ermahnung eines Leidensgefährten. Fällt hie und da einmal ein gereiztes Wort — niemand greift es auf, man geht freundlich darüber zur Tagesordnung über; und so kommt es unter diesen nervös überreizten Menschen, die sich anderswo gewiß nicht vertragen würden, niemals zu einer ernsten, dauernden Verstimmung. Hätten Sie das gedacht? — Das war mir so wunderbar, als ich's kennen lernte; hat mich so ergriffen, gerührt. Man lernt verzeihen und sich überwinden — und, was das schwerste ist, unter allen Umständen fröhlich sein. Es wird viel von uns gefordert, nicht wahr; aber noch unendlich viel mehr wird uns gegeben: das macht's! Dafür hängt aber auch die ganze leidende Schar mit rührender Innigkeit an den beiden Aerzten — denn es ist noch ein jüngerer da. Bitte, denken Sie sich nichts Boshaftes dabei; es wär' falsch. Diese Innigkeit ist so gut! so schön!“

Reinhard nickte: „Und es steht Ihnen so gut, so davon zu sprechen! — Aber mich überrascht fast alles, was Sie mir da sagen. Ich hätte nicht gedacht, daß Jenner so ernsthaft, so dauernd aufs Gemüt wirken könnte —“

Mathilde unterbrach ihn, mit einem klugen, verstehenden Lächeln: „Etwas Schauspieler, meinen Sie. Aber es gibt zwei Jenners, glaub' ich. So ein ganzer Mensch ist er wohl nur mit seinen Kranken; im ‚Salon', da mag er — —“

Sie horchte unwillkürlich nach dem andern Zimmer, ob sie ihn reden höre. Nun bemerkten sie beide erst, daß die Gesellschaft sich verkleinert hatte: Adams war offenbar mit Wolf und dem Musiker fortgegangen, Juliane und Jenner waren allein, man hörte sie flüstern. Diese leisen Töne wirkten auf Reinhard nicht gut; es schien etwas Aufregendes, Ansteckendes darin zu sein, das er mit dem Verstand nicht begriff; auch die wohlgeruchschwüle, mit Blumen- und andern Düften angefüllte Luft schmeichelte ihm gleichsam das Harte, Feste aus der Seele weg.

Er erschrak wieder vor sich selbst und stand auf. „Wollen Sie schon gehn?“ fragte Mathilde verwundert.

„Nein, nein,“ antwortete er. „Ich dachte nur — — — Also so ganz eine andre? In Ihrem früheren — Seelenleben erkennen Sie sich nicht mehr?“

Sie richtete sich höher auf, wohl ohne es zu wissen. In ihren festgeschlossenen Lippen, ihrem kühnen Blick lag etwas eigentümlich Triumphierendes; sie lächelte aber nicht. „Nein,“ sagte sie; „wirklich nicht. — Hat Ihnen Olearius von den Einwirkungen und Heilversuchen erzählt, die Professor Jenner und sein Assistent im künstlichen Schlaf mit mir machten — zuerst ohne daß ich's wußte? — Da kam ich aus einer — Abhängigkeit in die andre ... Das ist nun aber längst vorbei. Ich lebe mein eigenes Leben; ganz — ganz — — wer dieses ‚halb‘ nicht gekannt hat, der versteht nicht, wie mir jetzt ist! Diese Frau da (sie deutete nach dem Salon), die hatte damals doch recht: ein ‚Doppelgeschöpf‘ — —“

Plötzlich brach sie ab; sie hatte offenbar mehr gesagt, als sie wollte. Etwas ungeschickt bemühte sie sich, zu lächeln. Reinhard widerstand jedoch seinem Verlangen nicht, mehr davon zu hören. „Was ist mit dieser Frau?“ fragte er. „Was hatte sie Ihnen gesagt?“

„Lassen wir's,“ antwortete sie, ruhig und entschieden ablehnend. „Eine alte Geschichte — aus fernen Zeiten! — — Ich leb' nun ganz in mir selbst, wollte ich nur sagen. Es ist so ein stolzes, sicheres Gefühl ... Aber hören Sie denn nebenan noch sprechen?“

Reinhard horchte. Dann schüttelte er den Kopf.

Mathilde stand auf. „Professor Jenner vergißt mich doch nicht und fährt ohne mich ab? Er ist manchmal so zerstreut, wenn er Eile hat. Unser Wagen sollte unten warten; — steht er denn noch dort?“

Sie trat in den Salon, um zu sehn, ob Jenner wirklich fort sei; in der That, er war verschwunden, Juliane auch. Sie eilte ans Fenster; der Wagen stand noch auf der Straße, nicht weit von der nächsten Laterne. Als sie sich wieder zurückwandte, öffnete sich die Thür zum Vorzimmer und Herr von Tettau erschien. Er war auffallend erregt, hatte blasse Lippen; seine Finger rieben an den inneren Handflächen, die Nasenflügel blähten sich so, daß es fast komisch wirkte. „Wo ist Frau Juliane?“ fragte

er Reinhard, der eben aus dem Boudoir auf die Thürschwelle trat. „O entschuldigen Sie, Baronin: in einer Art von Sinnesstörung hatt' ich Sie nicht gesehn. Ich begrüße Sie — ich beglückwünsche Sie ... Wo ist Frau Juliane?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Reinhard. „Sie ist uns entschwunden —"

Er sprach noch, als die Thür zum größern Salon sich auftat und Juliane sich darin zeigte; sie blieb stehn, die linke Hand an dem geöffneten Thürflügel, die rechte am geschlossenen. Es schien, daß sie gereizt war, denn sie biß sich flüchtig auf die Lippe; dann sagte sie: „Guten Abend, Tettau. Was haben Sie? Suchen Sie mich schon wieder wie ein kleines Kind?"

„Ich bitte sehr um Entschuldigung," gab Tettau mit geschmeidiger Unterwerfung zur Antwort. „Man hatte mir — — draußen hatte man mir gesagt —"

„Jetzt werden Sie wieder komisch, Tettau," fiel ihm Juliane ins Wort. „‚Man hatte Ihnen' — — Adams ist fort; mit den andern Herren fort."

„Auch mit Professor Jenner?"

„Nein; der blieb noch hier; ich hatte ihm noch zu sagen, daß meine Nerven herunterkommen, weil Sie mich nervös machen, und daß er mich kurieren soll. Er hatte aber keine Zeit mehr, und er ist schon fort. Meine süße Mathilde, er läßt Ihnen sagen: der Wagen bleibt hier für Sie. Sobald Sie fahren wollen, sollen Sie nur fahren. Als Haustyrann läßt er Sie ermahnen: bald! Sie sind noch in der Kur! — Ich habe aber gebeten, er soll Sie mir recht lange lassen —"

„Nein, nein, nein," sagte Mathilde rasch. „Er nennt mich ja immer seine Musterpatientin; ich muß mich in dieser Stellung erhalten. Ich komm' ein andermal wieder!"

„Thun Sie das, Geliebte; thun Sie's aber auch ganz gewiß. Einer dieser Herren, denk' ich, bringt Sie gern nach Hause —"

Reinhard hob sogleich die Hand. „Nehmen Sie mich!" sagte er lächelnd.

„Aber es ist ja überflüssig," erwiderte Mathilde. „Mir geschieht ja nichts. Sie müssen dann den weiten Weg zurück —"

„Dann war ich einen ebenso weiten Weg mit Ihnen, und wir haben das zu Ende gesprochen, was wir unterbrachen. Und überhaupt —"

„Das ist ein guter Grund: ‚überhaupt!‘“ fiel Mathilde fröhlich ein; ihr „Sonnenschein“ lachte hell. „Nun, so kommen Sie!“

„Und ich?“ sagte Tettau, der mitten im Zimmer stand, während die beiden Abschied nahmen und ins Vorzimmer hinaustraten. „Ich bin eben erst gekommen, wissen Sie. Schicken Sie mich auch fort?“

„Ich schicke niemand fort,“ sagte Juliane; „was reden Sie schon wieder für stuff! — Aber ich hab’ greulich viel zu thun, und dazu diesen elenden Kopf; kommen Sie doch lieber morgen — und in guter Laune. Sie haben nicht einmal die Baronin ordentlich begrüßt, nach so einer Ewigkeit; schämen Sie sich doch. Gehen Sie wenigstens bis zum Wagen mit; seien Sie liebenswürdig. Morgen erwart’ ich Sie! Aber ganz gewiß!“

Sie gab ihm die Hand, mit einem herzlichen Druck, und dann einen leisen Schlag. Ihre Augen blieben wie bannend auf ihn geheftet, bis er aus der Thür war.

VII.

Adams’ Hause gegenüber, unter den Bäumen des Tiergartens, stand Martin; er sah zu den hellen Fenstern hinauf und überließ sich seinen Gedanken. Als er von Reinhard fortging, hatte ihn die innere Unruhe durch die Straßen und ins Freie getrieben; auf der dunkleren Seite der Tiergartenstraße hinwandelnd war er endlich zu der Frage gekommen: Reinhards Braut, meine gute Freundin, muß ich die nicht sehn? Menschenscheu ist da keine Entschuldigung; sollt’ ich nicht heute noch hin? — Ulrike wohnte mit ihrer Mutter in der Königin-Augusta-Straße, nicht weit von der Schwester. Ich geh’ bis zur Hohenzollernstraße, dachte er, und da bieg’ ich ab . . . So kam er bis zu Adams’ Haus; es gab in ihm einen Ruck und er stand still. Er wußte, daß Mathilde Rohrbach ihre „Freundin“ Juliane heut besuchen wollte. Ob sie da oben nun saß? fröhlich plauderte? oder am Klavier begleitete, während die andre sang? oder Sonaten spielte? oder sich verliebte, wie das mit einundzwanzig Jahren Brauch ist? — —

Ich selber bin ein Achtzehnjähriger, dachte er endlich, daß ich hier so stehe! — Er schüttelte sich und wollte weitergehn, als

er, sehr überrascht, Mathilde mit Reinhard aus dem Hause treten und durch den Vorgarten gehen sah; Tettau folgte ihnen. Er selber stand so sehr im Dunkeln, am Park, daß sie ihn nicht bemerkten. Tettau begleitete das Paar bis zu dem Wagen, der etwas näher heranfuhr; Mathilde stieg ein, dann auch Reinhard, Tettau zog seinen Hut und grüßte; der Wagen rollte davon. Wie kam denn jetzt Reinhard hierher? dachte Martin. Und wohin fährt er mit ihr? — Er vergaß diese Fragen über Tettaus Anblick; denn der Schein der nahen Laterne fiel auf dessen Gesicht und beleuchtete eine so plötzliche und so entstellende Veränderung, daß, hätte er ihn nicht schon vorher gesehn, er ihn vielleicht gar nicht erkannt hätte. Tettau sah wie ein Sterbender aus. Er schloß auch die Augen; bald riß er sie aber wieder auf und drehte den Kopf nach dem Hause zu, den Oberstock mit einem Ausdruck anstarrend, der die reine Verzweiflung war. Martin wußte noch nicht, was er denken sollte; eine ganz unbestimmte Ahnung durchfuhr ihn; von einem allgemeinen menschlichen Gefühl getrieben ging er aber über die Straße hinüber und auf Tettau zu.

„Was ist Ihnen?“ fragte er. „Guten Abend, Herr von Tettau. Werden Sie unwohl? Kann man Ihnen helfen? — Es scheint, Sie erkennen mich noch nicht. Olearius.“

„Doch, doch, ich erkenne Sie,“ sagte Tettau und gab ihm eine auffallend kalte Hand; „mir war nur — —“ Er konnte nicht weitersprechen, seine heisere Stimme verging in einem kläglichen Husten, der die abgemagerte Gestalt tüchtig schüttelte. Er neigte so lange den Kopf; sowie er wieder zu sich kam, fuhr er in seinem höflichen Eifer fort: „Mir war nur im Augenblick, wollte ich sagen, nicht sehr nach Sprechen zu Mut. O ja, etwas unwohl; — das macht nichts. Daran bin ich gewöhnt, wissen Sie. Ich freue mich, Sie zu sehn. Freue mich sehr, Sie zu sehn ... Gehn wir ein paar Schritte?“

Er stand aber still, plötzlich nach dem dunklen Vorgarten horchend, hinter dessen stark entlaubten Gebüschen man eine männliche Stimme leise sprechen hörte. Auch Martin horchte, sehr erstaunt. „Sagen Sie,“ flüsterte er, „bin ich denn ganz irre? Oder ist das wirklich der Nikodemus, den Sie ja in Bozen kannten, dieser junge ‚Gleichmacher‘?“

„Sie haben ein gutes Ohr,“ raunte Tettau, nickend. „Der

ist jetzt in Berlin — und seit vorgestern seh' ich ihn hier täglich; mir scheint, die Pauline, die Jungfer, ist dem Burschen gut. Aber der Kerl ist offenbar rasend eifersüchtig; er war's ja auch, der mir vorhin — —"

„Was?" fragte Martin.

Tettau antwortete nicht; er horchte geflissentlich. Martin that dasselbe; denn eine weibliche Stimme — die Gestalten konnte man nicht sehn — hatte jetzt leise gesprochen, und zur Antwort stieß Nikodemus so ungeheuerliche, bald knurrende, bald sauchende Töne aus, daß Martin sich kaum des Lachens enthielt. „Schon gut," sagte der Bursche endlich, in seiner Aufregung so laut, daß man ihn verstand; „was ich gesehn hab', das hab' ich gesehn! Der Herr Professor ist aus dem großen Salon, oder wie das Ding heißt, aufs Vorzimmer herausgekommen und in dein Zimmer geschlichen. Nicht einmal angeklopft hat er. Und du, du bist drin gewesen. Jetzt sag was, wenn du was weißt!"

„O ja, dummer Bub, ich weiß was!" antwortete die weibliche Stimme (Martin erkannte nun auch, daß es Pauline war); „ich weiß mehr als du! Der Professor Jenner — was weiß ich vom Professor Jenner; er schaut mich ja gar nicht an. Er ist ja nur in mein Zimmer gekommen, damit ihn die andern nicht sehn sollen; denn die gnädige Frau hat gesagt: ‚der Professor, der ist schon fort.' Und sowie die andern fortgegangen sind, ist er wieder hinaus, und zur gnädigen Frau zurück. Mir hat er gesagt: das ist nur ein Spaß, ich soll aber nichts sagen. Ich bin aber doch nicht so dumm —"

„Ich auch nicht!" knurrte Nikodemus dazwischen.

„Na, dann weißt du also, wie's ist; und dann laß mich in Ruh! So 'nen eifersüchtigen Buben, der immer gleich nach dem Taschenfeidl greifen will, den wünsch' ich mir nicht —"

„Nu, nu! Sei net harb!" brummte Nikodemus.

„Ich bin ja net harb; aber —"

Im Haus ertönte eine telegraphische Glocke, durch die offene Thür hörte man's auch draußen. „Ich muß hinein, zur Frau!" flüsterte Pauline. „Geh jetzt heim; auf morgen. Oder wart' noch ein bissel ... Aber sei brav und g'scheit!"

Sie schien ihn auf die Hand oder die Wange zu tätscheln; dann huschte sie davon, man sah nun ihre Gestalt, die ins Haus hineinflog; die Thür fiel hinter ihr zu. Nikodemus' langsame,

bedächtige Schritte wurden auf dem Kies vernehmbar. Martin erstaunte jetzt, eigentlich erschrak er: Tettaus dünne Gestalt zitterte wie im Fieber, selbst seine Zähne schlugen zusammen und zerdrückten einzelne Worte, die er zu sprechen versuchte. Er packte endlich Martins Arm, entweder um sich an ihm zu halten, oder nur aus Aufregung. „Haben Sie gehört?“ sagte er deutlicher, obwohl noch in einer Art von Lallen. „Diese Frau! Diese Frau! — Ich ahnt' es! Ich hab's gewußt!“

„Bitte, still!“ flüsterte Martin; „da kommt er!“ — Nikodemus trat aus dem Garten hervor, auf den breiten Fußweg, auf dem die beiden standen. Er schien dort schlendernd warten zu wollen; seine scharfen Tiroler Augen erkannten aber offenbar seinen alten Gönner, denn er ging nun auf Martin zu. „Der Herr Doktor! Der Herr Doktor!“ sagte er verwundert, und wie es schien, auch mit Freude. Das eckige Gesicht war aber noch von Aufregung rot, die Augen glühten. „Sie auch hier in Berlin!“

„Ja, und Sie,“ entgegnete Martin. „Alle Achtung, Brixlegger: von Bozen bis Berlin, und alles für die alte Freundschaft! Und daß Sie sie auch richtig ausgefunden haben; Ihre Pauline vom Kampenner Schlössel, mein' ich. 's ist ein starkes Stück!“

„Sie haben mich halt unterschätzt, Herr Doktor. Aber das ist grauslich in dem Berlin: da hat der Mensch keine Ruh! Sagen Sie selber, Herr Doktor: wenn Sie mit einem Mädel recht gut sind, und ein feinerer Herr — ich will einmal sagen, ein Fürscht, weil Sie schon ein Doktor sind — also der Fürscht geht zu ihr ins Zimmer, und er will ihr nix, er will einer Fürschtin was, aber das Mädel muß ihn verstecken — wär' Ihnen das recht, Herr Doktor? Werden Sie da fuchsteufelswild oder nicht? Was hat sich der Fürscht bei Ihrem Mädel zu verstecken — ist das in der Ordnung?“

„Scheint mir nicht, Brixlegger,“ sagte Martin leise; „aber sprechen Sie nicht so laut. Bedenken Sie überhaupt, von was Sie reden und wo Sie sind!“

Nikodemus verstand ihn offenbar unrichtig, er blickte nicht auf das Haus, sondern auf den andern Herrn: „O, der Herr von Tettau!“ antwortete er, „von dem red' ich nicht; auf den sag' ich nix. Der würd' wohl auch so was nicht thun! — Aber

sagen Sie selber, Herr Doktor: das Mädel sagt Ihnen, der Herr schaut mich gar nicht an; aber woher wissen Sie denn, es bleibt so? Wenn er sich bei ihr versteckt? Zum Beispiel, es dauert lang', er kann nicht heraus; vor langer Weil' schaut er sie jetzt an. Und das Mädel is hübsch ... Und verliebte Gedanken hat er nun doch schon einmal, meinen Sie nicht, Herr Doktor? und wie man bei uns zu Hauf' sagt: ober'm Almgatterl gibt's kein' Sünd', so denkt der Herr wohl: in so 'ner Jungfernkammer is alles recht — und die G'schicht fangt an! Meinen Sie nicht, Herr Doktor? Werden Sie da wild oder nicht?"

„Ich kann den Kerl nicht mehr schwatzen hören," sagte Tettau jetzt leise. „In mir dreht sich alles ..." Sich in Martins Arm hängend setzte er lauter, wie von innerer Unruhe gejagt, hinzu: „Kommen Sie! ich bitte! Begleiten Sie mich nach Hause — ich wohne gleich da hinten in der Hitzigstraße — aber allein komm' ich nicht hin. Hier stehn kann ich auch nicht mehr ..."

„Ich führe Sie," sagte Martin; „stützen Sie sich nur auf! verlassen Sie sich ganz auf mich! — Sie sollten auch nach Hause gehn, Brixlegger — und von diesen Geschichten nicht reden. Sie regen sich nur unnütz auf — und schaden andern Leuten. Gute Nacht! Gehn Sie heim!"

„Gute Nacht, Herr Doktor!" gab der Bursch zurück, blieb aber stehn, wo er stand. Tettau zog Martin fort. Er zitterte nicht mehr, wie vorhin; in seine mageren Glieder schien wieder Kraft zu kommen, er hastete wenigstens vorwärts. „Haben Sie gehört?" fing er wieder an, fünfzig Schritte weiter; mit der kranken, heiseren Stimme. „Bei der Pauline versteckt. Doktor! O diese Frau!"

„Bitte, lassen Sie das —"

„Ich kann nicht, lieber Doktor. Es will mich ersticken. Ich sag' Ihnen: diese Frau! — Wie hab' ich um sie geworben, mich ihr unter die Füße gelegt — wie ein Wahnsinniger, mein guter Doktor — alles andre, was war mir das: Gesundheit, Geld, Gewissen, Vernunft, weg damit, in die Luft! Endlich, endlich — — na, gut. Was hab' ich nun, Doktor? Nichts! Da kommt dieser andre ... Sie lügt! Sie lügt! Sie sagt mir ins Gesicht: er ist fort; und ich wußte schon, es ist nicht wahr. Ich hatte vor'm Haus gestanden, er war nicht herausgekommen. Und dieser aufgeregte Bursch hatte mir gesagt — — ich weiß nicht

mehr; was hatte er mir gesagt? Doktor, ich werde verrückt. Auf Ehre und Seligkeit, wenn es so fortgeht, werde ich verrückt. Diese Frau, diese Frau — — Hören Sie doch! Sie lügt mir ins Gesicht!"

„Lieber Tettau, ich höre," sagte Martin mit seiner gedämpften, gleichmäßigen, beruhigenden Stimme. „Da gibt es ein einziges Mittel, scheint mir: von so einer Frau geht man weg."

„Von so einer Frau geht man weg! — Aber mein guter Doktor — ‚so einen Katarrh kuriert man weg'; das haben Sie mir auch gesagt — ich hab's nicht gethan. Von so einer Frau geht man weg ... Wie soll ich das machen? Wenn man solche Augen hat wie diese Frau — von allem andern nicht einmal zu reden — mit den Augen allein hätte sie mir's angethan. Die behexen einen! Wenn sie mich morgen damit ansieht und sagt: ‚ich hab' nicht gelogen; wie können Sie sich herausnehmen, zu sagen, ich hätte Sie belogen; bleiben Sie dabei?' dann wind' ich mich wie ein Hund, Doktor, und sage: ‚ich bitte sehr um Entschuldigung, ich war wohl nicht bei Verstand!' — — Jetzt verachten Sie mich furchtbar, nicht wahr ... Herr, was soll ich machen. Als ich vor einem Jahr und darüber nach Bozen kam, da war ich noch ein Held, ein Riese an Charakter gegen jetzt. Wahrhaftig. Das schmilzt nur so hin. Lieber, guter Herr Doktor, ich werd' diesen Katarrh nicht mehr los, und auch nicht diese Frau!"

Tettau kämpfte mit vielen Hustenanfällen, während er das alles sprach; er blieb dann stehn, harrte geduldig aus, legte auch wohl eine Hand auf Martins Schulter, als fürchte er, unterdessen könne der ihm fortgehen; dann kehrte er zu seiner unaufhaltsamen Selbstentladung zurück. Martin sagte kein Wort. Sie gingen so in der Tiergartenstraße weiter, die jetzt ziemlich menschenleer war, bis sie zu der kurzen Hitzigstraße kamen; vor einem der ersten Häuser zur Linken stand Tettau still. „Ach mein Gott, da wohn' ich!" sagte er und seufzte. „Was soll ich nun da oben — allein. Ich versichere Sie, ich graule mich wie ein Kind. Gehn Sie doch noch mit hinauf, lieber Doktor. Auf 'ne halbe Stunde. Sie thun mir so gut!"

„Wodurch?" fragte Martin lächelnd. „Ich hab' ja nicht den Mund aufgethan."

„Das macht nichts. Sie sehn einen dafür mit Ihren grauen,

stillen Augen so ganz wunderlich an; — Sie haben grad' umgekehrte Augen wie die schöne Frau. Und dann sind Sie auch darin so merkwürdig: Sie sind doch offenbar ein Charakter, der sich in der Hand hat; Sie schonen uns Schwachmatiker auch nicht, Sie machen uns manchmal scheußlich herunter; aber dabei weiß man doch, oder fühlt man doch: Sie verstehen alles. Sie denken sich hinein, wie unsereinem zu Mut ist; wie man dazu kommt — und was für ein unfreiwilliger Spaß das eigentlich alles ist. Und Sie sind wie ein Kamerad für jeden von der ganzen Bande ... Hab' ich nicht recht, Doktor? — — Gehn Sie noch mit hinauf!"

Martin nickte und ging. Zwei Treppen hoch hatte Tettau eine kleine, elegante Wohnung; ein Diener erwartete ihn und öffnete; er führte dann die Herren durch ein erleuchtetes Zimmer in ein noch helleres, in dem ein Kaminfeuer brannte. „Das ist eigentlich ein Ofen, sehn Sie," sagte Herr von Tettau; „ich muß aber helles Feuer sehn, sonst frier' ich. Was man sich überhaupt alles angewöhnt; so ein junger Mensch ... Nehmen Sie eine Zigarre, Doktor?"

„Ich danke," sagte Martin. „Bekämpfen Sie Ihren Katarrh noch immer durch starkes Rauchen, wie damals in Tirol?"

„Ach nein," antwortete Tettau, liebenswürdig lächelnd; „aber ganz ohne meine Schuld: Frau Juliane hat es nicht gern, wenn man so viel raucht. — Sehn Sie, Juliane — immer Juliane! Alles Juliane! — — Ich hab' einen Schmerz an der Stirn, als wär' das vorhin ein Schlag mit dem stumpfen Beil vor den Kopf gewesen. Ich kann nicht viel mehr vertragen, Doktor ... Zum Teufel, was will ich Ihnen denn sagen und kann es nicht finden? Als wir die erste Treppe heraufstiegen, da fiel mir doch ein, ich könnte Ihnen jetzt — — Es ist wieder weg. Entschuldigen Sie, lieber Doktor; ich bin wirklich krank. Ueberall ein bißchen. Wie kommen Sie eigentlich jetzt nach Berlin?"

„Auf der Durchreise," sagte Martin kurz. „Ich will weiter nach Hamburg. Seefahren."

„Seefahren? Weit? — Merkwürdig. Da könnten Sie übrigens zu Ihrer Unterhaltung diese Papiere brauchen — — Papiere! Ah, jetzt hab' ich's!"

Tettau ging zu einem Aufsatz über seinem Schreibtisch, in verwaschenem Rokokostil — er hatte die Wohnung möbliert ge-

mietet, mit lauter neuen Möbeln von der letzten Mode — und schloß ein Fach auf, aus dem er eine kleine Mappe mit beschriebenen Blättern nahm. Es war seine feine, aber langgezogene und in engen Reihen ungleich hinlaufende Schrift. „Da!“ sagte er, drückte seinen Gast sanft in einen weichen Stuhl nieder und legte ihm diese Mappe auf den Schoß. „Lesen Sie! Ich schenk's Ihnen. Die Mappe auch. Lesen Sie einmal hinein!“

„Was ist das?“ fragte Martin. „Ihre ‚Sämtlichen Werke‘?“

„Meine? Nein; die Ihren. Ich hab' Ihnen die Sache ja schicken wollen; schon vor zwei Monaten. Dann kamen all diese Geschichten — ihre zweite Heirat — ich wieder nach Berlin — das selige Elend — — ich hab's rein vergessen. Jetzt, da wir wieder zusammenkommen, fällt mir's wieder ein. Doktor! Was sagen Sie?“

In dem bläulich blassen, kränklichen, verhärmten Gesicht leuchtete ein Strahl von kindlicher, gutherziger Freude auf. „Wir sind eigentlich schauderhafte Egoisten,“ fuhr er nach einer Weile fort, sich vor dem sitzenden Martin auf den Zehen hebend, die Hände in den Taschen; „so was zu vergessen! Es sollt' Ihnen eine Freude machen. Na, es kann ja noch. Was lesen Sie da, Doktor? Verstehn Sie's jetzt? Kommen Sie dahinter?“

„O ja — aber ich glaub's noch nicht. Das sind ja meine Worte; aber Blatt für Blatt — was ich —“

„Was Sie so abends nach dem Essen in Ihrem plötzlichen Feuereifer hingeredet haben; erinnern Sie sich, Doktor? Erinnern Sie sich auch noch, wie ich einmal auskniff — es war im Februar — und mit meinem Glas Wein ins Klavierzimmer ging, weil eine nationalpolitische Rede, in die Sie gegen Dittmar und Rohrbach ausbrachen, mich entschieden langweilte? Ich sitz' aber dann und höre, wie Sie weitersprechen; und ich staune, was für eine Unsumme von Gedanken Sie doch in Ihrem kräftigen Deutsch in Ihre Sätze hineinpacken; und das Ding gefiel mir. Das war doch alles Leben! Kraft! Und ein ganzer Mensch — so wie wir sie brauchen! Na, also kurz, was thu' ich? Ich zieh' mein Taschenbuch heraus, fang' an zu stenographieren, wortwörtlich — so wie damals vier, fünf Tage früher, wissen Sie noch? als ich Dittmars Rede nachschrieb ... Sie hörten endlich auf, ich auch. Ich steck' mein Buch wieder in die Tasche, und ich sage nichts. Aber wie's dann so geht: aus dem Zufall wird 'ne Idee! Das

nächste Mal — ich glaube, schon den nächsten Abend — gehn Sie wieder los; ich sofort, augenblicklich, hast du nicht gesehn, in mein andres Zimmer — Rohrbach lachte noch — und das Buch und den Stift heraus! Und so schrieb ich mit. Auch die Zwischen- und Gegenreden. So ganz unbemerkt, die gescheiten Herren völlig ahnungslos — es machte mir ungeheuren Spaß, kann ich Ihnen sagen. Sehn Sie, so hab' ich's fortgesetzt, bis ich nach Berlin ging; auch nachmittags, nach Tisch — Sie waren damals ganz besonders ergiebig — über Moral, Poesie, Politik, Nationales, Volkscharakter, alles durcheinander. So durcheinander steht's auch auf den Blättern. Im Frühling, dann im Sommer, in langweiligen Stunden, setzte ich mich hin und schrieb's für Sie auf; wollte Sie überraschen; — nun sehn Sie, so ein elender Kerl bin ich: ein halbes Jahr hab' ich dazu gebraucht. Und dann blieb's noch liegen ... Na, jetzt haben Sie's. Macht es Ihnen Spaß?"

Martin sah gerührt zu dem armen Tettau auf, der seine lange Erzählung wieder mit langem Husten bezahlte. „Man kennt doch keinen Menschen ganz," sagte er, nachdem er das Ende dieses Anfalls abgewartet hatte. „Das hätt' ich nun gerade nicht in Ihnen gesucht! — Allerdings, da Sie immer fortliefen, mußt' ich ja auch denken: den Kerl interessiert nichts; — verzeihen Sie den ‚Kerl'! — — Es ist rührend, Tettau. Ich dank' Ihnen von Herzen. Was ich mit all dem Zeug machen soll, weiß ich freilich nicht; aber — ich liebe Sie drum. Ich vergess' Ihnen das nie!"

„Sagen Sie mir nur so was Gutes, Doktor; ich kann's heute brauchen. Was Sie damit machen sollen? Lesen, zu lesen geben, drucken —"

Der eintretende Diener unterbrach ihn; hinter ihm ward im andern Zimmer Baron Rohrbach sichtbar. „Der Baron!" rief Tettau sogleich aus und lief ihm entgegen. Er führte Rohrbach herein, vom Vergnügen gerötet. „Welche Ueberraschung!"

„Ich wollte Sie eigentlich morgen besuchen," sagte der Baron; „eben fuhr ich zu Frau Adams, ich dachte, meine Tochter sei noch dort, wollte sie abholen. Vor der Thür find' ich aber die Jungfer und den Nikodemus — denken Sie, Olearius: unsern Nikodemus! — und sie erzählen mir, Mathilde ist fort; aber der Herr ‚Docktohr', sagt Nikodemus, sei mit Herrn von Tettau nach

dessen Hause gegangen, und Pauline sagt mir, wo Sie wohnen. Und so fuhr ich her. Ich hatte Sehnsucht nach Olearius, der mir durchgegangen war — und der, wie Jenner mir sagt, vollends durchzugehn droht —"

„Ja, er will ‚seefahren'!" fiel ihm Tettau ins Wort.

„Wollen Sie das wirklich?"

„Ja, Padre, es wird wohl so. Das heißt, wenn Sie noch der Meinung sind, daß Wolfgang auf ein Vierteljahr nach England zum Großonkel geht —"

„Freilich; natürlich; wenn es für Sie gut ist. Aber ich? Was wird unterdessen aus mir?"

„Ich dachte, Sie gingen derweil nach Italien, was Sie sich ja lange gewünscht haben —"

„Allein? ohne Sie?"

„Ich soll ein bißchen weiter in die Welt hineinsegeln, meint Professor Jenner —"

„Ja, ja, ja, ich weiß!" — Rohrbach sah Martin an, als erwarte er noch irgend ein Wort; da der aber schwieg, schwieg er auch. Er blickte auf die aufgeschlagene Mappe, die Martin wieder in die Hand genommen hatte. „Was haben Sie da?" fragte er.

„Meine opera omnia, Padre; meine Lutherschen Tischreden, von diesem Taschenspieler stenographiert und dann in lesbare Schrift gebracht. Ist das rührend, Padre? Sacktuch heraus! Alle Mann an die Nasen! So was geschieht Ihrem lumpigen Freund. Wir wissen nur nichts damit anzufangen. Einmal durchlesen, sich auslachen, und es dann verbrennen!"

„Unterstehen Sie sich!" sagte der Baron, mit einer plötzlichen Entschiedenheit, die sonst nicht seine Sache war. „Eh' Sie irgend einen dummen Streich damit machen — Sie sind jetzt zu allerlei fähig — nehm' ich's in Gewahrsam. Geben Sie nur her!"

Er zog die Papiere aus der Mappe, faltete sie zusammen und steckte sie in seine Brusttasche, was bei der Menge der Blätter nicht leicht war. „Die Tasche kriegt einen Buckel, Padre," sagte Martin lächelnd; aber er zuckte die Achseln und fügte sich. „Wann wollen Sie fort?" fragte Rohrbach, ohne ihm zu antworten.

„Auf die große Fahrt? — So bald wie möglich. Morgen gleich nach Hamburg, dacht' ich; und von da auf den schönsten Dampfer, der zu haben ist."

„Wohin?"

„Wie sich's trifft. Nach den warmen Meeren; westlich oder östlich."

„Und — und Sie wollen allein fahren?" fragte der Baron, dem die Augen klein wurden.

„Ja, wie denn sonst?"

„Nu, ich meine nur. Aufdrängen will ich mich natürlich nicht. Aber wenn Sie mich gern mitnehmen —"

„Sie?"

„Na ja, mich. Was denken Sie denn von mir? Sie nennen mich immer ‚Padre', ‚Padre'; wenn sich's aber einmal wirklich um was handelt, dann soll ich kein Padre sein? — Allein; — ich glaub' nicht, daß Ihnen das gut ist. Ohne einen Menschen, der ein Herz für Sie hat — auf der langen Reise, hin und her —"

„Herr Baron! Sie wollten wirklich —?"

„Jetzt sagt er schon gar ‚Herr Baron'! — Ich hab' mir gedacht, als ich herfuhr: wenn meine Tochter ihren eigenen Weg geht — abhalten will ich sie nicht — dann gehn wir den unsern! Das heißt, wenn Sie mich haben wollen; wir täuschen uns ja gegenseitig nicht. Schütteln Sie nur den Kopf, oder nicken Sie. — Er nickt. Mensch, konnten Sie das nicht gleich thun? — Ich bin ja doch mit Ihnen wie in eins gewachsen. Und frei bin ich auch ... Denken Sie, wenn Sie so in die Welt hineinfahren, werd' ich Sie verlassen?"

Seine herzhafte Stimme wurde zu weich, er fühlte, daß es besser wäre, gar nicht mehr zu sprechen. Er lächelte nur noch. „Padre!" rief Martin aus, vor dessen Augen sich ein milder, befreiender Nebel legte, und warf sich ihm in die Arme.

Sechstes Buch.

I.

Reinhard kam nach Hause; sein Bart war voll Eis, als er in sein Zimmer trat, draußen fror es stark. Er schürte das Feuer in seinem Ofen, da er am Nachmittag noch einmal hatte heizen lassen; dann den Mantel ablegend ließ er einen langen, mißmutigen Blick durch den ganzen Raum gehn, der ihn so anödete, wie vielleicht noch nie. Mitte Januar vorbei und noch immer hier! — Ihn fröstelte, obgleich es im Zimmer nicht kalt war; die Bozener Abhärtung war verbraucht, auch kam eine Kälte von innen heraus, er wußte nicht, wie. Lief das Blut wieder träger, oder thaten die Nerven nicht ihre Schuldigkeit — er war jedenfalls der „Sieger" nicht mehr, der von neuer Gesundheit frisch bemalt aus Tirol zurückkam; denn auch die Wangen waren wieder fast so bleich wie in der Julianezeit. Er warf den Mantel auf einen Stuhl, dann den Rock ihm nach; es verlangte ihn nach seiner Samtjoppe, die ihn besser wärmte. Als er sie an seinen Schultern fühlte, gewann er erst den Mut, den Brief aus dem Mantel zu ziehn, den ihm der Briefträger an der Hausthür eingehändigt hatte. Es war ein kleiner, ganz leicht nach Veilchen duftender Brief; wie oft hatte ihn dieser bekannte Wohlgeruch aus der tiefen Arbeit geweckt, wenn so eine Botschaft kam, und sein von Politik eingesponnenes Herz geliebkost und gestreichelt. Es war dann, als träte Ulrike selber ins Zimmer, um ihn anzulächeln ... Heute schien ihm der Duft wie ein Schauer über die Haut zu gehn; denn es zog ihm die Schultern zusammen und schüttelte seinen Kopf. Was wird drin stehn? dachte er

laut. Nun, so öffn' ihn doch! Er hielt aber den Brief zögernd in der Hand; er wendete ihn, legte ihn auf die andre Handfläche, wägte ihn mechanisch, wie man sich so oft gebärdet, wenn man sich vor dem Lesen scheut. Es war wieder die Unentschlossenheit der alten Zeiten über ihn gekommen; dieses Wollen und Nichtwollen, dieses Hinhalten, Umgehn, gleichsam um sein Schicksal Kreisen, das ihn damals so elend und so krank gemacht, das er in Tirol, neben Martin, abgeschüttelt hatte. O wenn ich jetzt einen Martin hätte! fiel ihm wieder ein; wohl schon zum hundertstenmal. Aber wenn ich ihm erzählte, wie es in mir steht, was würd' er mir sagen? „Thu deine Pflicht!" weiter nichts. Nun, das weiß ich selbst. Aber wenn man eben das nicht kann — was soll man dann thun?

Er ward endlich vor Scham über seine Feigheit so unwillig, daß es ihm durch den Arm zuckte; mit einer zweiten zuckenden Bewegung riß er den Umschlag auf; das Briefchen selbst ging darüber fast in zwei Stücke auseinander. Er setzte sich zur Lampe, hielt die engbeschriebenen Blättchen so, daß sie nicht weiter einrissen, und las:

„Lieber Reinhard! Es ist mir ein gar großer Kummer, Dir diese Zeilen zu schreiben; ich hab' mich einige Tage (und Nächte) bedacht, ob es denn auch sein muß; aber ja, es muß endlich sein. Ich werfe Dir nichts vor; ich sagte Dir damals, wenn Du Dich erinnerst: bleibst du mir nicht so, wie du bist, wird dir eine andre zu lieb, so will ich es nur *wissen* — und ich geb' dich frei! — Denn ich sagte mir ja immer wieder: wie bin ich zu ihm gekommen? Als er vor einer andern floh; auf einmal sah er in mein Herz, floh an meine Brust — es hat ihn überrascht, überrumpelt . . .

„Du sagst: es ist nicht so! und ich hab' Dir geglaubt. In diesen drei Monaten aber hab' ich viel gelitten . . . Daß Du über unsre Zukunft immer stummer wurdest, das ertrug ich noch; sowie ich zum erstenmal von Dir ein leises Bedenken hörte, ob der Andrang Deiner Arbeiten Dir auch Zeit lassen würde, unsre Wohnung bis zum Januar auszustatten und die ganze ‚Umwälzung' zu machen, so hab' ich Dich gebeten: schieben wir's noch hinaus! — Du hast Dich nicht gesträubt, lieber Reinhard. Ach, aber *das* wär's nicht! Wenn ich wüßte, die Arbeit hat ihn matt, schwer, entschlußlos, sein Herz etwas stumpfer gemacht —

sonst ist nichts verändert — so hätt' ich ja nichts als Mitleid gefühlt, die Kränkung überwunden. Aber seit Du die Baronin Mathilde wiedergesehen hast, bist Du wie ein doppelter Mensch. Zuweilen denk' ich entsetzt: gibt es denn das wirklich? kann jemand zwei zugleich lieben? Ja, mir scheint, Du kannst es. Denn immer wieder hast Du Stunden bei mir, die mich schrecklich täuschen: wo Du so aufgelöst — so ganz wie in Reue geschmolzen, oder was ist es sonst — mir Dein Herz in die Hand gibst, daß ich denke: nun vergib ihm, nun ist es gut! Dann zieht es Dich den nächsten Tag wieder hinaus zu ihr; — ach, ich hör' ja alles. Dazu sind ja die Menschen da. Gott sei Dank, ich habe nun die Einsicht, und hab' auch die Kraft. Ich gebe Dich frei!

„Denke nicht an meinen Kummer, auch nicht an die Welt; denk nur, daß Du mir Wahrheit schuldig bist, und an meinen Stolz, und daß ich nicht teilen kann. Mehr Worte laß mich jetzt nicht machen. Meiner Mutter sag' ich es morgen. Leb wohl!" — —

Reinhard stand auf. Er griff unbewußt nach dem schwarzen Rock, der auf dem Mantel lag; sein Gefühl sagte ihm: hin zu ihr! — Ein furchtbarer Seufzer aber rang sich ihm aus der Brust. Eine Scham vor sich selbst, ein Grauen überkam ihn, wie es ihn noch nie gepackt; vor das reine Gesicht dieses Mädchens zu treten — er mit diesem Herzen — Gott, wie war das möglich! — Mich werden ja schon die Kniee nicht tragen, dachte er, denn sie zittern ja ... Was soll ich ihr sagen? Daß ich sie um Vergebung bitte? Das genügt ja nicht. Daß ich ihr allein gehöre? Sie weiß ja, daß es nicht so ist. Daß ich Mathilde aus meinem Herzen herausgerissen habe? Es ist ja nicht wahr. Zu meinem Fluch, zu meinem Elend ist sie ja noch drin! Wozu hätt' ich denn sonst, während ich hier stehe, schon dahinüber gesehn, wo diese Photographie — so schön eingerahmt — diese unglückselige Photographie auf dem Schreibtisch steht ...

Er beugte sich in einer plötzlichen Wallung vor, um sie umzustoßen, so daß sie nach vorn fiele, er sie nicht mehr sähe. Seine Hand traf sie aber schlecht, sie fiel nach rückwärts und Mathildens Gesicht blickte ihn wie mit Vorwurf an: warum hast du mir das gethan? — — O, dieses liebliche, sonnig strahlende und doch so unnahbare, ewig unbegreifliche Gesicht! um das er in immer wiederkehrender, willenloser Untreue geworben hatte fast

drei Monate lang — und immer hatte es ihm „Sonnenschein" gegeben — aber wie es die Sonne thut! Warme, holde Güte, nicht mehr; Freude, wenn er kam, Ruhe, wenn er ging. Und manchmal dachte er doch: nein, nein, es ist mehr; wenn ihr „auf Wiedersehn" so freundlich bittend oder verheißend klang; wenn der rätselhafte Ernst ihrer Augen sich in ihn versenkte; wenn über die reinen, klaren Züge eine Wolke der Schwermut flog ... Herr mein Gott! Was will ich nun! sprach er vor sich hin. Da liegt er ja! Ulrikens Brief! Ich kann ihn doch nicht hinnehmen wie ein stummer Fisch — kann sie nicht verzweifeln lassen — kann mich nicht verkriechen. Hätt' ich diese andre nie gesehn — oder nicht wiedergesehn — so wär' alles gut! So läg' ich an dem besten Herzen, das es geben kann; das aus jedem Wort dieser holden, marternden, schrecklichen Zeilen spricht — und das mir noch vergeben kann — heute noch, ich hoff' es. Wenn sie nur sieht, ich will nicht, will nicht von ihr lassen, will zu ihr zurück ... Nun zum Teufel, so raff dich endlich auf, so sag endlich: ich will!

Er warf sich in Rock und Mantel, löschte seine Lampe, schloß von draußen die Thür und ging die Treppen hinab. Unterwegs, auf den Stufen, schüttelte er aber den Kopf fast unaufhörlich, ohne es zu wollen; eine plötzliche Angst zog ihm das Herz zusammen, daß er stille stand. Mit schleifenden Schritten ging er dann weiter; aber so willenselend, so herzensunklar war er wohl noch nie aus der Thür getreten. Ueber dem halbdunklen Gendarmenmarkt und der phantastischen Kirchenkuppel zitterten die Sterne; die scharfe, frostige Luft biß in seine Wangen und fraß ihm die fliegende Glut, die anfeuernde Wärme weg. Ihn verließ der Mut, eine Droschke anzurufen und zu Ulriken zu fahren; gehn! dachte er plötzlich, gehn! mich erst ruhig gehn — dann, dann findet sich's! — Er schritt in die Charlottenstraße hinein, dann die Leipziger Straße entlang. Als er auf den Potsdamer Platz kam, sah er rechts, am Ende der Bellevue-Straße, die kahlen Bäume des Tiergartens in die blauschwarze Luft steigen; da herum! dachte er; es ist kaum ein Umweg. O, mir thut Sammlung so not! — Er ging zur Tiergartenstraße hinaus und dann dort hinunter; er behorchte sich, er entschloß sich, wieder an Mathilde zu denken, aber ruhiger. Er stellte sich beide vor Augen, die Majestätische, die Zierliche; beide so redlich, so gut,

beide anmutig, beide so seelenvolle, feinfühlende, so zum Beglücken geschaffene Blüten ihres Geschlechts. Nur hatte die eine ihr Herz an ihn gehängt, und die andre nicht. Die eine war elend um ihn, und die andre nicht. Und die eine hatte sein Wort ... Bist du denn ein Wahnsinniger, fuhr er sich selber an, kannst du da noch schwanken!

Ein heller Fensterschein fiel ihm jetzt eben ins Auge; er sah bewußter hin; er sah sich vor Adams Haus. Ueber den Vorgarten hinüberblickend erlitt er einen Schlag durch die überreizten Nerven: an einem Fenster des kleinen Salons, offenbar in die Nacht herausschauend, stand die hohe Gestalt Mathildens — es konnte auch Juliane sein — er schüttelte den Kopf, das Herz sagte ihm: nein, es ist Mathilde! — Sie besucht wieder ihre Freundin, fuhr ihm durch die jagenden Gedanken; Juliane ist vielleicht noch nicht zu Hause, Mathilde erwartet sie; oder Juliane ist beschäftigt, und sie ist einmal ans Fenster getreten; das sind ihre Schultern; so hält sie den Kopf — nur sie! — — Jene Angst kam wieder, die sich wie eine Faust um das Herz legte, daß es sich nicht rührte. Wie hingestellt vom Schicksal! Da stand sie! Immer stand sie noch. Als fragte sie: Willst du was von mir? So sprich! Noch ist's Zeit! Frag mich doch, du Narr; ob ich dir nicht von Herzen gut bin, wie kannst du das wissen. Wir Mädchen, wir schweigen ja; wir verstecken, verstellen uns. Vielleicht sind wir zwei füreinander bestimmt, und dir fehlt nur der Mut. Und dann kommt die Reue. Dann heißt es: verspielt, verspielt!

Sein Herz hielt es nicht mehr aus, dies Gedankenjagen im Kopf, bei dem ihm das Schlagen verging. Er entschloß sich; ich will hinauf! sagte er. Als hätte das Herz es gehört, regte es sich wieder; Reinhard schloß vor Freude die Augen; ihm ward erlösend leicht in der Brust. Eine kurze Weile wartete er noch, um neue Kräfte zu fassen. Dann, wie in einem wilden, verzweifelten, aber auf ein rettendes Licht zusteuernden Traum, schwankte er ins Haus.

Oben empfing ihn der Diener, der ihn kannte; er nahm ihm den Mantel ab und führte ihn zum kleinen Salon. Juliane war zu Hause; ganz allein saß sie da, die Ellbogen auf dem Tisch, die Hände an den Schläfen, eine Lampe vor sich, und las. Mit großen, nachdenklichen Augen sah sie auf, als er eintrat;

„ah, du bist's", sagte sie, noch ganz versonnen, und stand langsam auf. „Kommst du endlich wieder einmal; hab' dich ja wohl einen ganzen Monat nicht gesehn — außer bei der Ule. Aber ich sag' nichts; die Menschen sind mir gräßlich, die so einen seltenen Gast mit kleinen schmollenden Vorwürfen und kleinen spitzen Bemerkungen empfangen, daß er gleich denkt: wär' ich nur erst wieder fort! Mir ist's eine Gnade, wenn du kommst. Sie wählen dich ja nun wieder in den Reichstag, hör' ich; bin wieder noch stolzer auf dich. Blasser Mann, setz dich her!"

„Bitte, laß mich erst eine Frage — —" sagte Reinhard mühsam. „Ist Mathilde Rohrbach hier?"

„Nein. Die war schon seit Wochen nicht hier. Warum?"

Er stammelte fast: „Hätt' ich mich so getäuscht? Sie stand doch am Fenster — dacht' ich. Es war doch ihre Gestalt —"

„Ach, du lieber Gott!" rief Juliane aus; „du erkennst mich also nicht mehr. Das war ich, die am Fenster stand. Ich hatte mich so dumm gelesen — oder auch so klug — daß ich drüber nachdenken mußte; da sah ich ein bißchen in die Nacht hinaus. Also du dachtest gleich, ha, das ist Mathilde!? — Warum wirst du rot? Ich bin nicht so kindisch wie die dummen Leute, daß ich so 'ne Freundschaft falsch verstehe, wie die zwischen dir und ihr. Mathilde hat ungefähr meine Gestalt; und das schmeichelt mir. Denn neulich behauptete Wolf, sie sei ‚von klassischem Wuchs'. Aber was ist dir, Reinhard? Du siehst elend aus. Furchtbar interessant, aber beinah wie die Braut von Korinth. Du wirst doch nicht krank?"

„Wie sollt' ich!" sagte Reinhard lächelnd. „Das macht wohl nur die scharfe Luft . . . Was hast du denn für ein Buch?"

„Ach, ein merkwürdiges, interessantes. Sieh, wie es schon zerlesen ist; aber daran ist Ule schuld, die ist nicht so peinlich ordentlich wie ich. Jenner gab mir's neulich: das ist gut, das müssen Sie lesen! Ich bin aber vorsichtig, weißt du, ich halt' mir die Ule zum Vorweglesen: die sagt mir dann, ob es was für mich ist; ich hab' ja so wenig Zeit. Na, sie kommt gestern mit ihrem drollig spitzbübischen Vormundsgesicht: es ist eigentlich ein sehr gehaltvolles Buch, für dich ziemlich schwer; aber es ist so originell; versuch's! — Heut abend war ich endlich einmal allein, und fiel drüber her. Diese hochnäsige Ule; das ist ja grade für mich! Lauter ernste Dinge, aber alles so geistreich,

so urwüchsig behandelt, nicht einen Moment akademisch; förmlich dramatisch oft, als hörte man jemand sprechen, als wär's gar nicht geschrieben — ganz mein Ideal. Und wenn ich nicht seiner Meinung bin — denk' dir, ich hab' mich vorhin ertappt, daß ich laut mit ihm zankte, über das Buch hinweg, als säß' er an demselben Tisch. So furchtbar lebendig ist's, — und so amüsant!"

„Wie heißt denn dieses merkwürdige Buch?"

Juliane legte ihr Zeichen ein — denn das that sie immer — und schlug ihm dann das Titelblatt auf. „Tischreden eines Unbekannten" las er. Der Verfasser war nicht genannt; der mäßig starke Band war in Berlin erschienen, in diesem Jahr 1881. „Das Buch liegt ja auch bei mir," sagte Reinhard, in dessen wüstem Hirn die Erinnerung auftauchte. „Man hat es mir vor einigen Wochen geschickt, — ich weiß nicht einmal, wer. Ich hab' es aber noch nicht angesehn. Viel Arbeit und — — kurz, ich hatte noch keine Zeit!"

„Mußt es aber lesen," sagte Juliane. „Manchmal war mir, als hört' ich dich — besonders über Soziales und Politisches — aber eigentlich ist's nicht deine Art. Ob das wirklich Tischreden sind? oder ob er das nur so sagt? — — Nun lassen wir aber das Buch. Endlich bist du einmal wieder hier; jetzt kommst du so bald nicht fort. Ich hab' dir auch so viel zu sagen; du wirst staunen, Reinhard ... Aber da fällt mir ein: warst du schon in meinem Wintergarten?"

„Nein," antwortete er. „Seit jenem denkwürdigen Abend nicht!"

„Ah ja — als ich dir den Abschiedskuß gab — — wie edel düster du eben lächeltest. Damals warst du so bleich wie jetzt — und ich war verrückt! — Ich hab' auch in der ersten Zeit, muß ich dir gestehn, den Wintergarten gemieden, er war mir ganz unheimlich; aber seit drei Wochen — du weißt ja, die Zeit kann alles! — seitdem ist's mein Lieblingsplatz. Wenn man weiß: draußen friert's, oder draußen schneit's, dann unter seinen Koniferen, seinen Azaleen und Palmen sitzen, als wär' man im Süden — das gefällt mir so. Ich hab' mir eine Chaiselongue hineinstellen lassen, und auch ein Klavier. Ich singe da; es klingt ganz gut. Siehst du, jetzt drück' ich nur auf diesen Knopf, dreimal: dann werden unten die Gasflammen angezündet, alles in Ordnung gebracht; das ist ein Augenblick. Komm, gib mir den

Arm, führ' mich hin! Alles trifft sich so schön, auch mein Mann ist fort, wir sind ganz allein. Dort erzähl' ich dir — — komm!"

Er führte sie, willenlos. Ihm war's recht, daß ihm etwas am Arm hing, daß ihn ein fremder Wille mit fortzog; so brauchte er nicht zu denken, sich nicht zu entschließen ... Sie gingen die Treppe hinunter und durch die beleuchteten Säle, zuletzt durch das Billardzimmer, bis sie in den festlich hellen Wintergarten kamen. Auch die Kerzen auf dem geöffneten Klavier brannten; rechts und links davon streckten die auserlesen schönsten Fächerpalmen ihr Gefieder aus. Die Chaiselongue stand unter blühenden Kamelienbäumchen, neben ihr ein paar schwarze Tischchen, auf dem einen Rauchzeug, auf dem andern Wein in italienischen Strohflaschen. Julianens leichter Arm ließ ihn los; „magst du rauchen?" fragte sie. „Ich selber thu's noch immer nicht; aber ich riech' es gern. Hier steht Wein, siehst du; ich frag' dich nicht, ob du lieber roten oder weißen willst: ich weiß, das Wählen und Entschließen, das hast du nicht gern. Ich schenk' dir von beidem ein!" — Sie that es, mit ihrer fürstlichen Anmut; dann füllte sie auch für sich ein Glas und setzte es an die Lippen, aber sie nippte nur. Ihre Augen gingen nach der Chaiselongue, als wolle sie sich dort niederlassen; plötzlich setzte sie sich aber auf ein Taburett am Rauchtischchen, ihm gegenüber, legte die Unterarme auf die Tischplatte und begann schon mit den schwarzen Augen zu sprechen, eh die Lippen sich öffneten.

„Nun will ich dir also erzählen, Reinhard; dann rate mir: was soll ich thun? — Neulich, bei dem weichen Tauwetter, nach der großen Schneeschmelze, bekomm' ich eine wilde Sehnsucht nach Luft, nehm' einen leichten Mantel und geh' in den Tiergarten hinüber; geh' am Wasser fort, so ungefähr bei der Rousseau-Insel, und setz' mich endlich auf eine Bank. Auf einmal fahr' ich zusammen: es sitzt jemand neben mir. Ich will aufstehn; — wer ist's? — Nun, so rate doch. Denk' einmal nach; denk' an das Unwahrscheinlichste, Unerwartetste; — kannst du's doch nicht erraten? — Der Graf! Graf Erwin! Mein Graf! In seiner ganzen preußischen Schönheit; — das heißt, etwas derber sah er aus als früher — oder war ich früher mehr blind — und er hatte ein sonderbares, nicht sehr geistreiches Lächeln, das unruhig um den Mund spazieren ging; es stand ihm nicht gut. Denk' dir meinen Schreck! Er, mit seiner ganzen vollen-

deten Höflichkeit, er bittet mich, nicht vor ihm zu fliehn; er nennt mich Sie — dann Du — dann wieder Sie; er hab' mich allein dahingehn sehn, er hab' dem Wunsch nicht widerstehn können, mich einmal im Leben wieder zu begrüßen — — ich weiß nicht all seine Worte mehr, kannst du dir wohl denken. Ich sage noch immer nichts, weiß nicht, was ich thun soll; er fängt an zu erzählen: wie er jetzt einen großen Rennstall einrichte, und wie teuer das ist, aber auch wie schön; und daß er sich sonst totlangweilen würde; und daß er auch wieder angefangen habe, zu spielen, bald kolossalen Gewinn, bald kolossalen Verlust; und wie ich das finde? fragt er endlich; ob vernünftig oder unsinnig? ‚Sagen Sie es offen!' — ‚Nun', sag' ich ganz arglos und gutmütig: 'wenn Sie es wissen wollen — mehr das letztere!' Da sieht er mich wieder mit dem unruhigen, verzwickten Lächeln an: ‚Nun, wenn es in Ihren Augen so ist, dann helfen Sie mir; retten Sie mich! Ich spiele ja nur aus Langeweile. Ich hatte mein eigenes Haus und hab' keines mehr. Ich bin unglücklich, Juliane' . . . Auf einmal nannte er mich wieder ‚Juliane'; es ging mir wie ein Stich durch die Brust. ‚So kann es nicht bleiben,' sagt er — oder so ungefähr — ‚dabei verzehr' ich mich. Täglich geh' ich jetzt diese Wege und bis an Ihr Haus; Sie sehen mich nur nicht, ich halt' mich unter den Bäumen versteckt — ganz wie ein Primaner. Ich bin so in Sie verliebt wie nur je . . . Wie konnten Sie diesen Menschen heiraten; — aber nein, Sie hatten ja recht, Ihr natürlicher Beschützer hatte Sie verlassen. Ich hab' Ihnen wohl unrecht gethan. Wenn ich es damals nicht so schwer nahm, so wurde ja alles gut! Vergeben Sie mir. Weisen Sie mich nicht zurück. Ich kann nicht ohne Sie leben!'

„Das stößt er alles so heraus — mit diesen oder andern Worten — und hängt dabei die Finger an seinen schönen, weichen Bart und starrt mir ins Gesicht. War ich dumm, Reinhard? Oder hatt' ich irgend eine Furcht, daß er sich oder mir was anthut — oder hatt' ich Mitleid? Ich weiß nicht; ich saß wie angenagelt da und hört' immer zu. Das macht ihm wohl endlich Mut; er nimmt meine Hand. Im ersten Augenblick denk' ich nichts — es ist ja auch so verrückt: er hatte sie ja tausendmal so genommen, ich war's so gewohnt! — und er drückt sie zärtlich. Da reiß' ich sie natürlich weg und spring' auf. ‚Lassen

Sie mich!' sag' ich. ‚Ihre Reue kommt ziemlich spät; jedenfalls zu spät. Es ist besser, wir sprechen uns nicht wieder. Leben Sie wohl!'"

„Und dann gingst du fort?" fragte Reinhard.

„Ach nein, noch nicht! Er stand in seiner ganzen Größe vor mir — er ließ mich nicht fort. In seinen Augen war etwas Unheimliches, das mich wirklich feig machte; — ich war auch nicht eigentlich böse, muß ich dir gestehn: es gefiel mir doch einigermaßen, daß er sich wieder verliebt hatte. ‚Juliane!' sagt er. ‚Hören Sie mich noch an! Sie sprechen nur von meiner Reue; aber Sie haben mir auch viel zuleide gethan; Sie mir mehr, als ich Ihnen. Bereuen Sie es doch auch — machen Sie es gut. Sie haben ein weiches Herz; ich weiß es. Ich bin in einem verzweifelten Zustand, ich weiß nicht, was ich thue, wenn Sie kein Mitleid mit mir haben. Geben Sie mir etwas Trost, seien Sie gnädig. Stoßen Sie mich nicht zurück!'

„Nein, nein, sieh mich nicht so an," fuhr sie fort; „ich war nicht gnädig, hab' dir nichts zu beichten; über den Grafen nicht! — Mir wurde nur zuerst dunkel vor den Augen, da ich so hilflos und mutlos dachte: wie komm' ich nur fort? Noch zur rechten Zeit fiel mir ein: halt' ihn hin! wie du's manchmal gemacht hast, als ihr Mann und Frau wart! Ich seh' ihn also freundlich an und sag' ihm: ‚ich versichre Sie, dies ist nicht der Ort um uns über solche Dinge ruhig auszusprechen. Sehn Sie, da kommen Leute (wirklich kam auch einer); und wär' es gar ein Bekannter, was würd' er von uns denken ... Ich werd' Ihnen schreiben; noch heute; ich geb' Ihnen mein Wort. Dann wird sich das weitere' — — So weit sprach ich nur; den Schluß brummelte ich in mich hinein. Mit einem guten, aber ernsten Blick setzt' ich dann noch hinzu: ‚Jetzt seien Sie vernünftig! Gehn Sie mir nicht nach; gehn Sie nach der andern Richtung. Also auf Wiedersehn!'"

„Auf Wiedersehn!" wiederholte Reinhard.

Sie fiel ihm aber sogleich ins Wort: „Lächle nicht so bedenklich; ich meint' es ja nicht so schlimm! Ich wollte nur fort — und kam glücklich fort! — Noch denselben Tag schrieb ich ihm, um mein Wort zu halten; einen sehr schönen Brief, Reinhard: ich müsse meine Vernunftpredigt fortsetzen und rechne auf Erfolg. Er habe sich bei ruhiger Ueberlegung wohl schon selber

gesagt, daß seine Gedanken wahnsinnig seien. ‚Ich störe Ihre Ruhe nicht, schonen Sie die meine! Ich werde versöhnt und freundschaftlich an Sie denken, aber nur von ferne. Mögen Sie dasselbe thun; dann war diese Begegnung doch gut und wir beide können sie segnen!‘ Und statt ‚auf Wiedersehn‘ schloß ich, in aller Milde und Güte, mit dem Gegenteil —“

„Was dir aber nichts genützt hat“, sagte Reinhard ruhig.

„Nein! — Woher weißt du das? — Ach, nur so aus der Psychologie ... Den andern Tag kam ein Brief zurück; was schreibt er darin? Nicht eine Zeile Antwort auf den meinen; als existierte der gar nicht; er bittet sich nur in aller Höflichkeit, mit vieler Verehrung, die Erlaubnis aus, in ‚der bewußten Sache, zur letzten Abwickelung unsrer Angelegenheiten‘ mir seine Aufwartung zu machen, um seine Pflicht als Mann und Edelmann, ohne Dazwischenkunft eines Advokaten, zu erfüllen. ‚Möchten Sie die Güte haben, mir eine Stunde zu bestimmen, wo ich Sie zwanglos sprechen und die Sache beenden kann!‘ — Ich, zuerst förmlich verblüfft, ich schreib' ihm zurück: er täusche sich vollkommen; zwischen uns sei nichts mehr zu erledigen, durchaus gar nichts mehr; er habe damals alles auf die ritterlichste Weise geordnet, ich sei ihm sehr dankbar. Ich hätte jetzt keinen Wunsch mehr als den einzigen — aber den von Herzen — daß wir uns gegenseitig vollen Frieden gönnten; und in dieser Erwartung — Erwartung und so weiter! — Das war vorgestern oder gestern; ja, gestern. Was geschieht darauf? Heute morgen ein neuer Brief; als hätte er meinen zweiten erhalten, aber als ermutige ihn der zu einer Zusammenkunft in der ‚bewußten Sache‘. Wenigstens geht er auf meine Auseinandersetzung ganz und gar nicht ein. Er dankt mir nur für meine freundlichen Zeilen; die nähere Erwiderung mündlich; er werde sich die Ehre geben, morgen gegen Abend, so gegen sechs Uhr, bei mir einzutreten. Auf eine zwanglose Unterredung hoffend, in Ehrerbietung und so weiter! — Ich war starr; und ich bin es noch. So ein Kavalier, so stolz auf seine Vornehmheit! Sag mir, Reinhard, sind auch vornehme Edelleute manchmal bauernschlau?“

„Wir sind alle bauernschlau“, antwortete Reinhard, „so lange wir es nicht bis zur Weisheit bringen. Uebrigens weißt du ja, die sogenannte Liebe wird wie der Krieg behandelt: da gelten alle Listen.“

„Ja, aber was soll ich nun thun? — Er kommt! Soll ich meinem Mann davon sagen? daß er ihn mit mir empfängt? Was für eine lächerliche, verrückte Situation! Dann würd' er auch noch die Stirn haben, die ‚zwanglose' Unterredung zu verlangen; und Adams, dieses gute — — Fast hätt' ich etwas gesagt. Ueberhaupt, wer ist Adams; wie werd' ich den in irgend eine meiner Sachen mischen . . . Soll ich Erwin ruhig empfangen, ich mit ihm allein? und ihn so mit Hoheit vernichten, daß er nicht wiederkommt? Wie gut, wenn ich das könnte; aber — wo ist meine Charakterstärke; auf die verlass' ich mich nicht. Oder ihm einfach die Thür weisen? ‚Graf Erwin Wildhagen wird nicht eingelassen!'? Dann tragen die Dienstboten uns in der Stadt herum! Und er rächt sich; ich bin so feig . . . Du mit deinem klugen Kopf, Reinhard, hilf mir, rate mir. Sag mir doch ein Wort!"

II.

Reinhard stand auf; er ging durch den Wintergarten, bis zu einer Gruppe von Gewächsen, die er wiederzuerkennen glaubte: dort hatten damals er und diese Frau ihr letztes Gespräch. Vielleicht täuschte er sich auch, denn vieles war verändert . . . Heut soll ich ihr raten und helfen, dachte er, *gegen diesen Grafen!* Ist denn das Leben wirklich nur ein ganz toller Traum? — Und *ich*, ich ihr raten — ich, der ich mir selber nicht zu raten noch zu helfen weiß; der ich hier nur saß, um mir zu entfliehen — ich mit diesem taumelnden Kopf! — Er ließ ihn gegen die Zweige eines Lebensbaums sinken, so matt ward er ihm; der feine, balsamische Duft der zierlichen Aestchen schien ihn ein wenig zu beleben. Sonst aber drückte ihn diese laue, strengdurchwürzte, geruchschwere Luft. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, suchte Juliane anzulächeln und zuckte mit den Achseln.

„Nein, nein!" sagte sie weich und kam rasch zu ihm; „anstrengen sollst du dich nicht; schone deinen armen, edlen Kopf; bist heut elend, scheint mir. Was liegt daran, wenn ich heut noch nicht weiß, was ich morgen thun soll; das ging mir schon hundertmal so. Ich werd' mir schon helfen! — Willst du kalte Umschläge um den Kopf, soll ich Pauline rufen? Nein, das

will er nicht. Willst du ruhig dasitzen? Ja. Nun, dann setz' dich wieder. Oder leg' dich, hier; während du auf der Chaiselongue hingegossen liegst wie ein junger Tempelritter — du siehst heut so geistlich aus — sing' ich dir das eine Lied ... Magst du noch was hören, Reinhard? Ich hab' einen Wunsch an dich. Den hab' ich schon lange; du kamst aber gar nicht mehr. Möchte dir so gern noch einmal das Vorrei morir singen; aber nicht so wild, so kokett aufgeregt wie damals in Bozen, als es dir so wenig gefiel: nein, so wie ich es jetzt geübt habe, wenn ich an dich dachte und wenn ich mich wirklich so recht melancholisch fühlte; — denn glaub mir, das kommt oft genug. Magst du, Reinhard? Willst du?"

„O ja, ich bitte dich," sagte er herzlich, durch ihre schlichte Weichheit gerührt.

„Nun, dann leg dich hin!" — Sie ging zum Klavier; auf der Chaiselongue ausgestreckt konnte er sie über das Instrument hinweg sehn. Ihr Kopf wandte sich seitwärts, ehe sie die Tasten berührte; sie bekam nun den Blick, den Ausdruck wie auf jenem Bild, das sie für ihn gedacht, das sie ihm geschenkt hatte. Die Züge wurden allmählich schwermütiger; sie begann zu spielen. Nicht mit solcher Kunst und tiefen Empfindung wie Mathilde, aber mit leichter Hand begleitete sie sich und sang ihr so oft gesungenes Lied:

Ich möchte sterben in des Jahres Blüte,
Wenn lau die Luft ist und der Himmel heiter,
Wenn sich die Schwalben ihre Nester bauen,
Wenn sich die Erde schmückt mit neuen Blumen.
Ich möchte sterben, wenn die Sonne sinket,
Wenn auf der Wiese schon die Veilchen schlafen;
Die Seele kehrte gern zum Himmel wieder
Im holden Lenz und wenn der Tag verscheidet.

Doch wenn der Regen und die Winde wüten,
Wenn sich die Luft umnachtet dunkel, dunkel,
Wenn an den Zweigen nicht ein Blatt mehr haftet,
Dann würd' ich, ach! mich vor dem Sterben fürchten.
Ich möchte sterben, wenn die Sonne sinket,
Wenn auf der Wiese schon die Veilchen schlafen;
Die Seele kehrte gern zum Himmel wieder
Im holden Lenz und wenn der Tag verscheidet!

Sie sang es nicht deutsch, sondern italienisch, wie immer, die schöne Sprache trug sie, es war aber überhaupt, als schwebte ihr Gefühl empor. All ihre flackernde Unruhe, alle Weltlichkeit hatte sie verlassen; ein tiefer, schwermütiger Ernst verklärte die schönen Züge, als wohne nur Reines und Edles darin — oder als sei sie schon vor allem Unreinen in das Land geflüchtet, wo es keine Sünde mehr gibt. Ohne falsche Leidenschaft, nur mit einem leisen, vielleicht unbewußten Zittern sang sie bis zu Ende. Sie blieb darauf noch eine Weile sitzen, ohne sich zu rühren; dann kam sie geräuschlos zu ihm und sank neben der Chaiselongue auf die Kniee hin.

„War es besser, Reinhard?“ fragte sie, mit einem Blick wie ein Kind.

„Ich hab' dich nie so singen hören,“ antwortete er. „Aber ich bitt' dich, steh auf; was machst du —“

„O, wie freut mich das!“ unterbrach sie ihn. „Laß mich nur so liegen; es ist ja nicht theatralisch gemeint — nur eine andre Art zu sitzen, wie sie mir grade gefällt. Hab' ich's nicht schlecht gemacht? Ich wollte dir eben das Gute in mir beichten; etwas hab' ich doch auch ... Freilich, was ist eigentlich Gutes daran? Daß ich ganz gerne stürbe. Das ist vielleicht auch nur Feigheit vor dem Leben, und weiter nichts! Manchmal denk' ich, das Gedicht ist auf mich gemacht: bei Regen und Wind, im Dunkeln zu sterben, da graut mir; o nein! Nur ‚wenn lau die Luft ist‘ — ‚wenn die Veilchen schlafen‘ ... Siehst du schon wieder dorthin?“

„Wohin?“ fragte Reinhard.

„Wo ich an jenem Abend von dir Abschied nahm; vorhin standst du dort. Wenn ich's nun damals anders gemacht hätte — ach, was hätt' es genützt? Statt der goldenen Ute hättst du mich bekommen; statt dich so emporzuringen, wie du in der Verzweiflung gethan hast, hättst du dich in kleiner Tagelöhnerarbeit verbraucht, um uns zu ernähren. Und ich? Hätt' ich das ausgehalten? Manchmal, wenn ich daliege und mir vor mir selber bange wird, da denk' ich: viele von uns sind gar nicht zur Hausfrau geschaffen, sondern zur Hetäre; — o, du verstehst, wie ich's meine. An das Greuliche denk' ich nicht, davor graut dir nicht mehr als mir; aber es gibt so besondre Geschöpfe — immer, immer wieder — die sind flatterhaft, haben nicht viel

Herz, doch eine gewisse Poesie haben sie, das Leben zu vergolden, noch ein besondres Gewürz dran zu thun, Champagner dazu zu gießen; aber nicht für einen: treu sind sie nicht! Sie lieben auch nicht aus Liebe: aus Gutherzigkeit, Ehrgeiz, Eitelkeit, Romantik, Sünde — wie es eben kommt. Ach du mein blasser, ernster, edler Reinhard, so eine Frau durftest du nicht haben! Du mußt wie ein Adler in die Lüfte steigen, eine Adlerin neben dir; lache nicht, die Ule ist das, so klein und fein wie sie ist. Dich darf nichts beflecken; so von außen, mein' ich; denn in dir selber ist ja alles so blank, so rein — du mein Ideal. Wär' ich nun dein geworden und nicht immer gut geblieben und hätte dir Schande gebracht — in welchem Entsetzen, Reinhard, hätt' ich mir dann auf die Brust geschlagen und mir das Herz zerrissen: Diesem Mann hast du das gethan! Der die Treue selbst ist, der nur für Ehre lebt, der von Pflicht und Gewissen nicht lassen könnte um gar keinen Preis der Welt. Und den hätt' ich elend gemacht ... Reinhard! So ist's besser. Ich kann nun doch zu deinen Füßen liegen und dich still melancholisch verehren — vergöttern. Du mein Heiligenbild!"

„Was hast du in den Augen?" fragte sie verwundert. „Wahrhaftig, wirkliche Thränen ... Und wie schwer du atmest. Hätt' ich das alles doch nicht sagen sollen? Thut es dir doch zu weh, daß es zwischen uns so gekommen ist? — Du schüttelst den Kopf. Aber was wär' es dann? Warum stehst du auf?"

Er überwand sich endlich, zu antworten, obwohl ihm eine Bergeslast auf dem Herzen lag; „es ist nur eine Nervenschwäche," sagte er, auf die Augen deutend. Ich bin — — ich bin zum Sterben elend ... Aber erschrick nur nicht. Ich kann mich bewegen, siehst du, ich kann gehn — und ich will nach Haus. Laß mich fort! nach Haus!"

„Ja, ja, ja, natürlich," sagte sie geängstigt, durch den starken Ton seiner letzten Worte so erschreckt, daß sie zusammenfuhr. „Wie werd' ich dich halten, wenn du — — Ja, so sind die Nerven. Hast zu viel gearbeitet, ich sah es ja gleich, als du kamst. Ich werd' mich hinter Ule stecken, daß sie auf dich einwirkt; denn du mußt dich schonen. All diese idealen Menschen richten sich zu Grunde —"

Mit einer heftigen Bewegung hob er den Arm und schnitt

ihr das Wort ab; sie erschrak schon wieder. „Ich beschwöre dich," stieß er heraus, „sag' mir nichts mehr von —"

Er brach ab, die „idealen Menschen" brachte er nicht über die Lippen. „Nein, nein, nein," antwortete sie geschwind, mit ihrem gutmütigsten Lächeln. „Wie nervös er ist. Ich sag' gar nichts mehr. Ich lass' dich nach Hause fahren!" — Sie war unterdessen aufgestanden, sie ging zur Wand und drückte auf einen Knopf.

„O nein," sagte er abwehrend. „Wozu?"

„Weil es sich von selbst versteht. Der Wagen steht um diese Zeit immer angespannt im Hof; er fährt einfach vor. Sag mir nur noch ein Wort! Haben dir meine Reden nicht —? Hab' ich dir nicht weh gethan?"

Er heftete die großen, dunkelblauen Augen auf sie, daß es ihr durchs Herz ging; sie feuchteten sich wieder, aber die Zähne, die Lippen preßten sich zusammen. „Nein," sagte er dann, „du nicht . . . Ganz im Gegenteil. Ich dank' dir, Juliane. Du hast mir — — du hast mir — —"

Er konnte nicht mehr reden, oder wollte nicht. Plötzlich riß es ihn hin, daß er auf sie zu trat und ihr eine Hand auf die Schulter legte. Sie sank unwillkürlich in sich zusammen, so erstaunte sie. Er neigte sich vor und küßte sie auf die Stirn.

„Ich danke dir!" wiederholte er flüsternd.

Sie verstand nicht, warum er das that, aber es überlief sie vor Freude; mit einem gerührten Lächeln sah sie ihn an, das sich zum Weinen verzog. Vom Billardzimmer her trat der Diener ein, und sie faßte sich. „Den Wagen!" sagte sie laut. „Der Herr Doktor fährt nach Hause!"

„O, jetzt geh, jetzt geh," seufzte sie dann, während der Diener verschwand. „Ich schicke morgen: wie du geschlafen hast, wie du dich befindest. Besser, hoff' ich. — — Diesen Abend vergess' ich nie!"

„Ich auch nicht!" murmelte er; es schien ihn zu frösteln, aber seine Augen glühten. „Gute Nacht! Leb wohl!" — Er winkte noch mit der Hand und ging rasch hinaus.

III.

„Dreiviertel auf sechs!“ sagte Juliane — es war am Nachmittag des nächsten Tages — und blieb einen Augenblick vor der Wanduhr stehn. Sie ging wohl schon eine halbe Stunde in ihrem Boudoir auf und ab; nur eine blaßrötlich verhängte Lampe brannte, denn diese Dämmerung that ihr gut. Die Einsamkeit fing aber an, sie etwas zu bedrücken; sie hatte befohlen, niemand einzulassen, Adams war im Klub, an den er sich neuerdings gewöhnte. Auch lag ihr die Unentschlossenheit auf der bangen Seele, obgleich sie mit ihr spielte; sie wußte noch immer nicht: was wollte sie thun? Den Grafen empfangen? oder ausgehn, bevor er käme? oder ihn einfach abweisen lassen? Die drei Möglichkeiten waren noch immer da; sie ließ sie gleichsam durch die Bahn gehn und wettlaufen. Um sich Mut zu machen, oder eigentlich Uebermut, sang sie endlich leise, dann lauter vor sich hin; wie wohl Kinder im Dunkeln singen, um sich nicht zu fürchten. Sie sang nach einer Melodie aus der neuesten Operette ihren eigenen Text: „Der Herr ist noch nicht da, man kann sich noch entscheiden! Man kann sich noch entscheiden, der Herr ist noch nicht da!“

„Wer ist da?“ fragte sie nach einer Weile nervös, da sie klopfen hörte. Paulinens Stimme antwortete: „ich bin's!“ und sie rief: „herein!“ Pauline war im Hut und in einer langen, gefütterten Jacke, beschneit, die Hände im Muff, die Wangen rot vom raschen Gehn in der Winterluft. „Also kommen Sie endlich!“ sagte Juliane. „Haben Sie ihn gesehn? Wie geht's ihm?“

„Herr Doktor Dittmar läßt schön grüßen,“ antwortete das Mädchen, „und es werde schon wieder gut. Er hat nicht mehr im Bett gelegen wie heute morgen, als der Wilhelm da war; ich hab' ihn auf dem Sofa gesehn. Elend schaut er aus —“

„Also doch nicht gut!“

„Aber er sagt: ‚Recht gut.‘ Ausgehn will er aber heut noch nicht. Er ist so matt, sagt er. Aber sonst recht gut!“

„Hat er zum Doktor geschickt? Haben Sie ihn gefragt?“

„Ja freilich, ich hab' ihn gefragt; aber da hat er nur mit dem Kopf geschüttelt und so mit der Hand gemacht . . .“ Sie machte es ihm nach.

„Also nun hören Sie!“ sagte Juliane, die jetzt vor Unruhe Paulinens Jacke auf- und dann wieder zuknöpfte; „und geben Sie gut acht! Ich hab' den Wilhelm fortgeschickt, weil er nicht sehr gescheit ist und — und leicht mißversteht. Auch der Anton ist fort. Ich verlass' mich auf Sie, mein Kind. Bleiben Sie im Vorzimmer. Es wird ein Herr kommen, den Sie von früher her kennen; Graf Wildhagen — mein erster Mann. Er wird nach mir fragen. Sagen Sie ihm dann — —“

Sie ließ Paulinens Jacke los und ging wieder auf und ab.

Das Mädchen wartete einige Zeit; auf die „Launen“ und Seltsamkeiten ihrer Herrin war sie eingelernt. Ihr war aber dann als hörte sie klingeln; etwas beunruhigt fragte sie: „Um Vergebung, gnädige Frau! Was soll ich dann sagen?“

Juliane zuckte die Achseln. Sie warf wieder einen Blick auf die Uhr; zum Fortgehn ist es schon zu spät! dachte sie. Jetzt könnt' ich ihm schon an der Hausthür oder auf der Treppe begegnen; und was mach' ich dann? — Jetzt ist's aus mit der Freiheit; ich muß mich entscheiden ... „Pauline,“ sagte sie laut. „Was für ein Datum haben wir heute?“

„Den dreiundzwanzigsten Januar, gnädige Frau.“

„Den dreiundzwanzigsten Januar!“ — Juliane machte ein enttäuschtes Gesicht. Sie hatte sich entschlossen, den Grafen durch Pauline abweisen zu lassen, wenn es ein ungrader Tag wäre, und bei einer graden Zahl ihn zu empfangen. Jetzt fühlte sie erst ganz deutlich: zum Abweisen verging ihr der Mut! — Ich wußt' es ja: ich bin feig ... Ich werd' ihn doch annehmen und mich furchtbar stark machen und ihm eine Vernunftpredigt halten, so daß er nicht wiederkommt; im Angesicht der Palmen von damals werde ich ihm klar machen — —

Sie war mit sich einig. „Also was Sie ihm dann sagen sollen?“ fragte sie zurück. „Daß ich ihn ersuchen lasse, ein paar Augenblicke auf mich zu warten. Sie führen ihn in den Wintergarten, und kommen dann herauf und sagen es mir. — Aber was ist das? Wer spricht denn da draußen?“

Pauline horchte an der Thür zum Vorzimmer. „Der Herr von Tettau,“ sagte sie leise.

Ein Schreck oder ein starkes Mißvergnügen lief über Julianens nervös gereiztes Gesicht. „Wie ist denn das möglich?“ fragte sie, ihre Hände zusammenballend. „Wer hat ihm denn geöffnet?“

„Ach, verzeihen Sie: das wird der Nikodemus gethan haben; der hat gewiß nicht gewußt —"

„Ist denn der wieder hier?" fragte Juliane, zum erstenmal hart gegen das Mädchen. „Mir scheint, der wohnt schon bei uns! Wir ernähren ihn wenigstens, scheint mir; denn er hat ja gar keinen Beruf, wie ich höre, er treibt sich nur so herum. Hängen Sie denn so sehr an dem Menschen? Der Mensch ist mir unheimlich —"

Sie sprach nicht weiter, denn es ward geklopft. Während sie noch zögerte, Herein zu sagen, ging die Thür schon auf und Tettau erschien. Er war ein erschreckendes Bild des Elends, nicht nur magerer, farbloser, mit schlaffer und verwelkter Haut, sondern auch so verstörten Ausdrucks, daß man hätte denken können, er sei nicht bei Sinnen. Doch machte er eine elegante Verbeugung wie immer, grüßte mit der starkgeaderten Hand und sagte: „Sie entschuldigen. Sie riefen doch schon ‚Herein'?"

„Ich wüßte nicht," sagte Juliane kurzab. „Gehn Sie, Pauline. Sie wissen also —!"

Das Mädchen nickte und ging.

Juliane schloß auf einige Augenblicke die Augen, als solle sie jetzt einen Abhang hinunterfahren, oder ins Wasser springen, oder sonst etwas erleben, vor dem einem gelinde graut. „Was wollen Sie, Tettau?" fragte sie dann. „Ich wollte eigentlich allein sein, muß ich Ihnen sagen. Machen Sie mir jetzt, bitte, keine Scene, ich vertrage nichts, mir ist gar nicht gut. Am besten, wenn Sie wieder gehn!"

„O, ich werde gehn," erwiderte Tettau; „seien Sie unbesorgt. Ich falle niemand zur Last! Nur eine Frage wollte ich mir erlauben — weiter nichts, weiter nichts. Und dir einmal sagen —"

Sie zuckte und trat auf ihn zu, so daß er verstummte. „Sie werden ganz leise sprechen, hören Sie wohl: Pauline ist im Vorzimmer. Und Sie werden auch nicht Du zu mir sagen —"

Er verneigte sich, die Hände resigniert von sich streckend: „Ganz wie Sie befehlen! — Ich darf mir aber doch wohl erlauben, Ihnen zu bemerken: ich habe sehr viel ertragen — sehr viel — und ich bin zu Ende. Ich habe diesen Jenner ertragen — ich hab' Ihnen alles geglaubt, was Sie mir darüber sagten —"

„Sie haben es geglaubt?“ fiel sie ihm ins Wort. „Nichts haben Sie geglaubt!“

„Ich berichtige mich: ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu glauben; mehr kann man vom Menschen nicht verlangen, das ist Ihnen ja bekannt. Jenner besucht Sie auffallend oft; das ist Anhänglichkeit, sagen Sie, Freundschaft, Sie lieben es, mit so geistreichen Menschen zu verkehren, Sie wünschen sich darin nicht stören zu lassen; — ich bescheide mich. Wer wär' ich denn auch, ich, der unbedeutende Tettau, Sie darin zu stören! — Sie fahren auffallend oft hinaus; das ist wegen der Baronin Rohrbach, sagen Sie, die da jetzt als Samariterin oder Heilgehilfin wirkt; Sie lieben diese Dame; — ich finde das rührend, natürlich, und bescheide mich. Jenner besucht Sie aber auch in Stunden, wo Sie sonst niemand empfangen; da kommt er als Arzt, sagen Sie, weil Sie leidend sind. Ein so vielbeschäftigter Arzt muß kommen können, wann es ihm paßt ... Ich bescheide mich. Ich füge mich in alles. Was verlangen Sie denn noch mehr? Ein so resignierter Mensch —“

„Ich verlange gar nicht mehr,“ nahm sie nun das Wort; „aber ich begreife dann auch nicht, was Sie weiter wollen. Statt so viel zu reden, worauf Sie wieder husten müssen, brauchten Sie ja nur zu sagen: ‚ich bescheide mich!‘ — Wenn Sie nicht vor thörichter Eifersucht etwas närrisch wären, so würden Sie jetzt zu Hause sitzen, bei Ihrem warmen Ofen, statt in dieser Kälte herumzulaufen, und würden mit Dankbarkeit an eine gute Frau denken, die Ihr ödes Leben verschönert hat; leider hat sie Sie nicht gesund machen können, dazu sind Sie zu unvernünftig. Wenn Sie sich und mich noch ein wenig lieb haben, so fahren Sie jetzt nach Hause, an besagten Ofen, und quälen diese gute Frau nicht, die auch ihre Sorgen hat, aber sie klagt und hustet sie Ihnen nicht ins Gesicht!“

Die schlanke Gestalt Tettaus krümmte sich, wie von ihren Worten wehrlos getroffen. „Entschuldigen Sie,“ sagte er mit flüchtigem Erröten: „es ist eine sehr unästhetische Sache, das Husten; ich hasse mich selber darum; hätte mir's abgewöhnen sollen — hoffte auch, hoffte auch — leider hab' ich's nur nicht gekonnt! Ich wär' auch ein sehr erbärmlicher Mensch, wenn ich Ihnen nicht dankbar wäre ... ‚Thörichte Eifersucht!‘ sagen Sie. Das ist leicht gesagt. Ich habe vielleicht gar kein Recht zur

Eifersucht, ob thöricht oder nicht; aber wenn man so ein Leben führt, wie ich! Juliane! so ein Leben! Sie schlafen den Schlaf des Gerechten, wie Sie sagen; das kann ich von mir nicht behaupten; ich verhuste und verkrächze oft so 'ne ganze Nacht. Da kommen dann all diese verfluchten Phantasien und Sorgen und Gedanken — und man martert sich ab — man verwünscht sein Leben — man wär' wunderbar gerne tot. Nun, das wird ja kommen ... Aber so lange man noch lebt, krümmt sich doch der Wurm. Ich hab' nie etwas auf der Welt so geliebt wie Sie; ich verdank' Ihnen die größte Seligkeit und das größte Elend; jetzt ist das Elend in der größten Blüte ... Juliane! ich halt's nicht aus!"

„Was halten Sie nicht aus?" fragte sie und legte eine Hand auf die seine; die war aber so sonderbar kalt und knochig, daß sie ihre Finger zurückzog. „Seien Sie doch nur vernünftig, Tettau! Sie machen sich ja krank. Ich hab' ja so viel Mitleid mit Ihnen; mich rührt Ihre Anhänglichkeit so sehr, ich kann's Ihnen nicht sagen; aber Sie haben auch ein Talent, mich zu quälen ... Was für ‚Phantasien' verfolgen Sie denn jetzt? Warum brechen Sie so herein?"

„Der Graf!" stieß er hervor. „Machen Sie doch nicht dieses unschuldige, staunende Gesicht; diesmal weiß ich alles. Der Herr Graf wissen mit ihrem hochgeborenen Leben nichts Rechtes anzufangen, der Herr Graf langweilen sich bereits beim Jeu, sie werfen sich jetzt auf ein andres Spiel, das die faden Nerven noch besser prickelt: ein Verhältnis mit der eigenen Frau! Es wurmt wohl auch den schönen Herrn, daß er nicht mehr die schönste Liebste in Berlin hat —"

„Tettau! Wie kommen Sie auf das alles? Was fällt Ihnen ein?"

„Sie wundern sich, daß ich das weiß? Wenn Sie die Eifersucht kennten — aber davon ahnen Sie nichts — so würden Sie sich nicht wundern. Was man nicht erfährt, das ahnt man, das fühlt man, das errät man! — Sie wechseln Briefe mit ihm; fragen Sie nicht, woher ich das weiß. Er hat Sie im Tiergarten gesprochen; man hat Sie beide gesehn. Er macht diese Gegend unsicher; vorgestern, bei der großen Querallee, diesseits vom Luisendenkmal, da hab' ich ihn selbst entdeckt. Erlauben Sie, das ist noch nicht das Letzte: jetzt, jetzt — verstehn

Sie: jetzt — jetzt geht er da drüben an den Bäumen auf und ab, den Kragen seines Ueberziehers hoch hinaufgeschlagen; ich hab ihn aber doch erkannt. Ich beschwöre Sie, Juliane, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung! Ich bin nur noch ein Haufen Elend. Sagen Sie mir die Wahrheit! Und wenn Sie mich auch damit totschlagen, in Gottes Namen, nur zu!"

„Still!" flüsterte Juliane und blickte nach der Thür. Es regte sich dort eine Art von Klopfen; dann trat Pauline langsam herein. Das Mädchen wußte offenbar nicht, was sie thun sollte; sie nahm zuerst eine Haltung an, wie wenn sie Befehle erwarte; da Juliane schwieg, so suchte sie durch eine Bewegung der Augen nach unten anzudeuten, daß der Graf gekommen und im Wintergarten sei. Auf einmal sagte Juliane entschlossen: „Sprechen Sie, Pauline. Der Herr Graf ist da?"

Das Mädchen, durch diese laute Frage überrascht, nickte mit einer leichten Verneigung.

„Sie haben ihn in den Wintergarten geführt?"

„Zu Befehl, gnädige Frau."

„Warten Sie jetzt draußen!"

Juliane deutete auf das Vorzimmer; Pauline ging hinaus und schloß die Thür. Mit gedämpfter Stimme, dicht vor Tettau hintretend, sagte Juliane: „Ich will Sie jetzt nicht fragen, wen von den Dienstboten Sie bestochen haben, um das vom Briefwechsel herauszubringen; vielleicht ist auch da der ‚Anhang' dieser Person, der Nikodemus, im Spiel! Ich will Ihnen vorläufig nur beweisen, daß Sie furchtbar irren. Setzen Sie sich, Sie sind ja ein Jammerbild, Sie können ja kaum mehr stehn; und warten Sie eine Minute, ganz ruhig!"

Sie ging an ihren kleinen Schreibtisch; ihr Herz schlug zwar stark, vor Aufregung, aber Tettaus Gegenwart gab ihr den Mut, der ihr vorhin gefehlt hatte. Mit ihren hurtigen Fingern warf sie einige Zeilen auf ein kleines Briefblatt; dann stand sie damit auf und trat zu ihm hin.

„Lesen Sie das," sagte sie. „Es ist an den Grafen, der da unten im Wintergarten wartet. Lesen Sie es laut, — das heißt natürlich nicht laut; ich will selber hören, wie's klingt!"

Tettau räusperte sich, dann las er:

„Ich hatte die Absicht, einige Worte an Sie zu richten, um Sie von jeder Illusion zu befreien; aber ich finde jetzt, daß es

schicklicher ist, Ihnen einfach auf diesem Wege mein Haus zu verbieten. Ich wünsche Sie nicht mehr zu sehn. Juliane."

„Nun? Verstehn Sie das?" fragte sie. „Oder ist Ihre Eifersucht so scharfsinnig, daß sie hinter diesem Billet doch noch ein grauenhaftes Geheimnis wittert?"

Er lächelte wie ein liebenswürdiges, überführtes und gescholtenes Kind, und krümmte seinen Rücken, wie wenn er Schläge verdiene. „Ist das Billet so gut?" fragte sie.

Er antwortete nur durch eine Gebärde: Und wie!

„Nun, dann kommen Sie, aber rasch; ich will mit Ihnen fort! Mein Wagen stand vor der Thür, nicht wahr?" — Tettau nickte. — „Ich fahr' mit Ihnen zu meiner Schwester; bleiben thu' ich hier nicht, der Graf ist mir zu unheimlich . . . Ich schreib' noch ein Wort dazu!"

Sie schwebte wieder zum Schreibtisch, setzte sich und schrieb als Postskriptum: „Wenn Sie diese Zeilen lesen, bin ich nicht mehr zu Hause. Adieu!"

Dann ging sie zur Thür, öffnete und rief: „Pauline!" Das Mädchen, das wartend auf einem Stuhl saß, kam geschwind heran. „Wir gehn fort," sagte Juliane, das Billet verklebend. „Sie begleiten uns bis zum Wagen. Wenn wir abgefahren sind, bringen Sie dem Grafen dieses Briefchen in den Wintergarten. In einer halben Stunde, oder etwas später, komme ich zurück".

„Tettau!" rief sie dann und warf einen weichen, gutherzigen Blick auf den Armen, der seine verlebte Gestalt höher aufgerichtet, dessen Gesicht sich verklärt hatte; er band sich schon sein Tuch um den Hals. „Machen Sie hurtig! Zur Ule!"

IV.

Graf Erwin ging in der grünen, angenehm duftenden Halle langsam auf und ab, stand dann wieder still; es schien ihm, er warte schon lange. In einer so scharfen Erregung wie diesen Abend hatte er sich lange nicht gefühlt; sie ging eigentlich über das hinaus, was er liebte, und weit über das, was er als Frauenheld gewohnt war; denn sein Herz schlug bedenklich lebhaft, ihm war sogar etwas bange zu Mut. Und warum denn bange? Hoffte er nicht entschieden auf einen, wenn auch vielleicht schweren

Sieg? Hatte sie ihn nicht hierher führen lassen, statt ihn abzuweisen? Wußte er nicht, daß Adams um diese Stunde fast nie mehr zu Hause war? Lag nicht um ihn her alles in tiefer Stille, wie für so ein Abenteuer gemacht? — Nur die Helligkeit des Wintergartens stimmte nicht dazu; überall leuchteten Gasflammen oder dicke Kerzen. Eine Weile duldete er das noch; dann faßte er sich ein Herz und löschte sie, eine nach der andern, bis auf eine einzige Flamme, die ungefähr in der Mitte brannte. Sie bemerkt es nicht! dachte er; wenn sie mit etwas stark beschäftigt war, sah sie dergleichen nie! — Wie gern hätte er auch die letzte gelöscht ... Er zitterte fast vor Ungeduld; er stellte sich Julianens wunderbare Gestalt vor Augen, die er so gut kannte, ihr geistreiches, übermütig zärtliches Gesicht, ihr geheimnisvolles Lächeln, das er eigentlich nie verstanden, nur immer hinweggeküßt hatte. Ihm war wieder zu Mut wie am Hochzeitsabend; die Zeit dazwischen war weg. Er sehnte sich wie Adam nach dem verlorenen Paradies — oder nach der verbotenen Frucht vom Baume der Erkenntnis. Sie wird kommen! dachte er, auf einmal selber über sein Glück erstaunt. Alle andern Abenteuer bringen auch die andern zuwege — so eines nicht! Durch diese Thür wird sie kommen, meine ehemalige Juliane, vielleicht wieder meine Juliane — aber ganz, ganz anders. Ich werd' sie sehn, mit ihr sprechen — und vielleicht, vielleicht — —

Zarte Schritte kamen, ein weibliches Gewand rauschte leise; er glättete sein Haar und richtete sich höher auf. „Pauline!" sagte er dann enttäuscht, als das Mädchen eintrat. „Warum kommen Sie und noch nicht — die gnädige Frau? Was haben Sie da in der Hand?"

„Sie hat Ihnen geschrieben," sagte Pauline zaghaft; auch sie fürchtete sich ein wenig vor dem großen Mann, ihrem früheren Herrn, und seinem kalten Blick. „Bitte, Herr Graf, lesen Sie!"

Erwin riß das Billet auf und las. Er war bald am Ende; er starrte aber hin, als hätte er schlecht gesehn. Seine noch immer blühende Farbe war erloschen; er biß sich die Lippe wund. Er las dann noch einmal. „Was soll das?" stieß er endlich heraus.

„Ich weiß nicht," flüsterte sie. „Der Herr Graf wissen ja selbst."

„Pauline! Wo ist Frau Adams?"

„Fortgegangen. Fort."

„Mit wem?"

„Mit wem, Herr Graf? Ganz allein. Im Wagen —"

„Warum ist sie fort?"

„Mein Gott, wie soll ich das wissen," entgegnete Pauline, die allmählich beherzter ward, da sie den „Herrn" so ganz außer Fassung sah. „Die gnädige Frau hat auf einmal — — der Herr Graf wissen ja, wie sie ist. ‚Pauline,' hat sie zu mir gesagt, ‚bringen Sie dem Grafen das; ich fahr' aus, zur Schwester!'"

„Weiter hat sie dir nichts gesagt?"

„Nein. Nicht ein Wort."

„Ich trau' dir nicht, kleine Hexe!" sagte Erwin, das klug treuherzige, weiche Gesicht, die runden, noch von der Luft geröteten Wangen scharf ins Auge fassend. „Sieh mich fest an; — so. Du wolltest bei deiner gnädigen Frau für mich — — Das hättest du auch gethan? Davon merk' ich nichts. Mir scheint, du nimmst mein Geld und inkommodierst deine Zunge nicht! Aeußerlich thust du gefälliger, aber du thust nur so —"

„Aber nein, Herr Graf! Aber was soll ich denn machen —"

„Ach, roll' nur die hübschen Augen nicht so; denen trau' ich doch nicht. Die haben damals ebenso Komödie gespielt, als ich noch deine ‚Herrschaft' war: allerlei versprochen, aber nichts gehalten —"

„Aber Herr Graf! Herr Graf! Das war doch was andres. Da hab' ich mich für meine Tugend gewehrt —"

„Ach was, deine Tugend," sagte er mit einem ungläubigen Lächeln. „Für die geb' ich nicht viel — bei so einem Schelmengesicht. Mit den kecken Tiroler Augen und den brennroten Lippen ... Du hast damals mit mir Blindekuh gespielt, kecks Mädel du; das vergess' ich dir nicht! Am Ende machst du's mit mir heute ebenso —"

„Aber nein! Aber nein!" rief sie aus, beide Arme hebend.

„Aber nein! Aber nein!" spottete er ihr nach. „Wie dramatisch du das machst; — wie gut der kleinen Hexe das steht. Aber ganz ähnlich war's an jenem Abend — wenn du dich erinnerst — wo du scheinbar so weich wurdest und meine Vorwürfe auch so dramatisch ablehntest und mir beteuertest —"

„Ich meint' es auch wirklich so!" unterbrach sie ihn. „An

dem Abend, ja! Nachher bin ich erschrocken, als ich bei dem Geräusch nebenan davongerannt und auf meinem Zimmer allein war; und hab' mich vor mir selber gefordchten und mir gelobt, ich will brav bleiben; — und ich hab's gehalten!"

„Ei, wie tugendhaft! Hast du's wirklich gehalten? Ich meine, nicht bloß gegen mich? — Aha! Sie wird rot! — Du wirst nicht rot? O ja. Das kannst du nicht ableugnen, Hexe. Warum auch; es steht dir gut! Was das Mädchen für Farben hat; wie der schönste Apfel. Das können all unsre Damen nicht; selbst mit dem Pinsel nicht. Und dazu die braunen Lichter; wirkliche Rehaugen sind's. Pauline!"

„Herr Graf? — Ach, ich bitte, gehn Sie fort. Wenn nun jemand kommt —"

„Nein," sagte er, „so geh' ich nicht fort. So bin ich noch nie — —! — Mit diesem Zettel in der Hand abziehn — daß du dann hinter mir herlachst, du Kobold; — ja, das willst du thun. Ich seh' dir's ja an, es spritzt dir aus den Augen. Oder spritzt da heut was andres heraus? Bist du mir endlich gut? — Schick mich nicht so fort, Pauline. Halt' mir heute, hörst du, was du mir damals versprochen hast — — nein, ich weiß wohl, mit Worten nicht; aber mit den Augen. Damals guckte da dein Herz heraus, einen Augenblick . . . Laß mich sehn, ob es wieder da ist. Laß mich einmal tief hineinsehn —"

„Nein," sagte sie und wich ihm aus, mit einem bangen Blick nach der Thür. „Sie brauchen nicht hineinzuschauen — da ist nichts zu sehn. Bitte, Herr Graf, gehn Sie fort!"

„Wie werd' ich!" sagte er lächelnd. „Du wirst endlich weich, scheint mir; willst es nur nicht zeigen. Wenn ich dirs' von den Lippen frage —"

Er umfaßte sie und zog ihren lockigen Kopf an seine Brust. Im nächsten Augenblick sah er links einen Schatten, etwas Dunkles, das sich rasch bewegte, und fühlte einen schmerzhaften Stoß in dem linken Arm, der das Mädchen hielt. Er ließ sie unwillkürlich los; „Nikodemus!" rief sie, den Kopf wendend, aus. Nun sah auch Erwin das wilde, verzerrte Gesicht des Burschen, — ihm nicht unbekannt: er hatte es schon neulich vor diesem Hause, vorhin im Thorweg gesehn. Ein breites, im Griff festes Messer blitzte in Nikodemus' Hand. Es lief auch schon das Blut aus des Grafen Aermel, über das Gelenk und

die Finger. „Wer ist die Kanaille?“ rief er und griff nach dem Burschen.

Paulinen entfuhr ein Schrei; wie in Todesangst rannte sie davon und lief aus der Thür, sie im Laufen zurückwerfend. Nikodemus trat einige Schritte hinter sich, das Messer auf den Grafen gerichtet, und stieß einen grimmigen, fast tierischen Ton aus, der diesem wider Willen durchs Mark ging. „Ich bin keine Kanaille,“ sagte er dann, hochrot im Gesicht; „Sie mögen eine sein. Pfui Teufel! So 'n großer Herr, der will alles haben: z'erscht fliegen sie auf'n roten Klee, nachher bleiben sie auf'm Saubleaml hocken —“

„Saubleml! Saubleml!“ wiederholte der Graf, der ihn nicht verstand. „Was gehst du auf mich los wie ein toller Hund? Was hast du hier zu schaffen? Was willst du?“

„Leiden will ich's halt nicht, daß Sie sich an der Pauline vergreifen; ein toller Hund bin ich nicht. Sie haben ihr schon früher nachgestellt, der Pauline —“

„Das weißt du auch —“

„O, und ich weiß auch noch mehr! Zu was nennen Sie mich du; ich bin auch ein Mensch. Was sind Sie? Ein Spieler; das bin ich auch, so gut wie Sie. Wenn ich auch nicht in einer Nacht hunderttausend Mark verlier' — das gibt's bei mir nicht —“

„Wirf dein Messer fort!“ rief der Graf mit gedämpfter Stimme; es ward ihm plötzlich dunkel vor den Augen, er sah, wie es um ihn stand. Alle Teufel, dachte er, wie hab' ich mich hier verstrickt ... Wie komm' ich hinaus? Lärm machen darf ich nicht ... Sich in seiner ganzen Herrenstatur aufrichtend, wiederholte er: „Wirf dein Messer fort! Oder geh mir weit aus dem Weg!“

„Ich geh' nicht aus'm Weg,“ sagte der Bursche trotzig; „kommandieren lass' ich mich nicht. Mädelnachsteiger du! — Wenn ich's Messer hinwerf', so jagst du mir's in die Gedirm' —“

„Wirf dein Messer fort!“ sagte der Graf noch einmal, langsam näher tretend. Der feste Kommandoton fuhr dem Burschen doch in die Brust; die harten Herrenaugen, die kalt blitzenden, bohrten sich ihm bis ins Herz. Er schüttelte den Kopf, hielt das Messer fest; aber einen Augenblick verging ihm das Gesicht. Auf einmal fühlte er sich an beiden Armen gepackt; zwei eiserne Schrauben preßten sich um seine Gelenke zusammen. Er sah die

breite Brust in dem schneeweißen Hemd, den blonden Kinnbart ganz hart vor sich; der warme Atem des Grafen ging ihm gegen die Stirn. Ihm war, als könnt' er sich nicht mehr rühren. Nur ein verzweifeltes Grunsen brach ihm aus der Kehle.

„Laß das Messer fallen!" sagte die verhaßte, klare, kalte Stimme. Nikodemus' Finger lockerten sich. Aber eine dumpfe Furcht krampfte sie wieder zusammen. Die Wehrlosigkeit marterte ihn; Thränen der Wut füllten seine Augen; seine Zähne knirschten. Plötzlich fiel ihm die Gasflamme ins Auge, die einzige, ganz in seiner Nähe. Die lösch' ich aus! dachte er. Seinen linken Arm mit aller Kraft emporziehend, den Kopf niederbeugend, biß er dem Grafen so ingrimmig in die rechte Hand, daß diese zuckte und losließ. Dann zog er sich, so weit er konnte, nach links, schlug mit der befreiten Hand auf die heiße Flamme; aber erst sein Atem, aus voller Brust hervorgestoßen, blies sie aus. Plötzlich war es Nacht.

Erwin, einen Augenblick verwirrt, hilflos, trat zurück; er hielt auch den andern Arm des Burschen nicht mehr, er griff nur in die leere Luft. Eine schneidige Schärfe drang ihm tief in den Leib; er ächzte vor Schmerz. „Jetzt hascht du dein Teil!" hörte er die tiefe, rauhe Stimme sagen. Ein entsetzliches Gefühl, von irgendwoher heraufkommend, sagte ihm: ja, ja, er hat recht . . .

Er kommt aber nicht hinaus! dachte er. Auf ein Geräusch horchend, dann sich wie mit dem ganzen Körper darauf werfend, griff er mit der einen Hand vorbei, so heftig, daß er fast hinstürzte, mit der andern faßte er Nikodemus' buschiges Haar. Er zerrte ihn heran; das Messer traf ihn noch einmal; er fühlte aber in der glühenden, flammenden Erregung keine Schmerzen mehr. Mit eisernen Muskeln hielt er des Burschen Hand, entriß ihr das Heft; mit den Fingern der Linken fuhr er einen Augenblick tastend über Nikodemus' keuchende Brust. Dann stieß er hinein. Er konnte nicht besser treffen; dem andern entfuhr nur noch ein kurzer Laut, darauf fiel er schwer und verstummt auf den Boden hin.

Auch dem Grafen verging die Kraft; brennende Schmerzen, nun wiederkehrend, leuchteten gleichsam durch die Nacht seiner Sinne auf. Wär' es erst vorbei! dachte er, wuchtig niedersinkend. Er fiel gegen ein kleinblättriges Bäumchen, es brach unter seiner

Last; Zweige mit weichen, schwachduftenden Blüten beugten sich über sein Gesicht. Sie streiften seine Wangen, kitzelten seine Stirn. Plötzlich ward ihm bewußt, wo er war, er hatte es vergessen: im Wintergarten Julianens, auf die er hier gewartet, die er wieder zu umarmen gehofft hatte. Jetzt lagen hier zwei, er und dieser stumme Bursch, im Messerkampf gefallen ... Um wen? Er konnte auf ihren Namen nicht kommen; auch ihr Bild entschwand ihm. Unter einem Azaleenbaum — er, Graf Erwin Wildhagen; sein erster Ahn fiel im Kreuzzug, vor Jerusalem ... Sterben! Wie denn schon sterben? Wie kann es denn schon aus sein? dachte er. Ich hab' ja noch nicht gelebt! Ich wollte ja noch — — Wie kann es denn schon aus sein — —

Es war aus. Er hob noch einmal die Brust, das fühlt' er; dann empfand er nichts mehr. Der da noch röchelte, war schon ein toter Mann. Dann röchelte er auch nicht mehr.

V.

Juliane kam nach Hause; sie hatte Ulrike nicht gesehn, die mit Kopfschmerzen im Bette lag, sie hatte den offenbar fiebernden Tettau in ihrem Wagen bis an sein Haus gebracht, nun kehrte sie allein zurück. Wilhelm, der erste Diener, öffnete ihr, er war heimgekommen. „Wo ist Pauline?" fragte sie.

Wilhelm wußte nichts; das Mädchen hatte sich noch nicht gezeigt. Er wollte sie in ihrem Zimmer suchen ... „Lassen Sie nur," sagte Juliane; „ich brauche sie jetzt nicht. Ich gehe noch nicht hinauf, sondern gleich in den Wintergarten; kommt mein Mann nach Hause, oder kommt sonst etwas, so melden Sie mir's dorthin!" — In Mantel und Hut, wie sie war, ging sie durch die Säle; es reizte sie, ihre wiedergewonnene Freiheit sogleich zu genießen, in ebendemselben Raum zu träumen und zu singen, in dem sie diesen „wahnsinnig dreisten" Erwin so tief gedemütigt hatte. Wo er jetzt wohl über seiner unbegreiflichen Niederlage brütet? dachte sie, als sie durch den Konzertsaal kam. Beim Spiel in seinem Klub? Oder bei irgend einem Schätzchen, das ihn trösten muß? — Ja, ja, der schöne Herr versteht wie ein Sultan zu lieben. Hat er denn auch je in vollem Ernst anders geliebt?

Sie warf schon im Billardzimmer Hut und Mantel ab, denn es ward ihr warm; darauf öffnete sie die Thür, die in den Wintergarten führte. Das versteh' ich nicht! murmelte sie; stockdunkel. Pauline wußte doch, daß ich bald nach Hause komme; und von Auslöschen hatt' ich doch nicht ein Wort gesagt! — Sie zögerte einen Augenblick; dann langweilte es sie, nach der Dienerschaft zu klingeln und auf die zu warten. Sie dachte an das Feuerzeug auf dem kleinen Rauchtisch: ich geh' hin und zünd' selber an! — Auf dem wohlbekannten Sandweg, der wenig gewunden bis zur Chaiselongue führte, schritt sie langsam vorwärts. Sie blieb dann aber stehn, irgendwas hielt sie auf. Sie tastete mit dem Fuß. Da lag etwas im Weg, scheinbar langgestreckt.

Das ist komisch, ging ihr durch den Kopf: wie man schreckhaft ist! Ohne weiteres denk' ich, was da liegt, ist ein Mensch; und es rieselt mir über die Haut — und wahrhaftig, einige Haare sträuben sich ordentlich empor. Ich lebe aber auch nicht vernünftig; daher diese Nerven! — Sie wollte noch einmal tasten; ihr versagte aber der Mut. Wie sie auch über ihre Dummheit zu lächeln suchte, das Dunkel wirkte auf sie. Es war ihr doch „schauerlich". Sie wandte sich und ging langsam zurück. Im Billardzimmer zündete sie eine Kerze an; holte recht tief Atem, und fing an, ein Liedchen zu singen, das sie schon diesen Nachmittag auf dem Wintergartenklavier für sich zurechtgelegt hatte. So trat sie wieder ein; ihr war frei und fröhlich ums Herz.

In einem versteinernden Grauen blieb sie nach zehn Schritten stehn. Von allen Gespenstermärchen ihrer Kindheit hatte keines sie so entsetzt, wie das vom „Gespensterschiff": ungesteuert fährt das Schiff vorbei, auf dem Deck liegt die ganze Mannschaft tot, einer durch den andern erstochen, mit offenen, verglasten Augen; einer steht, als Leiche, am Mast. Zuweilen nachts, durch irgend etwas geweckt, hatte sie sich vor diesem Bild wie vor etwas grauenhaft Wirklichem gefürchtet; in entsetzlichen Träumen, aus denen sie dann auffuhr, hatte sie es geträumt. War sie nun toll geworden? In ihrem Wintergarten lagen sie wie auf jenem Schiff. Die gläsernen Augen des Nikodemus stierten blicklos zum Glasdach hinauf; wer lag aber dort, von Azaleenblüten halb zugedeckt, überströmt von Blut, den Kopf durch einen eisernen Sessel gehalten und halb aufgerichtet? Seine blauen Augen — furchtbar groß, wie es ihr schien — sahen auf sie. Es war,

als wachten sie noch; als fragten sie, etwas kälter als sonst: läßt du mich hier sterben? Wenn du auch kein Herz für mich hast — bin ich nicht ein Mensch? Ich thu' nur so, als wär' ich tot. Komm und rühr mich an. Sei nicht so feig. Du warst doch meine Frau; komm, gib mir die Hand. Richte mich auf, dann kann ich wieder leben . . .

Ich werde wahnsinnig! dachte sie. Lebt er noch, oder nicht? — — „Erwin!" rief sie aus. Vor ihrer eigenen Stimme fuhr sie zusammen; sie klang so gräßlich schrill. Der Mann unter dem Azaleenstrauch rührte sich nicht; er schien aber jetzt zu lächeln . . . Zwischen ihm und dem andern floß noch etwas Blut; andres stand geronnen still. Jetzt stand auch in ihr etwas still; das Herz oder was? sie konnte es nicht fassen. Nur nicht auf diesen Nikodemus fallen! war ihr letztes Denken; dann, mit einem entsetzlichen Gefühl des Vergehens, schlug sie auf die Erde hin.

VI.

Am folgenden Tag, gegen vier Uhr, kehrte die arme Ulrike von Adams' Haus in ihre Wohnung in der Königin Augusta-Straße zurück. Sie, die sonst so Leichtfüßige, Flinke, stieg die etwas steilen Treppen mühsam wie eine Kranke hinan; die Kniee waren eine Last, sie schienen so lebensmüde zu sein, wie ihr verwüsteter Kopf. Als Johanna, die alte Dienerin, ihr öffnete, staunte diese gute Seele über das „Ulrikchen", dessen Selbstbeherrschung sie seit so viel Jahren als etwas Selbstverständliches kannte, an das sie ebenso gewöhnt war, wie an ihren täglichen Dienst. Jetzt war das liebe Gesicht wie von Gott verlassen, das Leben darin wie ausgelöscht; sie hielt sich an der Thür, eh' sie weiterging. „Johanna!" sagte sie nur. „Ach mein Gott, Johanna!"

„Ja, ja, ja," sagte die Alte, der nichts andres einfiel. „Das sind solche Zeiten . . . Holen Sie nur erst Luft, Ulrikchen, dann kommen Sie wieder zu sich. Die Frau Mama ist noch drüben?"

„Beim Herrn Adams," erwiderte Ulrike und nickte, sich allmählich fassend. „Meine Schwester, die sitzt so da; sie rührt sich nicht . . . Ist etwas gekommen?"

„O ja," sagte die alte Johanna, mit einem Blick nach dem „Salon". „Nämlich ein Herr ist gekommen, er wollte nicht wieder fortgehn, er wollte auf Sie warten; vielleicht kann ich ihr irgendwie beistehn, sagt er. Deswegen bin ich hier, sagt er. Braucht sie mich nicht, dann geh' ich wieder! — Sie kennen ja auch den Herrn recht gut —"

„Wer ist's?" fragte Ulrike.

„Der Herr Doktor Olearius; da ist seine Karte. Zuletzt war er vor drei Monaten hier."

Ulrike sann einige Augenblicke; auf ihre blassen Wangen kam die erste Röte. Nach einem leisen, gehauchten Seufzer sagte sie entschlossen: „Ja, ich will ihn sehn. Mir ist auch schon wieder gut; ich hab' wieder Luft. Er ist im Salon?"

Johanna nickte, und seufzte nun auch, als hätt' es sie angesteckt. Der guten Alten eine Hand auf die Schulter legend, ihr zulächelnd, ging Ulrike an ihr vorbei und öffnete die Thür gegenüber. Am linken Fenster des kleinen Salons, nahe bei dem Vorhang, der ihn von ihrem Wohnzimmer trennte, saß Olearius, die Hände auf den Knieen, in seine Gedanken versunken. Er sprang auf, als sie eintrat, und ging ihr entgegen; sie kam aber schon auf ihn zu und gab ihm mit einem stummen, traurig herzlichen Gruß die Hand.

„Kann ich Ihnen helfen, Fräulein Ulrike?" sagte Martin, diese weiße, weiche Hand zwischen seinen gebräunten haltend. „Wir kommen soeben über Hamburg zurück; das erste ist, daß wir lesen und hören, was bei Ihrer Schwester geschehn ist. Ich dachte, ich muß hierher; — nicht aus Neugier, das wissen Sie wohl. Manchmal thun einem Menschen sehr not! — Wie Sie damals mein letzter Besuch waren, sind Sie jetzt mein erster; ich war auch bei Reinhard noch nicht — ich dachte, den find' ich hier —"

„Nein, er ist nicht hier," sagte sie, wieder schwach errötend. „Lieber, guter Doktor! Ich weiß ja, Sie meinen mir's gut. Sie sind nicht wie diese andern, die nur kommen, um auszufragen und mitleidig den Kopf zu schütteln und mit pharisäischer Schadenfreude wieder fortzugehn. O ja, es ist schön, daß Sie da sind; ich danke Ihnen herzlich. Setzen wir uns nur; stehen kann ich nicht. Ihr Anblick ist schon eine Wohlthat, Sie sind ein Mann, o stark — und dabei so gut. Ist Adams ein Mann? Ich weiß

nicht. Drüben bei ihm ist ein Chaos. Die Stärkste ist noch meine arme Mutter; aber wie leidet sie! O, was werden die Leute noch reden . . . Was für ein Schicksal!"

„Sie sagen nichts von Ihrer Schwester, Fräulein Ulrike. Man erzählte uns im Gasthof, sie habe — — sie sei ganz gestört —"

„Nein," erwiderte Ulrike rasch, „ganz von Sinnen, das ist sie nicht. Sie erkennt uns ja; sie weiß alles; sie *will* nur nichts wissen. Sie sitzt da, wie von Gott geschlagen, als wär' alles aus! — Als gestern abend mein Schwager nach Hause kommt, geht Wilhelm, der eine Diener, nach dem Wintergarten, um es ihr zu melden; im Billardzimmer, bei der offenen Thür, findet er die Jungfer Pauline, die in Krämpfen daliegt. Er geht weiter, im Wintergarten sieht er die Leichen; Juliane kauert in einer Ecke, sieht selber aus wie der Tod — so hat sie vielleicht schon Stunden gesessen — rührt und regt sich nicht, nur ihre Augäpfel bewegen sich zuweilen und schauen nach den Toten hin. Sie will auch nicht aufstehn, will so am Boden bleiben; es kommt Adams, es kommen die Leute, fast mit Gewalt schaffen sie sie endlich fort und in ihr Schlafzimmer hinauf. Zu Bett geht sie aber nicht, dagegen sträubt sie sich mit aller Gewalt; man soll sie in Ruhe lassen, sie wird nicht schlafen, sie wird nie wieder schlafen, es wird alles schon werden, wie es werden soll! — Adams ist so verstört, er läßt uns nicht rufen; erst heute morgen erfahren wir, was geschehen ist . . . Als ich zu Juliane hineinkomme, sitzt sie auf ihrem Bett, noch in allen Kleidern. Gar kein Blut im Gesicht, die Augen liegen so tief; sie starrt mich nur an. Auf ihrem wundervollen Haar liegt es so sonderbar grau — ich glaube im ersten Schreck, sie ist über Nacht ergraut; aber denken Sie! Wie sie sich's verschafft hatte, weiß ich nicht: sie hatte sich *Asche* auf den Kopf gelegt; wollte auch so bleiben. Wir sollen sie überhaupt nicht stören, nicht beunruhigen, nicht zum Essen zwingen; sie weiß selber, was sie will, was sie soll. Und als wir dann von ihr ablassen, um sie nicht wild und toll zu machen, sitzt sie wieder stundenlang, zusammengekauert, ohne Bewegung da wie ein Bild — als wollte sie so ihr Ende erwarten!" — —

„Nur nicht verzagen, liebes Fräulein," sagte Martin nach einer tiefen Stille; Ulrike hatte sich die Hände vor die Augen

gelegt. „Die Welt ist ja so eingerichtet: wen ein Schicksal so ganz niederschmettert, der schnellt dann auch leicht wieder auf. Zunächst gibt's ja Aerzte; war denn noch keiner da?"

„O ja, mehr als einer; Adams hatte in seinem fassungslosen Zustand wohl an ein halbes Dutzend geschrieben oder telegraphiert. Mittags kam auch Jenner; er ließ sich berichten — denn Juliane wollte ihn durchaus nicht sehn — und versicherte uns wiederholt: beruhigen Sie sich, geben Sie sie in meine Anstalt, in ein paar Monaten ist sie ganz gesund! Aber sowie ich ihr davon sagte, fuhr sie aus ihrer Erstarrung auf: ‚Nie, nie, nie! Sprich mir nicht von Jenner; ich will nicht zu ihm hinaus, ich will ihn nie wieder sehn!' — — Er wurde sehr blaß, als ich ihm das sagte; zuckte endlich die Achseln, murmelte etwas von Zurbesinnungkommen und von Wiederkommen, und fuhr wieder ab. Ach, lieber Freund — alles trifft zusammen, um die Augen der Welt so recht auf dieses unglückliche Haus zu ziehn! Warum soll ich es Ihnen nicht sagen: auch von Tettau will sie nichts mehr wissen; er ist darüber wie von Sinnen, liegt nun in heftigem Fieber da, phantasiert — diesmal kommt er wohl nicht mehr davon. Ich bin wie betäubt. Dazu Adams, der nun doch auch in allerlei Gedanken herumgeht . . . Ach, und mir graut so sehr. Was für eine Welt!"

Martin beugte sich vor und nahm ihre Hand; sie ließ sie ihm; es that ihr offenbar wohl, sie in seinen Händen zu lassen. Eine Weile betrachtete er die feinen Finger und die zarten Adern, als sähe er mit wissenschaftlichen Augen auf einen merkwürdigen Gegenstand. „Ja, an der Welt läßt sich allerlei aussetzen," fing er endlich an; die über dies und das brütende Ulrike hatte schon vergessen, daß sie zuletzt von der Welt gesprochen hatte. „Aber merkwürdig viele Gegenmittel hat sie auch gegen die bösen Geschichten, die sie anstellt! Was Ihre Schwester betrifft — daß sie nicht zu Jenner will, das ist ja kein Unglück; und wenn er sie gesund gemacht hätte, dann kann's ein andrer auch. Frau Juliane, glauben Sie mir, ist so gut gearbeitet, so mit Liebe geschaffen, die hält so 'nen Stoß schon aus. Zur rechten Zeit wird sich die Natur schon melden, die diese feine Arbeit gemacht hat. Ihre Schwester wird in eine andre Anstalt gehn, und wird wiederkommen, und zwar wie jene griechische Venus, die aus dem Meeresschaum auftauchte!"

„Ach, aber das Gerede," flüsterte Ulrike, vor sich niederblickend. „Und ihr gebrochener Lebensmut!"

„Das Gerede ... Verzeihen Sie, Fräulein Ulrike — ich war Philolog, alte Sprachen — gestatten Sie mir noch ein Gleichnis aus der Mythologie. Die üble Nachrede, auch Fama genannt, die hat hundert Zungen, sagt man; aber das ist nicht so schlimm. Die Fama ist ein lebhaftes, geräuschvolles, auch leichtfertiges Frauenzimmer; aber wie uns die Zähne ausfallen, wenn wir älter werden, so fallen ihr die Zungen aus, eine nach der andern. Die Zeit, die sagt nichts — aber sie hat die Macht! — Und die wird auch den Lebensmut Ihrer Schwester wieder zusammenleimen; da ist mir nicht bange. So ein Steh-auf wie Frau Juliane. Ich seh' sie schon wieder stehn!"

„Sie sind so gut," sagte Ulrike und drückte ihm die Hand. „Aber nein, nicht bloß gut: Sie haben wohl auch recht! Zu mir sprechen Sie auch nicht umsonst; ich glaube so sehr an Sie; Sie stärken mich so. Aber — —" Sie sah ihn auf einmal an, als käme er erst jetzt in die Thür. Seine frische, luftbraune Haut, seine stillleuchtenden Augen, das Gefühl der Kraft, das von ihm ausging — das alles ward ihr nun bewußt; sie hatte es bisher wahrgenommen, ohne es zu wissen. „Aber wie sind Sie nun auf einmal da?" fragte sie, liebenswürdig lächelnd. „Kommen Sie wirklich aus dem Weltmeer zurück? Ja, Sie sehen so aus; beinah wie ein Schiffskapitän; — nicht wahr, es ging Ihnen gut. So hab' ich Sie noch nie gesehn!"

„Sie haben recht, liebes Fräulein," antwortete er, nur so obenhin: „nach all den verzettelten Jahren geht es mir nun wirklich unwahrscheinlich gut. Aber von mir werden wir doch heut nicht sprechen —"

„O ja! grade von Ihnen!" unterbrach sie ihn, nichts als Freude und Güte in den schönen Augen. „Von diesem neuen Glück, grade von dem wollen wir sprechen; damit man wieder glaubt: es gibt doch noch Glück. Also diese lange Seereise, vor der ich Sie zum Abschied sah — bei der ich mir nichts denken konnte — die hat Ihnen so wohlgethan?"

Er zuckte die Achseln: „Wer weiß das? Eigentlich wissen wir ja nichts. Könnt' ich diese drei Monate jetzt noch einmal leben, und diesmal hier in Berlin oder in der Villa Rohrbach, dann würd' sich's ja zeigen; jetzt kann ich Ihnen nur sagen: ich

hab' mich entschieden verbessert, und vielleicht ist die See daran schuld! — Aber eines, glaub' ich, hat der Jenner dabei schlau bedacht, ich halt' ihn für einen ganzen Kerl: so 'ne lange Seefahrt reißt einen wirklich aus der Welt heraus, wie nichts andres. Wer das braucht, der hat's! Da gibt's keine Störungen, Unterbrechungen, Rückfälle, keine Briefe, keine Telegramme und kein Wiedersehn; man steigt in Hamburg aufs Schiff — das auch 'ne kleine Welt ist — und schwimmt den ganzen Atlantischen Ozean hinunter, an Europa vorbei und an Afrika und an Südamerika, bis man bei Rio de Janeiro vor Staunen über die Schönheit auf den Rücken fällt; und von Rio weiter um die Ecke bis Valparaiso, und von da bis Buenos Aires zurück — und von da hierher. Die Kur ist nicht schlecht! Brandenburg und Berlin und Bozen, wo sind sie? Auf dem Mond. Und Martin Olearius schwimmt. Ueber ihm die Sonne oder die Sterne, unter ihm ziemlich viel Wasser, neben ihm Baron Rohrbach —"

„Baron Rohrbach!" fiel sie ein. „Ihr rührender Freund ... Und dem ging es auch so gut? Ist er nun auch wieder hier?"

„Nun freilich; er geht mir ja nicht vom Ellbogen. Erst hier, in unserm Hotel d'Angleterre, haben wir uns für ein paar Stunden getrennt: er ist zu seiner Tochter hinausgefahren — ich zuerst zu Ihnen. So gut wie mir? Anfangs nicht! Die Götter ließen ihn für seine Anhänglichkeit an mich tüchtig büßen, er wurde der beste Seekranke auf dem ganzen Schiff. Später gaben sie ihn los, und dann ward er glücklich; auch sein Asthma ist so ziemlich hin ... Mir thaten sie von Anfang an nichts! Ich kam bald dahinter: mein Leibteufel ist eine elende Landratte, seefahren mag er nicht! Und ich nahm mich dann in beide Hände, übergab mich ganz dem alten Neptun, lebte nur für die gründliche Ausbesserung meines armseligen Ich. Viele Stunden täglich auf dem Verdeck gegangen, — im Matrosengang, mit gespreizten Beinen, wenn wir schaukelten, oder wie ein Flaneur auf dem Markusplatz, wenn schön Wetter war. Ich glaub', ich bin ganz inkrustiert, und inwendig mit Meersalz gefuttert; jedenfalls muß ich jetzt beidlebig sein, ein aufrechtgehender, zweibeiniger Lurch!"

Ulrike sah ihn heiter an — obwohl ihr darüber Thränen in die Augen traten. „Ich hoffe, es gefällt Ihnen aber doch

wieder auf dem festen Land. Jedenfalls hat Ihnen außer dem Meer auch Ihr guter Wille geholfen —"

„Was ist nun aber mit Ihnen?" rief er aus, um von sich abzulenken. „Wir hörten und wußten ja von nichts, solange wir reisten; hier erfahr' ich zu meiner Verwunderung, Sie wohnen noch in der Königin Augusta-Straße. Ich dachte Sie in der neuen Wohnung zu finden als Frau Reinhard Dittmar —"

Sie war aufgestanden und bewegte langsam den Kopf hin und her. „Nie!" sagte sie, ihm mit tiefem Ernst in die Augen blickend.

Martin fuhr auf, wie von einem Schlag getroffen. „Nie? — Ich verstehe nicht —"

„Ich werd's Ihnen sagen; dann werden Sie verstehn. Ihnen muß ich's doch sagen: seinem besten Freund — und auch meinem, glaub' ich. Wie oft hab' ich diese Tage gedacht: wenn er wiederkommt, ihm werd' ich alles erzählen, denn daß er mir recht gibt, daran liegt mir so viel! Nun sind Sie so plötzlich da — ach, wir haben nun ganz andre Sorgen — aber Ihre durchdringenden, erschrockenen Augen sehn mich so fragend an. Hören Sie denn, wie es ist! Oder wollen Sie's nicht von mir, wollen Sie's von ihm —?"

„Wie reden Sie, Fräulein Ulrike. Ich bin auch Ihr ‚bester Freund', wie Sie richtig sagen — und damit ist's abgemacht. Sprechen Sie nur, erklären Sie mir, denn mir sauſt's im Kopf — — Da steht aber Ihre Dienerin."

Ulrike wendete sich; in dem Vorhang zwischen dem Salon und dem andern Zimmer erschien Johanna, eine hilflose Unruhe in dem alten Gesicht. Sie konnte sich nicht entschließen, weiterzugehn; das Fräulein trat zu ihr. „Nun, was gibt's, Johanna?"

Die Alte legte ihren Mund fast an Ulrikens Ohr: „Zum drittenmal ist er da, der Herr Doktor; unser Doktor, Ulrikchen. Er weiß, daß Sie hier sind; fortgehn thut er nicht wieder, sagt er. Sprechen, sagt er, muß er Sie."

Ulrike, nun wieder die Selbstbeherrscherin, wie Johanna sie kannte, hatte sich schnell gefaßt; die Finger auf der Brust, am Herzen, sann sie eine Weile; es dauerte nicht lange. „Warten Sie noch einen Augenblick!" sagte sie dann leise. Sie kam zu Martin zurück; „lieber, guter Freund!" flüsterte sie. „An diesem entsetzlichen Tag kommt alles ... Draußen steht Doktor Ditt-

war. Er will noch einmal — — O, ich wollte, Sie ständen dabei; aber das geht doch nicht an. Sie könnten aber von hier — — wollen Sie es thun? Damit Sie hören, warum es aus ist, immer, für ewig aus — und ob Sie mir recht geben. Sie sind mein Gewissen ... Wollen Sie es thun?"

Martin sagte nichts, er nickte nur. „Meine gute Johanna," sagte jetzt das Mädchen mit gedämpfter Stimme, „führen Sie den Herrn in mein Wohnzimmer; sogleich bin ich da." — Die Alte trat durch den Vorhang zurück; Ulrike atmete laut. Sie fuhr sich mit beiden Händen ins Haar, drückte sie gegen die Schläfen und sah in die Luft. Endlich schüttelte es sie; aber es flog nur so über sie hin. „Hab' ich ein sehr blasses Gesicht?" fragte sie leise. „Seh' ich heruntergekommen, abgehärmt aus?"

„Nicht so sehr," antwortete er ebenso leise, mit einem herzlich zusprechenden Blick. „Eher wie eine Heldin, kann ich Ihnen sagen —"

„Nun, dann geben Sie acht," flüsterte sie entschlossen, rasch. „Sie werden alles hören können ..."

Sie fuhr sich noch einmal über die Augen, darauf ging sie zum Vorhang. Ihn ruhig beiseite schiebend, trat sie in ihr Wohnzimmer.

VII.

Reinhard stand nicht weit von der Thür, die zum Vorplatz führte. Er hatte den Ueberzieher nicht abgelegt, ihm war offenbar heiß, seine Wangen brannten; sonst war aber auf dem Gesicht eine so große Ruhe, ein so eigener melancholischer Ernst, ein so feierlicher und bedeutender Ausdruck, daß Ulrike bang erstaunte: sie hatte ihn sich anders gedacht. „Ich bitte dich, laß mich eines vorausschicken," sagte er sogleich: „ich war diesen Morgen zweimal hier — du warst fort —"

Sie nickte.

„Ich war dann auch zweimal drüben, bei Adams —"

„Dort ward niemand angenommen," unterbrach sie ihn.

„Ja, so sagte man mir ... Gestern lag ich krank. Sonst wär' ich ja gestern gekommen ..."

Sie lächelte mit leiser, kaum bemerkbarer Bitterkeit. „Es

handelt sich ja nicht um gestern und heute," hauchte sie so hin. Dann fiel ihr wieder ein, daß noch jemand sie hören sollte, sie hatte es schon vergessen; lauter und kräftiger sagte sie: „Es war ja auch nicht mein Wunsch, dich noch einmal zu sehn. Wär' es wirklich deiner gewesen, so wärst du ja vorgestern gekommen — als du meinen Brief hattest. Was willst du denn heute noch? Ich versteh' es nicht. Bitte, sag' es kurz — und dann laß es das Letzte sein!"

„Kurz? Nun also, ganz kurz: es darf nicht das Letzte sein! Ich will nicht ohne dich leben —"

Ulrike lachte einen Augenblick auf. Es kam schriller heraus, als sie wollte; vor Scham ward sie rot. „Bitte, bitte," sagte sie dann: „davon nicht mehr reden. Das ist ja vorbei, das ist abgethan! — Du schüttelst den Kopf. Wie kann dir denn einfallen, noch den Kopf zu schütteln? Du willst nicht ohne mich leben ... Willst du mir nicht sagen, was du denn vorgestern abend zu thun hattest, das dich hinderte, mir das auszusprechen, als es vielleicht noch Zeit war — nur vielleicht, vielleicht — während es heute nachmittag ganz gewiß zu spät ist?"

„Ja, ich will dir's sagen," antwortete er mit dem feierlichen, fast finsteren Ernst, mit dem er sie vorhin begrüßt hatte. „Ich hab' mir geschworen, dir die absolute, nackte Wahrheit zu bekennen; ob mir das nun dein Herz für ewig raubt oder nicht. Sonst wär' ich freilich auch nicht würdig, noch eine Silbe zu dir zu sprechen ... Ja, ich hab' mich gräßlich verirrt. Ja, in einem unaussprechlichen Zustand, für den ich mich selber verachte, bin ich diese Monate hin und her getaumelt, hab' ein Doppelleben geführt, das ich früher an andern nicht begriffen habe; erst seit es mich selber packte, weiß ich, was für eine tolle Wahrheit es ist. Ja, ich hab' nicht in einer, sondern in vielen Stunden — es kam immer wieder — nach Mathilde Rohrbach gestrebt! Ob es immer wiederkam, weil sie mich nicht liebte, weil um so mehr mein Stolz nach ihr rang — ob es sich verloren hätte, wenn mich dieser Stachel nicht — — Was nützt es, danach zu fragen. Wie es war, so war es. Und entschuldigen könnte mich nichts. Zu deiner Genugthuung laß mich nur noch sagen: glücklich war ich nicht. Ich war wohl so ziemlich der elendeste, unglückseligste Mensch!"

Ulrike suchte nach Worten; sie wußte zu ihrer Beklemmung

eine Zeitlang nicht, was sie sagen sollte. Reinhard wartete ruhig; als habe er sich des Schwersten entladen, als wolle er nun weiter nichts, oder als wolle er ihren Urteilsspruch hören. Sie wagte kaum ihn anzusehn: so vertieft, so eigen, so wenig hassenswert sah er aus. „Genugthuung!“ gab sie endlich zur Antwort. „So eine Genugthuung such' ich nicht. Ich will ja nichts mehr als Ruhe; denn weniger elend, als du von dir sagst, werd' ich wohl auch nicht gewesen sein ... Bitte, da du nun einmal dastehst, sag' mir nur noch eins; das, wonach ich schon fragte. Wenn du heute kommst, warum konntest du vorgestern abend nicht kommen, als du meinen Brief hattest?“

Er schloß die Augen und seufzte tief; gegen seinen Willen. Als werd' es ihm doppelt schwer, nach einer so harten Beichte noch eine zweite zu beginnen, fing er mühsam an: „Sagen will ich dir's wohl ... Ich war unterwegs zu dir; aber diese schauerliche Krankheit war mir noch im Blut. Und da ich an Julianens Fenster die andre zu sehen glaubte, — wie von einem bösen Geist gepackt, stieg ich zu ihr hinauf; so recht wie ein Besessener getäuscht und geäfft: denn sie war gar nicht dort. Dafür begegnete mir aber etwas, das ich nicht gedacht hatte: ich saß mit deiner Schwester dann im Wintergarten — ja, in dem Wintergarten, der den nächsten Abend so unbegreiflich gräßlich mit Blut überströmt ward — und sie schüttete ihre arme Seele vor mir aus, weil sie so ganz an die meine glaubte; sie schnürte mir die Brust zusammen mit ihrer Verehrung, ihrer Vergötterung, sie erstickte mich fast mit all der klagenden Selbstverwerfung: ‚du warst zu gut für mich, du bist ja der Fleckenlose, dich darf nichts entweihen, du kannst nicht fehlen, nicht sündigen, du stirbst für Ehre und Pflicht!‘ — O ja, wenn ich in dem Augenblick hätte sterben können ... Aber in diesen Worten, dieser unaussprechlichen Scham fühlte ich mit einer Art von Grauen, wie abgrundtief diese Welt ist: wie alle die Geschöpfe aufeinander wirken, wie sie alle zusammenhängen, Gott mag wissen, für welchen Zweck, wie jeder ein Werkzeug sein kann in einer Hand, einer Hand — ja, wo ist sie, wer sieht sie? Nur manchmal ist einem so, als könnte man sie fühlen ... Kurz, diese Juliane brachte mich zu mir. Die Stimme dieser Frau, die — — die ich nicht sehr ehre, sie ward wie eine Posaune in mir: so ein Schächer bist du, während sie dich anbetet? Wo sind sie denn,

deine Treue, deine Pflicht, deine Ehre, die sie in dir vergöttert? Warum schreist du nicht: ‚ich bin ein Elender, ein Schilfrohr, wenn du dich an mich lehnst, knicke ich zusammen!‘? — — Du weißt, du verstehst, wie mir war; ich kann's nicht so sagen. Der Rest dieser Krankheit — mir war, als führ' er aus von mir, ich schüttelte etwas von mir ab, ein Gift, eine Schmach; — aber unaussprechlich elend war mir dabei zu Mut. Zum Hinfallen elend; Fieber und Verwüstung im Kopf ... So kam ich nach Haus. Hätt'st du dagestanden, ich wär' dir zu Füßen gefallen, hätte alles an dich hingestöhnt; — aber zu dir hinaufzugehn — vor Johanna, vor deiner Mutter, beim Gaslicht, dort im Salon — dazu hatt' ich nicht die Kraft. Hatt' auch nicht den Mut. Ja, ja, ja, sagt' ich mir, ich will von der andern nichts mehr, sie ist hier heraus, ich bin frei — aber soll ich Ulriken nun sagen: dieses Herz, diese eben verlassene Wohnung, sie gehört nun wieder dir allein, nimm sie und sei glücklich!?“

Ulrike errötete tief und schluchzte einmal auf; dann schien wieder alles Blut zum Herzen zurückzugehn, jammervoll bleich stand sie da. „Du sagst es selbst,“ brachte sie schwer hervor, und anfangs bebte die Stimme: „du kannst es mir nicht wieder anbieten, dieses freigewordene Herz; und ich kann's nicht nehmen. Darum kamst du nicht; und wenn du nun doch *heute* kommst — vielleicht mehr aus Mitleid, wegen der Juliane — was hat sich geändert? Es ist vorbei; es ist aus ... O, ich bin nicht undankbar — ich danke dir so sehr, daß du mir die ganze Wahrheit gesagt hast, so stolz und — so groß; werd' dir's nicht vergessen. Aber nicht wahr, du versuchst nichts mehr; du sagst nicht wieder: ‚ich will nicht ohne dich leben‘; das ist abgemacht. Wir werden ohne einander leben; — ohne Haß, ohne böse Gedanken — nur weil es eben so ist. Bitte, geh still hinaus, wenn ich fort bin. Mög' dir sonst alles gedeihn ... Leb wohl!“

Sie trat bis an den Vorhang zurück, das hoffnungslos ernste Gesicht noch auf ihn gerichtet, als wolle sie ihn bis zum letzten Augenblick sehn, und dann niemals wieder. Mit einer raschen Bewegung war sie drauf verschwunden.

VIII.

Reinhard hatte keinen Versuch gemacht, sie zurückzuhalten; er fühlte in sich nicht das Recht dazu; langsam ging er zur andern Thür. Eh' er sie öffnete, blieb er doch noch einmal stehn; mein Gott! mein Gott! dachte er, von einer bleiernen Last in der Brust bedrückt, von einem kalten Gefühl überschauert, — wie wird das Leben nun sein? Arbeit; nichts als Arbeit ... Ein guter Beamter werden, ein hochgeschätzter vielleicht, vielleicht ein berühmter; auch im Reichstag sitzen; für meinen Ehrgeiz leben und für eine große Sache — wer weiß, wie viel Jahre lang. O ja, das ist schon etwas; — nur ist das Schönste verspielt ... Vielleicht einmal aus Verzweiflung, aus Klugheit, aus Langeweile eine andre nehmen — und als Geheimer Rat mit ihr durch die Straßen gehn — und nach meinem verlorenen Paradies verschmachten ... O Ulrike, Ulrike. Hätt'st du Gnade statt — — Aber sie hat recht! Ihr edler Stolz — „ohne böse Gedanken". — Arbeit, nichts als Arbeit. Bist du noch nicht hinaus? Bildest du dir ein, sie wird wiederkommen? Raff' dich auf, geh fort!

Er legte die Hand auf die Thür; nun spürte er aber eine Hand, die sich ihm auf die Schulter legte. Fast entsetzt vor Staunen — als träumt' er — sah er in Martins Gesicht, da er sich zurückwandte. Es war eine ausdrucksvolle, wunderliche Mischung: halb das Blüchergesicht, das starke, resolute, halb unendliche Weichheit, ein gleichsam grimmiges Mitgefühl. „Ja, ich bin da," sagte Martin, um dem Staunen ein Ende zu machen; „ich dachte dich hier zu sehn. Hab' dich statt dessen *gehört* — im andern Zimmer — das ist so gekommen, ich bin nicht dran schuld. Die Arme, die hat's gewollt. Weil ich ihr dann sagen sollte, was ich von ihr denke —"

„Nun, und was denkst du von ihr?" sagte Reinhard, dem jetzt eine grenzenlose Bitterkeit auf die Lippen stieg.

Martin faßte ihn am Aermel, wie um ihn noch festzuhalten: „Nicht im Groll von ihr gehn, Bruder; sie hat's nicht verdient. Was ich von ihr denke, das ist Nebensache; thu mir nur den einen Gefallen, Bruder: nimm's wie ein ganzer Mann! wie der gute und große Mensch, der du bist! Geh jetzt nicht hin und sag: ‚sie will nicht, also gut, 's ist aus' —"

„Was soll ich denn anders sagen?“ unterbrach ihn Reinhard mit einem harten, verzweifelten Lächeln, mit fast lauter Stimme.

Martin legte ihm eine Hand auf den Mund: „Bitte, nicht so laut! Sie sitzt auf dem Sofa und weint ... Ich hab' ihr geschwind zugeraunt, ehe ich herauskam: ‚denken Sie, den sind Sie nun los? Dann kennen Sie den Dittmar noch nicht! Der verzagt nicht so leicht; und wenn er auch einmal fehlgeht, er kommt wieder auf seinen Weg. Morgen sagt er sich vielleicht schon: ich hab' ein Gefecht verloren — muß nun weiterkämpfen. Ich fange von vorne an, hoffe auf die Zukunft ... Liebes Fräulein Ulrike, und diese Zukunft sind Sie!‘ — Wie gesagt, nun sitzt sie und weint. Was kann sie auch Gescheiteres thun. Es ist besser, man fängt mit dem Weinen an und kommt bis zum Lachen!“

„Martin,“ sagte Reinhard, „einer von uns ist jetzt nicht recht bei Verstand; ich fürchte, du bist's. Von vorne wieder anfangen, auf Ulrike hoffen? Hast du nicht gehört? ‚Das ist abgemacht‘; ‚mög' dir sonst alles gedeihn‘ —“

„O ja, ich hab' so ziemlich jedes Wort gehört. Trag mir das nicht nach — und ihr auch nicht — bedenke nur die Not ihres armen Herzens — und sie klammerte sich an mich an; wen hatte sie denn als mich? — O ja, ich hab' das alles gehört. In früheren Zeiten hab' ich aber auch gehört, daß es Menschen gibt, die sich ändern; und daß besonders die weichen, liebenden Herzen oft in einiger Zeit ihre Form verändern: dann sieht ihr Nein wie ein Ja aus — freilich manchmal auch umgekehrt. Nur ein eitler Mensch kann nicht wiederkommen; ein stolzer wie du, der kann's. Und dann kann so eine wie Ulrike vielleicht — — Aber was weiß ich? Ich weiß gar nichts, Bruder. Es fällt mir doch auch nicht ein, dir zu predigen; so ein Geck bin ich nicht. Wollte dir nur sagen, daß ich dich ja kenne ... Wohin gehst du jetzt? Find' ich dich heute abend bei dir?“

„Heute abend, ja,“ erwiderte Reinhard, sich mit aller Anstrengung fassend. „Es ist toll genug: du kommst von so einer Reise zurück, und wir sprechen davon nicht ein Wort. Bleibst du denn noch hier? Bei —“

Er deutete mit der unruhigen Hand nach dem Salon.

„Ja, ich bleib' noch hier. Kann ihr vielleicht noch in irgend etwas helfen. Wenn wir uns wiedersehn, Reinhard, — fürchte dich nur nicht: ich sage von Ulrike kein Wort. Das übergeben wir der Vergangenheit — oder auch der Zeit —"

„Martin!" rief Reinhard aus und schüttelte ihn über der Brust am zugeknöpften Rock. „Es ist keine Redensart! Ich weiß nicht, wie ich ohne sie — — Diese beiden Nächte hab' ich das in mir durch und durch gefühlt. Darum dacht' ich: versuch's noch; vielleicht kann ihr edles Herz —"

„Ich finge von vorne an! ‚Das sind so meine Ansichten,' wie ich einmal einen Fischer sagen hörte, als er einem andern riet, zehn Zoll weiter abwärts anzulegen. Also heute abend bei dir; da reden wir von Valparaiso —"

„Du mußt mir helfen, Martin!" — Reinhard nahm ihn zwischen seine Arme und drückte ihn mit Gewalt. „Wenn ich dir einmal sagen werde, wie es dazu kam; wie diese unsinnige Leidenschaft — — Sie ist fort; auf Ehre, sie ist fort. Nicht verzagen, sagst du ... Mein Kopf ist noch so grauenhaft wüst. Ich kann noch nicht denken. Ich hab' diese Tage, diese ganze Zeit viel gelitten, Martin ... Heut' abend reden wir weiter; von Valparaiso — aber auch von ihr ... Ich erwarte dich! Ich erwarte dich!"

Er küßte ihn rasch, wiederholt, auf den Mund, und hastete zur Thür hinaus.

Martin sah ihm nach, die Hände in den Taschen; auf Deck, unter den Seeleuten, hatte er sich das angewöhnt. — „Mußt mir helfen, Martin," wiederholte er summend, mit seinem gelassenen Lächeln, vor sich hin. Als er sich wandte, um wieder zu Ulriken in den Salon zu gehn, kam sie ihm schon entgegen; sie blickte ihn liebevoll an, Thränen in den Augen, und in einer plötzlichen Regung umschlang sie ihn auch und küßte ihn auf den Mund.

„Ich muß!" sagte sie. „O Sie guter, herrlicher Mensch!"

„Was hab' ich denn gethan?" fragte er. „Was — — was haben Sie gehört?"

„Alles nicht; aber ganz genug. Ich trat nach einer Weile an den Vorhang, ich konnte es nicht lassen ... Verachten Sie mich darum?"

„Mit wem sollt' man dann noch umgehn?" antwortete

er ruhig. „Uebrigens, da Dittmar fort ist, will ich nur noch sagen: ich muß eigentlich auch nach Hause, mein Baron wird heimkommen; können Sie mich aber zu irgendwas brauchen, so verabreden wir uns, wann Sie mich wieder erwarten. Ich hab' ja in Berlin weiter nichts zu thun —"

„Ich danke Ihnen tausendmal," fiel sie ein. „Wo überhaupt noch zu helfen ist, da helf' ich mir selbst!"

„Sehr schön; wenn Ihnen aber doch noch was einfiele: Hotel d'Angleterre. Merkwürdig, wie oft die kleinen zierlichen Gestalten inwendig die stärksten sind; nicht heroisch, nicht Gewaltsmenschen, aber in sich fest. — Liebes Fräulein Ulrike!"

Er nahm ihre Hände.

„Was wollen Sie mir noch sagen?" fragte sie; ihre klugen grauen Augen betrachteten ihn aufmerksam. „Sie haben noch was auf dem Herzen. Sprechen Sie doch heute ganz so frei zu mir, wie zu sich selbst; meine Seele ist Ihnen so offen; sie hört Ihnen so willig zu. Was hab' ich verfehlt?"

„Was sollten Sie verfehlt haben? Davon wüßt' ich nichts. Aber ich dachte nur, wie ich eben Ihre kleinen, feinen Hände ansah, die so niederhingen, als möchten sie auf dieser schnöden Welt nichts mehr anfassen, als hätten sie auf zu viel Hartes, Stachliges, Dorniges gegriffen: es ist schad' um euch, dacht' ich; eine rauhe Welt! — Aber was wollen wir machen, liebes Fräulein Ulrike. Reinhard Dittmar, der Ihnen so viel Gutes von mir gesagt hat, er schrieb mir einmal über Sie, in den ersten Zeiten: ‚sie denkt auch wie du, sie geht auch mit Bewußtsein, mit stillem, aber festem Willen ihren Dornenweg!' Darum gewann ich Sie dann so besonders lieb; hab's Ihnen auch geschrieben, nicht wahr, und beim letzten Wiedersehen gesagt. Was heißt das aber: Dornenweg? Vorwärts gehn, nicht wahr, dahin, wohin man soll, wie auch von rechts und links diese Stacheln stechen. Und nicht bloß auf dies und das gründlich verzichten, das man gerne hätte, so daß man's nicht hat — nein, noch Schwereres: dies und das nehmen und festhalten, obwohl es so schön nicht mehr ist, wie es einmal war, obwohl die Dornen es elend zugerichtet haben ... Denken Sie, gute Ulrike, Ihr Lebenszweck stünd' leibhaftig vor Ihnen — als ein schöner Genius mit Flügeln, oder wie Sie wollen — und sagte Ihnen: ‚Deine Bestimmung oder dein Kern oder dein Lebensgeheimnis ist, diesen

Mann zu lieben, von früh auf und immer; ihm ein guter Kamerad auf dem Weg zu sein, oft auch eine Führerin, und am Ende sein bestes Glück; aber wie du ihn zuerst ohne Hoffnung liebtest, so wirst du ihn nun mit vielen Schmerzen der Entsagung lieben, denn einen Teil von ihm hat das Leben dir weggeraubt. Wenn er nun wiederkommt — wiederkommen wird er; darauf sei gefaßt — so wird dein stolzes Herz dir sagen: ach, er ist ja nicht mehr derselbe; das verwind' ich nie; soll ich mich ihm ganz geben, da ein Stück von ihm weggebrochen ist? — Das ist eben der Dornenweg. Dies gehört dazu. Aus großer, himmlischer Liebe verzichten können auf das reine Glück, um das etwas getrübte ihm und dir zu retten; ihn nicht fallen lassen; sein Stern, seine Sonne sein. So ist diese Welt gemacht. So bist du gemacht. Drück die kleinen Hände fest zusammen und geh deinen Weg!' — — Ich sag' nur so, Fräulein Ulrike. Wie in den Fabeln die Tiere sprechen, so kann ja auch einmal ein leibhaftig gewordener Lebenszweck seine Meinung ausdeuten. Wie rührend schau'n Sie mich an. Das ist jetzt die Mischung, die ich gerne habe: kindliche, lernende Augen, aber zugleich um den festen Mund so ein tiefwurzelnder Wille. Sagen Sie mir nichts. Dazu ist immer noch Zeit; wir sehn uns ja wieder. Ich will nun doch zum Padre gehn. Also: Hotel d'Angleterre. Bitte, geben Sie mir noch einmal diese gute Hand. Adieu!"

Ulrike gab ihm die Hand und hielt dann die seine eine Weile fest; es schien, daß sie sie nicht loslassen wollte, eh' sie nicht etwas gesagt hätte, das die Lippen schon leise voneinander trennte. Sie schwieg aber doch. In den grauen Augensternen leuchtete nur etwas. Endlich nickte sie, mit tief ernstem Gesicht. Dann zog sie ihre Hand zurück.

Er lächelte ihr zu und ging aus der Thür.

IX.

Martin fuhr nach Hause; am Schinkelplatz stieg er aus und in seinen dritten Stock im Englischen Hof hinauf. Es war völlig dunkel geworden, aber eine winterklare, sternenbesäete Nacht. Am Fenster seines Zimmers stehend — der Baron war noch nicht

zurück — sah er auf die grenzenlose, schneebedeckte Stadt, durch die das dunkle Wasser des Spreearms, einzelne Eisschollen führend, wie ein Wurm dahinkroch. Unter ihm lag der kleine, stille Platz mit den drei „nützlichen Männern", wie er die Statuen von Thaer, Beuth und Schinkel als Student genannt hatte; jenseits der Spree, über den Häusern der „Schloßfreiheit", grade ihm gegenüber stieg die mächtige Kuppel des gewaltigen Königsschlosses auf. Dann dehnte sich links der beschneite „Lustgarten"; hinter dem alten und neuen Museum ragte die Nationalgalerie empor. Vor ihnen leuchtete es wunderlich auf der breiten Schloßbrücke: die Lichter der Gaslaternen spielten auf den weißen Leibern der marmornen Krieger, die den begleitenden Siegesgöttinnen, wie Martin dachte, „ihre Reize zeigten", als griechisch-preußische Helden unempfindlich gegen den schnöden Schnee, der ihnen Kopf und Schultern bedeckte. Sie waren ihm aber zu griechisch; erst wenn er wieder auf das edle Ungeheuer, das königliche Schloß sah, ward ihm brandenburgisch zu Mut. Es waren doch Kerle! dacht' er. Da liegt jetzt dieses Berlin, diese Riesenstadt; es war aber noch ein „Residenzle", da mauerten sie schon, so nach und nach, dieses Schloß zusammen, als wüßten sie, was werden will, als hätten sie der brandenburgischen Vorsehung in die Karten geguckt. Nimm dir das zu Herzen, Martin Olearius, wenn du dir so gering, so verweht vorkommst. Was war denn die Mark? Sand; viel Sand. Kiefern und Birken, Heide und Pellkartoffeln. Thut nichts, dachten die; was draus gemacht werden kann, wird gemacht; — jetzt schreibt sich Berlin „Hauptstadt des Deutschen Reichs"! — Na ja. 's ist doch was. Der brandenburgische Dornenweg ... Ach, wenn nur das verdammte Herz nicht wäre; dieser Schmarotzer frißt so viel Knochenmark. Nun wieder nach der Villa Rohrbach zurück; konnte mich so schön danach sehnen; und wie mir jetzt davor graut. Wir drei Mannsbilder allein — wozu denn ...

Hört' ich nicht eben klopfen? dachte er, wandte den Kopf nach der Thür und horchte. Nein, es war wohl nichts. Wer klopft denn so leise; der Padre gewiß nicht —

Nun ward aber laut gepocht. Ah! das ist der Padre! — Mit voller Stimme rief Martin: „Padre, herein!"

„Ich bin's nur," hörte er jetzt eine Stimme sagen. In der Thür erschien die Gestalt, vor der er sich gefürchtet hatte, seit

sie in Buenos Aires den Hamburger Dampfer bestiegen, der sie heimwärts führte ... Sie kam ihm etwas kleiner vor, als er sie sich gedacht hatte; vielleicht, weil sie heute schwarz gekleidet war und im Halbdunkel stand: denn nur eine Kerze brannte beim Fenster auf seinem Tisch. Langsam trat sie näher; er war verblüfft und rührte sich nicht. Er sog nur gleichsam ihr Bild in sich ein; die jungfräuliche, schlanke Erscheinung — ohne Mantel und Hut — etwas magerer, wie ihm deuchte, als das letzte Mal; das holde Gesicht, ein wenig befangen lächelnd, nicht so strahlend, bleicher, an den Wangen nur schwach gefärbt. „Grüß' Sie Gott!" sagte sie; ihre Lippen zogen sich nach unten, zu dem wohlbekannten, herzlichen Schmollen, das er nun so lange nicht gesehn hatte. „Das ist eine schöne Begrüßung; er regt sich gar nicht; — jetzt kommt er. Herr Doktor Olearius, Sie sind nicht mehr in Pernambuco, sondern in Berlin!"

„Ich war gar nicht in Pernambuco", antwortete er und drückte ihre Hand. „Liebe, gute Mathilde! Ich mußte Sie erst anschauen — mich an Ihnen entlang freuen. So unbändig gut sehen Sie aber nicht aus wie damals; nicht so einfach Rasse, Gesundheit, schon wieder gedankenvoller, seelenvoller —"

Sie unterbrach ihn, als wollte sie von sich nicht sprechen: „Ich soll Sie vom Padre grüßen, er kommt mir gleich nach! Er hat mich im Wagen hierher gebracht, unterwegs fiel ihm ein, daß er ihn doch noch heut besuchen sollte — einen Verleger nämlich. Nebenan in seinem Zimmer hab' ich abgelegt."

„Einen Verleger?" fragte Martin. „Was thut Ihr Vater mit einem Verleger? Will er Bücher schreiben?"

„Ich weiß nicht; — sprechen wir übrigens von Ihnen: da ist allerlei zu sagen. Sie lassen also meinen Vater ganz allein zu mir in die Anstalt fahren, und ich muß in ein Hotel kommen, um Sie wiederzusehn?"

„Ich wollte das Wiedersehn zwischen Vater und Tochter nicht entweihen —"

„So etwas unendlich Zartes fiel Ihnen doch früher nicht ein! — Dann waren Sie fast drei Monate fort, und beinahe gar keine Nachricht —"

„Das war ja eben das Merkwürdige an der ganzen Reise," sagte Martin heiter. „Wir konnten fast nichts von uns hören lassen, wir waren wie untergetaucht!"

„Ihnen leuchten ordentlich die Augen vor Freude über dies Untertauchen ... Jetzt kommen Sie von Julianens Schwester? Haben Sie sie gesehn?"

„O ja —"

„O wie das entsetzlich ist! — — Man kann auch von nichts anderm reden hören diesen ganzen Tag. Bei uns da draußen ebenso wie hier in der Stadt —"

„Ist denn das ein Wunder?" fragte Martin; — „aber nun setzen Sie sich; dann thu' ich's auch. Ein Graf Wildhagen in dieser Manier aus der Welt geschafft; Neffe eines Ministers, Bruder eines Unterstaatssekretärs. Und das nervenprickelnd Geheimnisvolle an der Mordgeschichte —"

„O die unglückliche Juliane!" rief Mathilde aus. „Ihr Geist so verstört ... Und nun kommt noch die Polizei, nicht wahr. Untersuchung, Verhöre, Gericht!"

„Ganz gewiß; natürlich. Aber glauben Sie, daß die Geschichte dadurch schwärzer wird? Hier im Hotel hab' ich jemand erzählen hören, der Graf sei ihr Geliebter gewesen, er hab' ihr dagegen eine halbe Million versprochen; auf einmal hab' er aber nicht mehr zahlen wollen, da hab' sie ihn noch einmal in ihren Wintergarten gelockt und vor ihren Augen durch diesen Nikodemus umbringen lassen. Wobei Nikodemus allerdings auch umgekommen sei, denn der Graf, ein riesig starker Mann, ein Löwenjäger —"

„O wie greulich!" rief das Mädchen. „Wie falsch! Man hat ja beim Grafen ein Billet gefunden, darauf steht, von ihrer Hand: sie wollte ihn nicht sehn! Jenner, der von dort zurückkam, hat's seinem Assistenten erzählt —"

„Nun also! Dann ist's ja gut. Dann werden Polizei und Gericht die Sache nicht schlechter, sondern besser machen. Und Frau Juliane wird allerdings zeitlebens einen Knacks behalten; aber wenn erst ihre Jugend gesiegt hat — sie ist sechsundzwanzig alt — dann wird diese Frau ihre Bestimmung — — Lassen wir sie jetzt. Also unsre Mathilde Rohrbach, obgleich sie einfach als Landratte gelebt hat, im Sand und Schnee der Mark, sie ist nun richtig gesund? Etwas zu interessant sieht sie doch noch aus —"

„Ich bin sehr gesund," sagte sie rasch. „Natürlich, so einige Erinnerungen an den Nerven-Unsinn werd' ich wohl immer behalten —"

„Ich auch. Das thut nichts. Das ist ja nur, damit man nicht übermütig wird. Und wie haben Sie denn gelebt?"

Sie sah ihn flüchtig an, dann auf die Sofalehne, an der sie saß: „Nun — so wie ich wollte! Zuerst noch etwa anderthalb Monate als Rekonvaleszentin — ein entsetzliches Wort — dann als Helferin. Jenner und seine Schwester behaupten beide, ich mache meine Sache gut. Es ist leider nicht wahr; aber ich hab' doch allerlei gelernt. Ich könnte vielleicht einmal eine gute Stütze in so einer Heilanstalt werden —"

„Nu, das wär' schon etwas!" sagte Martin, der keine Miene verzog. „Jedenfalls bleiben Sie noch bei Jenners?"

Mathilde zuckte mit den gradlinigen Brauen, als reize sie diese Frage — oder auch der Ton, in dem sie gesprochen ward. Sie schüttelte dann den Kopf.

„Wie! Sie bleiben *nicht* dort?"

„Nein." — Sie ward rot. — „Seit heute morgen spricht man so viel von Professor Jenner und — Juliane; und wenn mich das auch eigentlich nichts angeht — länger da sein mag ich nicht. Ich hab's nie geglaubt; nun ist's aber doch wohl gewiß. Ich hielt Jenner für —"

„Für ein Ideal!" ergänzte Martin.

„O nein, dafür nicht. Aber ich dachte, seine Patienten — — Was liegt übrigens daran, was ich dachte. Kurz, ich hab' ihn wohl überschätzt. Ich bin ja auch noch jung!"

„Gott sei Dank," setzte er hinzu. „Also was wollen Sie nun? In eine *andre* Anstalt als weibliche Assistentin gehn?"

„Nein," antwortete sie.

„Oder Diakonissin werden? Davon sprachen Sie damals auch —"

„Das war nur so ein Traum!" fiel sie ihm ins Wort; ihre Augen bohrten sich wieder in die Sofalehne.

„Nur ein Traum?"

„Sie hören ja. Damals war ich so selig dankbar, zu genesen; und wie die alten Griechen ihre Opfer brachten, so wollte ich — mich selbst — — Lächeln Sie doch nicht so überlegen."

„Ich? Ich hab' eben absolut nicht gelächelt, Mathilde."

„Dann entschuldigen Sie; hier in meinem Augenwinkel sah es so aus. Ich wollte mich zum Opfer bringen. Ich wollte auch von — von euch unabhängig sein. Ich wollte beweisen, daß

ich ganz frei, ganz allein — — Nun, ich hab' es ja auch bewiesen. Muß ich es noch länger thun? Das ist ja nicht nötig!"

„Ich denke nicht," erwiderte Martin ruhig. „Also was denn nun?"

„Was denn nun?"

„Ich meine, was Sie nun unternehmen wollen —"

„Ja, soll ich denn gar nicht wieder zu den Meinigen zurück?"

Martin fuhr flüchtig zusammen. — „Das ist 'ne drollige Frage," sagte er dann; „Sie können ja doch thun, was Sie wollen. Daran hatt' ich nur absolut nicht gedacht. Sie wird jedenfalls etwas unternehmen, dacht' ich . . ."

Mathildens geschlossene Hände fingen an zu zittern; sie stand langsam auf. „Würd' es Sie denn nicht — —" fing sie an; sie brach aber ab. „Ich wollte nun nach Hause; wollte allerlei weitertreiben; — auch von Ihnen wieder lernen, hatt' ich mir gedacht. Das hörte ja alles so plötzlich auf, als mich Jenner holte —"

„Freilich, freilich. Sie wissen, ich stehe immer zu Befehl. Wenn ich den Bengel, Ihren Bruder, einen Schultag weitergeschafft habe, — der Rest des Tages steht zu Ihrer Verfügung."

Das Mädchen wurde blasser und blasser; die nicht mehr so luftbraune Haut verlor alles Blut. Ihre eingeschüchterte Stimme bebte leise: „Sie sagen das alles sehr — verständig; sehr höflich . . . Würd' es Sie denn gar nicht freuen, wenn ich wiederkomme?"

„Aber was sind das für Fragen, Mathilde," gab Martin lächelnd und herzlich zur Antwort, immer seine Ruhe wahrend. „Wie werd' ich mich denn nicht freuen. Wir studieren wieder Sophokles und fahren beim Spinoza fort; und deklamieren Goethe. Bei gutem Wetter wandern wir mit dem Vater und dem Sohne; denn wir können's ja nun, wir sind ja gesund. Sie spielen uns Beethoven vor, ich unterrichte Sie und Wolfgang über das Ganze der höheren Schiffahrt. Kurz, wir ‚wurschteln weiter', wie die Wiener sagen. Das ist jedenfalls besser als die lange Trennung. Ich verstehe nicht, was Sie wollen; zeig' ich Ihnen denn meine Freude nicht?"

„Nein," sagte sie, sank wieder auf das Sofa zurück, in die Ecke, legte sich beide Hände vor die Augen und begann zu weinen.

„Mathilde!" rief er fast erschrocken aus. Er war eine

Weile still, sich gewaltsam sammelnd; „aber gute Mathilde!“ fuhr er dann leiser und gelassener fort. Da sie ihn nicht sah, legte er die linke Hand auf sein Herz und drückte, als bleibe es sonst vielleicht nicht an seinem Platz; „liebe, gute, kindische Mathilde!“ fing er zum drittenmal an. „Was für ein indianisches Freudengeschrei haben Sie denn erwartet? Ich freue mich mit Vorsicht, mit — Resignation; verstehn Sie das nicht? Ich muß mich ja doch auch tüchtig umgewöhnen; und wie Sie für Unabhängigkeit und Freiheit sind, so bin ich es auch. Wir werden wie robuste Leute leben, jeder mehr für sich; das wird uns zuerst neu sein — der Mensch gewöhnt sich an alles. Wir nehmen einfach einen neuen Kurs, dann segeln wir frisch drauf los, unter der alten Flagge. Wie Mathilde Rohrbach, die Genesene, die Befreite, über diesen Sachverhalt eben weinen konnte, ist mir unbegreiflich. Na, sie hebt den Kopf. Mathilde! Thusnelda von Bozen! Alles wird ja gut!“

Sie antwortete nicht; mit forschendem Blick betrachtete sie ihn lange: ob sie denn auf seinem Gesicht gar nichts finden könne, das dem leisen, aber von ihr erhorchten Nebenklang in seiner Stimme entsprach. Sie suchte jedoch ganz umsonst; sie fand nur eine gesundere Röte, eine festere Haut, mehr Licht und Glanz in den Augen — alles zur Freude, ja, aber ihr nicht genug. Endlich kam auch über sie, langsam, widerwillig, die „Resignation“, von der sie ihn eben hatte sprechen hören. Ihr fiel etwas andres ein; plötzlich ging der Sonnenschein von damals, oder sonst ein Strahlen über ihre Züge. Sie holte aus einer gehäkelten Tasche, die an ihr hing, ein ungebundenes, stark zerlesenes Buch in gelblichem Umschlag hervor. „Sie wollen mich also wieder unterrichten,“ sagte sie, „ich danke Ihnen sehr. Aber wollen Sie denn weiter nichts?“

„Was denn?“ fragte er, vor ihr stehend. „Ich wüßte nicht!“

„Sie könnten ja größere Arbeiten machen —“

„Ich? Das ist vorbei!“

„Sie könnten schöne und gute Bücher schreiben —“

„Wer denn? Ich? — Sie sind wohl nicht recht —“

„Bei Trost,“ sprach sie zu Ende, da er stecken blieb. „Warum haben Sie eine so düstere Vorstellung von mir? Ich bin sehr bei Trost. Das da ist ja mein Trost schon seit drei, vier Wochen!“

„Was da? Dieses Buch?"

„Ja." — Sie zeigte ihm den Titel: „Tischreden eines Unbekannten." — „Wer der Verfasser ist, das steht nicht dabei; man hat mir's auch nicht gesagt; Professor Jenner gab mir's nur: ‚lesen Sie das!' Ich hab' nicht lange gelesen, da hab' ich's erraten —"

Martin starrte auf die acht Zeilen Vorwort, die dem Titelblatt folgten. „Mathilde!" sagte er, mit auf einmal verändertem, erstarrtem Gesicht, „machen Sie mich nicht toll! Das wäre ja dann alles von mir — das wären ja die Blätter, die Aufzeichnungen, die der Herr von Tettau —"

„Ja, die sind es auch. Nachdem ich Sie erraten hatte, hat mir's Jenner gesagt ... Sie sind so himmlisch verstört, setzen Sie sich doch wieder; da links steht ihr Stuhl. Doktor Olearius, ja, das ist Ihr Buch! In der Nacht nach dem Abend, wo Sie beide bei Tettau waren, hat der Padre alles, Blatt für Blatt, gelesen; und hat sich gesagt: das muß in die Welt! Olearius aber, der ist ein — — ich kann das Wort vor Ihnen nicht wiederholen, es geht nicht — — Olearius würd' die Papiere einfach vernichten, wenn ich ihm davon sage; ich mach's ohne ihn! Und am andern Tag, dem letzten vor Ihrer Reise, ist er damit zu Jenner hinaus; der hat übernommen, es zu redigieren, oder wie man sagt, und hat ihn zu einem Verleger geführt, alles mit abgemacht: es wird auf Padres Kosten gedruckt, die Korrekturen lesen Jenner und sein Sekretär; in spätestens anderthalb Monaten muß es unter die Leute. Und so ist auch alles geschehn —"

„Warten Sie einen Augenblick," fiel ihr Martin ins Wort. „Sie überschätzen meinen Gehirnkasten; ich bin zwar ein bedeutender Kopf, wie Sie aus dem Buch da wissen, aber so geschwind faß' ich in diesem Augenblick nicht. ‚Es wird auf Padres Kosten gedruckt' ... Mathilde!" schrie er sie plötzlich an.

„Ja!" schrie sie zurück.

„Das ist unerhört!" sagte er etwas ruhiger, Feuchtes in den weit aufgesperrten Augen. „Man kann sich auf keinen Menschen mehr verlassen: der Padre so eigenmächtig, so selbstherrlich, so bevormundend — gegen mich, Doktor Martin Olearius. Da fährt man nach Valparaiso, den Südwester auf dem Kopf, und unterdessen — — Was ist's denn für ein Buch?" schrie er wieder lauter. „Ist's ein gutes Buch?"

„O ja," sagte sie, selig lächelnd. „Und für mich ein wunderbar gutes Buch: an mir hat es viel gethan! Nicht nur, daß ich nun erst weiß, was Sie alles in sich hatten, daß ich nun all die Gedanken verstehe, die mein unreifer, mein kranker Kopf damals noch nicht fassen konnte: es hat mich auch wieder zu mir selbst gebracht. Es hat mich ins Gleiche gebracht. Mir war etwas verloren gegangen, das hat es mir wiedergegeben — wenn auch ganz, ganz anders —"

„Sie überschätzen mich schon wieder, Mathilde; ich versteh' Sie nicht. Wenn Sie mir gefälligst etwas deutlicher —"

Sie schüttelte den schönen Kopf, diesmal übermütig und wie eine rechte Evastochter lächelnd. „Ich will Sie nicht bemühn: Sie können es nicht verstehn! — Ich will Ihnen nur noch sagen, eh' der Padre kommt: stören Sie ihm seine Freude nicht, beschweren Sie sich nicht; der Erfolg gibt ihm ja recht — und so glücklich hab' ich ihn vielleicht nie gesehn, wie jetzt mit dem Buch. Jenner, der Assistent, die Schwester haben ihm gesagt, wie heftig es ihnen gefällt; das sei einmal etwas Praktisches, eine Art Medizin, stärkend, erfrischend, bessernd, in die Höhe, in die Weite ziehend. Und so wirke es überall ... Es wird viel besprochen — wird auch angegriffen; angegriffen! das versteh' ich nicht! — und viel gelesen und viel gekauft. Darum ist ja der Vater gleich zum Verleger hin ... Wenn Sie nun viele Auflagen erleben sollten, was thun Sie dann mit dem Geld?"

„Mathilde!"

Er suchte sie zu sehn, ihr liebes Gesicht, er sah es aber nicht mehr. Eine große Wolke lag ihm vor den Augen. Ein unbegreifliches Gefühl tanzte in seiner Brust.

„Ja, nun werden Sie endlich weich," sagte sie, „wie ein vernünftiger Mensch. Der Padre will Ihnen allerlei sagen: wenn Sie Wolfgangs Schulzeit noch vollenden wollen, so müssen Sie doch jedenfalls schon jetzt für Ihre Zukunft leben —"

„Was für eine Zukunft?"

„Nun — arbeiten, schreiben, meint er. Und sich vorbereiten: vielleicht für die litterarische Leitung einer großen Zeitschrift, vielleicht für Theaterkritik, vielleicht für die akademische Laufbahn —"

„Weiter nichts? Was noch?"

„Was noch?“ fragte sie. „Wissen Sie das nicht?“ — Sie war aufgestanden, er hatte es nicht bemerkt, er hatte in die fernste Ferne, ins Nichts, in einen rosenroten Abgrund gesehn — er wußte nicht, wohin. Jetzt folgte er ihr mit den Augen und sah sie durch den Nebel hindurch; sie stand bei der Thür, als wollte sie hinaus. Aber mit einer Art von Lächeln, oder was sonst, wiederholte sie: „Wissen Sie das nicht? — Ich kann's Ihnen nicht sagen ... Aber eh' ich wieder in Padres Zimmer gehe, sag' ich Ihnen nur noch: wenn Sie sich so ‚resigniert‘ zu mir freuen — ich hab' mich damals auch von Ihnen hinweg resigniert, als ich hierher sollte, zum Jenner, und Sie mir so viel Vernunft eingaben, daß ich glaubte, ich sterbe dran. Damals hab' ich angefangen, mich in mich hineinzuziehn; dann ist es hier weiter und weiter gegangen, während sie mich gesund machten; zuletzt war mir so schauerlich wohl: ich bin frei! ich bin frei! — Jetzt — — jetzt bin ich noch immer frei; was nervenkrank war, das ist fort; aber — ich hab' viel erlebt; das war das mit dem Buch, das Sie nicht verstehn. Zu Ihnen gehör' ich doch immer. Von Ihnen abfallen kann ich nie ... Nun geh' ich zum Padre. Wir sehn uns ja noch vor Nacht!“ — —

Sie war aus der Thür; die fiel hinter ihr zu. Martin schüttelte sich: ein seliger, schaudernder Frost überlief ihn, den er nie gekannt; — dann riß ihn etwas fort, ihr nach. Es ging wie im Dunkel des Halbbewußtseins dahin; als er zu sich kam, stand er mit ihr im andern Zimmer, ihre Hände haltend, Worte auf den Lippen, die noch keinen Ton hatten, die sie nicht verstand. „Mathilde!“ sagte er endlich deutlicher, ihre Finger drückend: „‚von mir abfallen können Sie nie.‘ Wie das klingt ... Aber ich hab's schon einmal gewußt; ich hab's dann vergessen ... Uns hat man wirklich füreinander gemacht ... Mathilde! Da stehn Sie! Ich hab' Ihre Hände! Ich bin gesund! Ich hab' eine Zukunft! Ich bin ein Verfasser ... Ich muß einmal lachen! — — Nein, ich muß einmal knien; — o du einziges, mir von Gott bestimmtes — wahrhaftig sie nickt — du schönstes, bestes Geschöpf! Du wirklich mein Sonnenlicht, meine Luft, mein Leben. Wenn sie meinen, ich hab' nun genug um dich gelitten — so laß mich deine Hände küssen. Dich! Dich! Deinen Mund!“

Mathilde sagte kein Wort, sie zog ihn nur empor, lag dann,

wie in ihn hineingewachsen, still in seinen Armen. So hielten sie sich lange Zeit, ihr Schicksal immer weniger fassend. Der Baron trat ein; glückselig überrascht blieb er stehn. Wie hatte sich sein weiches Herz seit Jahren, lautlos, nach diesem Anblick gesehnt!

„Padre!“ rief Martin, sich halb von Mathilde lösend. „Jetzt wirklich Padre!“

Rohrbach lächelte; er trat zu ihnen, sprechen mochte er nicht, er streichelte Martin nur, und große Thränen rollten ihm über das Gesicht hinunter. Die ersten wischte er fort; dann streichelte er auch sein Kind, das sich von der andern Seite gegen seine Brust legte, und ließ sich die Freudetropfen ruhig in den Bart laufen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Adolf Wilbrandt.

Gespräche und Monologe.

Sammlung vermischter Schriften.

Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Inhalt: Ein Gespräch, das fast zur Biographie wird. — Für Schleswig-Holstein. — Shakespeares Coriolanus. — Mein Freund Scävola. Ein Gespräch. — Hölderlin, der Dichter des Pantheismus. — Wie „Arria und Messalina" entstand. Ein Gespräch. — Platos Verteidigungsrede des Sokrates. — Er und ich. Ein Gespräch. — Meister Amor. — Fritz Reuters Leben und Werke. — Drei Nächte. Ein Gespräch. — Johannes Kugler.

Neue Gedichte.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Inhalt: Vermischte Gedichte. — Irene. Aus der Jugendzeit. — In Spruchform. — Vermischte Gedichte. — Tod und Trost. — Aus dem Burgtheater. — Der Turm von Nervi.

Hermann Ifinger.

Roman.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Novellen aus der Heimat.

Zweite Auflage.

Preis geheftet 3 Mark 50 Pf. Elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung in fünf Aufzügen.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Caracosa. Historischer Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert von Alfred Dove. Zwei Bände. Zweite Auflage. Preis geheftet 10 Mark. Eleg. geb. 12 Mark.

Das Kreuz am Ferner. Ein hypnotisch-spiritistischer Roman von Karl du Prel. Zwei Bände. Preis geheftet 7 Mark. Elegant gebunden in einem Band 8 Mark.

Erzählungen von Gottfried und Johanna Kinkel. Dritte Auflage. Preis geheftet 6 Mark. Elegant gebunden 7 Mark.

Dree Wiehnachten. 'ne Geschichte in märkische Mundart von Fritz Fening. Preis geheftet 5 Mark. Elegant gebunden 6 Mark.

Luginsland. Novellen von Otto Roquette. Preis geheftet 5 Mark 40 Pf. Elegant geb. 6 Mark 40 Pf.

Neue Erzählungen von Otto Roquette. Preis geheftet 3 Mark 30 Pf. Elegant gebunden 4 Mark 20 Pf.

Das Vermächtnis Kains. Erster Teil: Die Liebe. Novellen von F. von Sacher-Masoch. Zwei Bände. Dritte Auflage. Preis geheftet 10 Mark. Elegant gebunden 12 Mark.

Der neue Hiob. Roman v. F. von Sacher-Masoch. Preis geheftet 4 Mark 60 Pf. Elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU, Boston

DATE. | NAME OF BORROWER.

Author Wilbrandt, Adolf
Title Der Dornenweg. Ld.3.

38558

LG
W665d